

Württembergisch Franken

Neue Folge 22/23 — Erster Teil

Jubiläumsjahrbuch des Historischen Vereins
für Württembergisch Franken
1947/48

Mit 125 Planskizzen und Abbildungen



Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1948

Württembergisch Franken

Neue Folge 22/23 — Erster Teil

Jubiläumsjahrbuch des Historischen Vereins
für Württembergisch Franken
1947/48

Mit 125 Planskizzen und Abbildungen

Schriftleitung: Dr. C. Kost



Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1948

Das Inhaltsverzeichnis
befindet sich am Schluß dieses Doppelhefts.



1949

II, 136

Z 10

Herausgegeben mit Genehmigung
der Publications Control Branch ICD OMG Württemberg-Baden.

Auflage 1000, 1948.

Druck: Württembergisches Zeit-Echo, Schwäbisch Hall.

Zum hundertjährigen Bestehen
des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken
1847—1947

den Gründern dieses Geschichtsvereins

Hermann Bauer
Ludwig Fromm
Ottmar Schönhuth

in Dankbarkeit und Verpflichtung
gewidmet.

Verzeichnis der Mitarbeiter
am
Jubiläumsbuch Württembergisch Franken
Neue Folge 22/23

Isidor Fischer, Studienrat, Crailsheim, Schillerstraße 35

Dr. Max von Freed en, Direktor des Mainfränkischen Museums,
Würzburg, Festung Marienberg

Dr. Peter Goebler, Professor, Direktor a. D., Tübingen,
Goethestraße 14

Dr. Emil Kost, Studienrat und Dozent a. D., Schwäbisch Hall,
Langenfelder Weg 9

Dr. Eduard Krüger, Architekt, Großholzleute bei Isny

Wilhelm Mattes, Rektor, Heilbronn a. N., Böcklinstraße 9

Karl Schumm, Fürstl. Hohenlohescher Archivrat, Schloß Neuenstein

Professor Karl Weller und die Frankenforschung

Von Peter Goeßler



Professor Dr. Karl Weller (1866—1943)

Der Historische Verein für Württembergisch-Franken ist in politisch bewegter Zeit, die in ihrer Art der Einheit des deutschen Vaterlandes zustrebte, das ja leider, wie der Gründungsauftrag sagte, nur noch in der Geschichte einzig sei, im Jahre 1847 ins Leben getreten. Er ist im Kranze der württembergischen Landes-Geschichtsvereine einer der späteren. Die Entstehung der Historischen Vereine geht ja im letzten Ursprung auf die Anregung des größten deutschen Staatsmannes der napoleonischen Zeit, des Freiherrn von Stein, und die von ihm 1819 in Frankfurt gegründete Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde zurück. In Württemberg war sein Aufruf zur Gründung von Vereinen von Ländern, Provinzen und Städten zur Pflege der Geschichte, zur Sammlung der Altertümer und zur Verbreitung der Kenntnis der Vergangenheit erst 1832 in Rottweil auf fruchtbaren Boden gefallen. Wie überall, so war es auch im Fränkischen keine Volksbewegung, sondern eine kleine Gemeinschaft von Geschichtsfreunden aus den sogenannten gebildeten Kreisen, vor allem von Beamten, Pfarrern und Lehrern aller Stufen, dazu aber auch von Gewerbetreibenden und Handwerkern, und auch der Adel nahm aktiven Anteil am Vereinsleben. Vom Geist, der den neuen Verein belebte, zeugt die Ehrenmitgliedschaft eines Uhland und Justinus Kerner. Die Intensität der Forschungsarbeit hing ab von einzelnen, die führend vorangingen. Besonders in Hall und Öhringen, dann auch in Weinsberg war er beheimatet. Als der Verein am 1. September 1897 sein 50-Jahr-Jubiläum feierte, hielt den wissenschaftlichen Festvortrag der 31jährige Philologe Dr. Karl Weller, seit mehreren Jahren als Historiker im Dienste des Gesamthauses Hohenlohe mit der Herausgabe eines Hohenloheschen Urkundenbuchs und einer Geschichte der Anfänge des Hauses beschäftigt. Sein Thema lautete: „Schwäbisch Hall zur Hohenstaufenzeit“. Bereits war Weller also ins Zentrum seiner ganzen Forschungen vorgestoßen. Der Vortrag ist als Beitrag des Historischen Vereins für Württembergisch-Franken, den Weller seit kurzem als neu berufenes Mitglied der am 19. November 1891 ins Leben getretenen Württembergischen Kommission für Landesgeschichte vertrat, im selben Jahrgang ihrer Württembergischen Vierteljahreshefte für Landesgeschichte (abgekürzt WVfL), Neue Folge VII 1898, 193, erschienen, der auch seinen mit Recht berühmten Aufsatz über die Besiedlung des Alamannenlandes enthält. Der Haller Vortrag zeigt eine erstaunliche Reife des Urteils und Tiefe neuer Erkenntnisse über die Hohenstaufen als Stadtgründer: Hall, die Salzstadt, wird bereits vom ersten Staufer auf dem deutschen Königsthron, Konrad III. (1138—1152), gegründet, der, ein Bruder des Herzogs von Schwaben Friedrich und als Nachfolger und Erbe der ausgestorbenen Grafen von Korbund und Rothenburg Graf des Kochergaus geworden, als König den Ort mit dem Marktrecht begabt; alsdann 1156 wird

ihm gelegentlich der Einweihung der dem Michael, dem Salzquellheiligen, geweihten Kirche ein siebenjähriger Jahrmakrt verliehen, worauf dann schließlich das Stadtrecht und Mauer und Graben um die Stadt folgten.

In der Tat, ein neuer Stern der deutschen Territorial- und Reichsgeschichte war mit Weller aufgestiegen. Längst war man im Lande auf den jungen Historiker aufmerksam geworden, unter den damaligen Führern der Landesgeschichte zuerst der ab 1890 maßgebendste, der 1888 auf den neuen Lehrstuhl für deutsches Mittelalter in Tübingen berufene Professor Dr. Dietrich Schäfer. Diesem Manne, der die Schwaben bald für sich gewann, so schwer es auch einige ihm machten, die damals gerne von der Invasion der „Nordkaffern“ sprachen, ist Weller allerdings nicht mehr zu Füßen gesessen, wie wir einige Jahre Jüngeren, die wir das Glück gehabt haben, von diesem ebenso großen Gelehrten, wie wissenschaftlich und menschlich hochstehenden Lehrer in Vorlesungen und Übungen auch in das technische Handwerk und Rüstzeug des historischen Forschers eingeführt zu werden, sondern erst nach Abschluß der Studienzeit ist Weller zu Schäfer in nähere, sich im Laufe der Jahre immer enger gestaltende Beziehungen getreten. Schäfer ist ihm Leitstern sein Leben lang geblieben. Im Vorwort seines Buches „Die Staatsumwälzung in Württemberg 1918—1920“ (erschien 1930) — das er ihm nicht mehr widmen konnte, wie er gewollt hatte, da Schäfer mittlerweile gestorben war — wünschte er sich ein Erbtel von Schäfers Tatsachensinn, Tapferkeit und Wahrheitssinn. Immer wieder hat er, wie Schäfer, an die sittlichen Kräfte, insbesondere die selbstlose Hingabe des einzelnen an das Ganze, worin die entscheidenden Kräfte des geschichtlichen Lebens beschlossen liegen, appelliert. In der Grundeinstellung, daß eine gesunde Lebens- und Weltauffassung, zumal für das deutsche Volk, vor allem auf geschichtlicher Grundlage möglich ist, ist Weller sein würdiger Schüler lebenslang geblieben.

Als Schäfer sein Lehramt in Tübingen antrat, war Weller dem Abschluß des Studiums nahe. Seit Herbst 1884 hatte er an der Landesuniversität alte Sprachen, Weltgeschichte und Literatur studiert. Von seinen Lehrern hatte ihn wissenschaftlich am stärksten beeinflußt der Althistoriker Alfred von Gutschmid, der jedoch im Sommer 1887, seinem 6. Semester, plötzlich mit 56 Jahren verstorben war. Er war ein universal eingestellter Spezialkenner der Geschichte des alten Orients, dazu ein gründlicher Philologe und Quellenkenner, dessen Vorlesungen und Übungen über griechische und römische Historiographie ihn besonders anzogen. Viel hat er auch bei ihm methodisch gelernt aus seiner Vorlesung über allgemeine Geschichte des Altertums 338 bis 146 v. Chr., sowie aus seiner Erklärung antiker Autoren, wie z. B. Tacitus' Annalen. Seine Lehrer in den alten Sprachen waren der Altphilologe und Althistoriker Ernst Herzog mit seiner oft trockenen Gründlichkeit und der auf das Griechentum eingestellte Erwin Rohde und — seit 1887 — sein Nachfolger Otto Crusius, sowie der junge Dozent Wilhelm Schmid, sein alter Haller Lehrer, indes der — damals einzige — deutsche Geschichtslehrer der Universität, Bernhard Kugler, mit seinen oratorisch blendenden Vorträgen für ihn nicht allzuviel bedeutete. Sein Berufsstudium, zu dem Geschichte als Hauptfach an sich nicht gehörte, nahm er sehr ernst, so auch die Vorbereitung auf die Staatsprüfung, die damals viel mehr auf Beherrschung des Schulstoffs, als auf wissenschaftliche Durchbildung Wert legte. Da die Aussichten auf Anstellung für geprüfte Altphilologen damals und noch lange nachher denkbar schlecht waren — ohne daß man von oben her, diesen Überschuß an guten, zum Teil ausgezeichneten Kräften lenkend und ausnützend, eingegriffen hätte —, so brauchte er mit dem Examen nicht zu eilen. Aber wie er dem Verfasser einmal erzählte, hinderte ihn seine Gewissenhaftigkeit und Zielstrebigkeit, in den Examenssemestern noch bei Schäfer zu hören, und seine Bescheidenheit wagte nicht, ihn privatim zu konsultieren. Daß ihn frühe Reife und ernstestes wissenschaftliches, den Problemen auf den Leib rückendes Streben bald schon erfüllte, bezeugen auch seine Jugendfreunde, besonders auch die seiner ehemaligen Tübinger Verbindung, in deren Kreis sein Wort von Gewicht war. Herbst 1889, nach 10 Semestern, schloß er ab mit der altphilologischen Professorsprüfung I. Teil. Er legte sie ab im Soldatenrock, den er seit kurzem als Einjährigfreiwilliger der 10. Kompanie des Tübinger Bataillons trug. Von dem Recht und Usus der Tübinger Einjährigen, soweit sie Füxe (1. und 2. Semester) waren, abendliche Vorlesungen, besonders historische etwa von Kugler, die bei den Stifftssoldaten beliebt waren, zu hören, machte er, obwohl noch immatrikuliert, kaum Gebrauch. Eine ansprechende, für seine Art bezeichnende wissenschaftliche Frucht dieses Militärjahres ist sein Aufsatz „Württembergische Soldatenlieder“, erschienen in Literarischer Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg (LBStA) 1896, 243. Er beschränkte sich darin auf noch gesungene und solche, die er unmittelbar von den Kameraden gehört hat; besonders interessierte ihn als Historiker die Geschichte des einzelnen Liedes und seiner Beziehungen zu Ereignissen, dazu das Verhältnis zum Volkslied, aber auch seine Entartung.

Zum Schluß verlangt er die ergänzende Betrachtung der Melodien und ihrer Geschichte. Ins Jahr 1890/91, das der Vorbereitung auf den zweiten Teil des Examens gewidmet war, den er dann im Herbst 1891 erstand — er blieb bis Frühjahr 1891 in Tübingen —, fällt die einem Zufall verdankte erste Berührung mit Schäfer. Er übernahm an Stelle eines zuerst aufgeforderten Freundes und Fachgenossen die Fertigstellung einer von Schäfer gewünschten Übersicht über die ungedruckten württembergischen Geschichtsquellenschriften, deren Ausgabe ja Schäfer als erste Aufgabe der neuen Württembergischen Kommission für Landesgeschichte bezeichnet und gefordert hatte. Schäfer war von der unter seiner Aufsicht gefertigten Arbeit befriedigt und rühmte in seinem späteren Promotions-Gutachten an die Fakultät Wellers lebhaftes wissenschaftliches Interesse und seine gewissenhafte Art. In der Sitzung ihres Redaktionsausschusses vom 7. Januar 1892 hatte Schäfer die Grundsätze für diese Arbeit vorgelegt, die alsdann genehmigt worden waren. In den Sommer 1892 fällt die erste Begegnung Schäfers mit Weller, der ihm jene Übersicht geliefert hatte. Auch mit Paul Fr. Stälin, dem späteren Archivdirektor, dem Sohne des von ihm hoch verehrten großen württembergischen Geschichtsschreibers Christoph Fr. Stälin, wurde Weller damals bekannt, als ihn der Weg des öfteren ins Stuttgarter Staatsarchiv führte. Eines Tages nun trug er Schäfer seine Bitte vor, mit einer dem Abschluß sich nähernden Arbeit über die Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Frankens rechts vom Neckar, die er 1892/93 neben der zeitweiligen Verwendung im höheren Schuldienst her — u. a. in Gaildorf und Ludwigsburg — in Angriff genommen hatte, sich bei ihm um den Dr. phil. bewerben zu dürfen. Schäfer sah sofort, daß hier einer auftrat, der gewillt war, auf eigenen, selbstgewählten Bahnen zu wandeln, sowohl in der Wahl des Themas, wie in der Arbeitsmethode und Zielsetzung. In der Tat, den Gegenstand hatte er sich ganz selbst ausgesucht und ohne jede Beratung und Förderung eines Lehrers bearbeitet. Und dazu noch: es war engste Heimat, das Hohenloher Land, in dem er seit dem 3. Lebensjahr heimisch war, und dessen Vor- und Frühgeschichte er sich mit als Ganzes an sie kaum gestellten Fragen genähert hatte.

Wellers Vorfahrenreihe weist durchaus nicht ins Fränkische, wie er auch in der Mundart frei von allem fränkischem, auch von vorfränkischem Einschlag in Lauten und Wortbeugung gesprochen hat. Seine Vorfahren waren bäuerlichen Standes und seit dem 16. Jahrhundert im Schwäbischen, in Seiboldsweller, Gemeinde Welzheim, da wo der römisch-germanische Limes hart östlich schnurgerade vorbeizieht, ansässig. Erst sein Vater, Georg Weller, hatte sich wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten des Großvaters ~~unfreiwillig~~ von der Scholle der dort stattlichen Sippe unfreiwillig gelöst. Auch die Mutter, eine geborene Grüniger aus einem Handwerkergeschlecht, hatte in ihrer Sippe nur Welzheimer Blut. Der Vater hatte sich von der Pike auf eine neue Existenz im Eisenbahndienst geschaffen und war alsdann zum Vorstand der kleinen Station Langenschemmern im Oberschwäbischen zwischen Donau und Iller aufgerückt.

Hier ist Weller am 22. November 1866 geboren. Als dann der Vater 1869 auf das größere Amt Neuenstein kam, wurde Karl Weller ein Franke, bis er dann von Öhringen, wo er von 1893 an zuerst als Hohenlohescher Haus-Historiker, alsdann vom Frühjahr 1902 als Oberpräzeptor an dem ihm von der Schulzeit vertrauten Lyzeum gearbeitet hat, 1908 nach Stuttgart als Professor des Karls-Gymnasiums versetzt worden ist. Er ist der Residenzstadt bis zum Tode am 24. Dezember 1943 treu geblieben und hat am 28. Dezember dort im Fangelsbachfriedhof seine letzte Ruhestätte gefunden.

An fast allen Stationen seines äußerlich einfach verlaufenen Lebens hat der genius loci ihn nach der geschichtlichen, insbesondere der besiedlungsgeschichtlichen Seite und vom Standpunkt des Kultur-, gelegentlich auch des Wirtschaftshistorikers interessiert und zu einer literarischen Darstellung seiner Gedanken darüber veranlaßt, so über Neuenstein, Hall, wo er 1881 bis 1884 die vier Oberklassen des Gymnasiums besucht hat, und Stuttgart. Genannt seien ein Vortrag vom 11. März 1896 im Cannstatter Altersverein über die Besiedlung der Stuttgarter Gegend (gedruckt von G. F. Rapp, Cannstatt): eine wenig beachtete, reife Darstellung, die, falls mehr beachtet, später darüber Gedrucktes zum Teil unnötig gemacht hätte. 25. Januar 1897 trug er im Öhringer Pfarrkranz „Bilder aus der neueren Kulturgeschichte unseres Bezirks“ vor (gedruckt im Hohenloher Boten). Ein 1899 über „Neuensteins Vergangenheit“ in Neuenstein gehaltener Vortrag (gedruckt bei Baumann, Öhringen) stellte die Stadtgeschichte dar, beginnend mit der alten Wasserburg anfangs der Herrn von Neuenstein, hohenstaufischer Dienstmänner, dann seit etwa 1250 der Herrn von Hohenlohe, welche 1351 mit Erlaubnis des Kaisers Karl IV. den Platz zur Stadt und 1499 zur eigenen Pfarrei entwickeln konnten. Ein Neuensteiner war es dann, der die rasche Eroberung der Weibertreu durch die Bauern damals herbeiführte. Es folgte alsdann von der Mitte des 16. Jahrhunderts an

— damals Erweiterung der Burg zum Renaissanceschloß von 1556 bis 1564 — der Wohlstand der Bürgerschaft, hinter der der Bauernstand stand, auch als um 1600 die Residenz nach Öhringen verlegt wurde und so zur Bürgerschaft das herrschaftliche Beamtenamt trat. Aus allen diesen Epochen zeigen sich im Stadtbild die Spuren dieser weithin typischen Entwicklung. Streiflichter fallen endlich auf die Geschichte der geistig-kulturellen Art der Bewohner des Städtchens, das in der umgebenden Natur der leichtwellig belebten Landschaft so friedlich eingebettet liegt. Von Studien über Öhringen wird unten die Rede sein.

Weller hat anfangs die Volksschule in Neuenstein, dann 1875 bis 1881 das Lyzeum Öhringen besucht. Es war das ehemalige Hohenlohesche Landesgymnasium, dem Weller im Abschnitt „Hohenlohe“ des Herzog-Karl-Eugen-Werks (II 1909, 425, 428) die der Fürstengunst und vortrefflichen Lehrern lange Zeit verdankte Rolle des Mittelpunkts der gelehrten Bildung des ganzen Ländchens zuweist. Das Gymnasium war freilich längst zum Rang einer Lateinschule, später eines Progymnasiums herabgesunken. Von 1881 bis 1884 hat er bis zur Reifeprüfung die oberen Klassen des Gymnasiums Hall besucht. Dankbar gedachte er immer seiner Lehrer, so des Rektors Heinrich Kraut, der ihn u. a. aufmerksam gemacht hat auf das 1875 erschienene Buch des Hessen Arnold „Ansiedlungen und Wanderung deutscher Stämme“, das für seine wissenschaftliche Entwicklung von großer Bedeutung werden sollte. Ein junger Hilfslehrer, der Althilologe, der bereits genannte Dr. Wilhelm Schmid, seit 1887 in Tübingen Dozent und dann Professor von Generationen, der hochverehrte Meister des Griechischen, vor allem der griechischen Literaturgeschichte, hat auf den jungen Schüler des Haller Obergymnasiums den bleibendsten wissenschaftlichen und menschlichen Eindruck gemacht, der alsdann zu einer engen Lebensfreundschaft geführt hat. Mit größtem Eifer studierte er damals die 1865 erschienene Oberamtsbeschreibung Öhringen, an der Männer, wie Paulus der Ältere, sein Lehrer Boger, Stälin der Ältere und Albrecht maßgebend mitgearbeitet hatten, und ein Lieblingsbuch von ihm war in Hall die „Württembergische Geschichte“ im Calwer Verlagsverein (von Barth und Gundert), und schon damals äußerte er die Absicht, einmal eine Geschichte Württembergs zu schreiben.

So ist denn im Hohenloheschen, in seinen Tälern und auf seinen Höhen, gerade an den genannten drei Plätzen sein Herz aufgewacht, da wo Frankenart in Natur und Kultur sich am reinsten und unverfälschtesten darbietet und sich nicht bloß in der Mundart, sondern auch in Sitte und Brauch am lebendigsten als Eigentum erhalten hat. Hier ist er auch frühe schon als reiferer Schüler und als Student durch Wald und Feld und Siedlungen gezogen, ist er den alten Wegen, die gerne auf Wasserscheiden dahinziehen — jedoch als Grenzen, deren Bedeutung er erst später erkannte —, den prähistorischen und römischen Resten, den alten Markungsgrenzen, Befestigungen, Rechtsdenkmälern, Gerichtslinden usw. nachgegangen, ohne freilich sich an die eigentliche archäologische Forschung, die ihm wenig lag, zu verlieren. Aber seine Neigung, wenn irgend möglich die Quellen aller Art sprechen zu lassen, hat er hier gelernt und frühe ausgebildet, wenn er sie auch bald in den Dienst der reinen Geschichte zu stellen sich gewöhnt hat. Dafür ist ein schönes Zeugnis seine bereits genannte Erstlingsarbeit über die Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Frankens rechts vom Neckar, auf Grund deren er dann am 3. Juni 1893 von der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen mit „cum laude“ zum Dr. promoviert worden ist. Es ist zugleich seine erste literarische Arbeit, erschienen in den WVfL, Neue Folge III 1894, 1—93 (mit Berichtigungen Seite 455). Aus den Promotionsakten vom 3. Juni 1893 (philosophische Fakultät) ist zu entnehmen, daß er bei Vorlage der Arbeit am 12. April 1893 ausdrücklich um Schäfer als Examinator gebeten hatte. Als Nebenfach gab er Literaturgeschichte an, in der ihn dann Hermann Fischer prüfte. Schäfer stellte das Zeugnis aus, daß Weller den Gegenstand erschöpft habe, gründlich und sich mit der ganzen Literatur auseinandersetzend; die Arbeit zeige weiter volle wissenschaftliche Selbständigkeit, auch gegenüber Arnolds Ortsnamentheorie (darüber siehe unten), so daß die Arbeit das Beste sei, was über die Frage geschrieben sei. Fünf Karten waren beigelegt. Darin waren die Grundzüge der Besiedlung bis ins Mittelalter zu einem Gesamtbild herausgeholt, das, wie er in seinem Forscher-Instinkt genau wußte, noch weithin der Ergänzung durch andere Quellen, wie Erkenntnis der natürlichen Landschaft, ihrer Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, der Orts- und Flurnamen, der Dorfmarkungen usw. bedarf. Wie er in einem Festvortrag bei der 75-Jahr-Feier des Haller Vereins im Herbst 1922, in dem er unter teilweiser Wiederaufnahme des Themas über die „Besiedlung des württembergischen Frankenlandes in deutscher Zeit“ sprach (erweitert BStA 1923, 65, 81) ausführt, trat ihm, als er vor 30 Jahren an das Thema ging, das Rätsel entgegen, wie es kommt, daß das Ebenengebiet des Frankenlandes trotz seines guten Ackerbodens in

früher Zeit keine Dörfer aufweist, sondern kleinere Weiler, d. h. eine spätere Siedlungsform und ein Kennzeichen der Gebirgsgegenden. Diese Frage kann nur aus Besonderheiten der Menschheitsgeschichte in dieser Gegend und in alter Zeit gelöst werden. So kam er bald zur Römerzeit einerseits und zur Grundherrschaft ab 8. Jahrhundert n. Chr. andererseits. Von dem berühmten Buche Arnolds, eines Rechtshistorikers, nicht eines Germanisten — der sich für Ortsnamen auf Werke wie Förstemann stützen mußte —, kam er bald ab, besonders auch von seiner Theorie, daß gewisse Grundwörter in Ortsnamen bestimmten deutschen Stämmen zugehören. In Württemberg war seit einigen Jahren die Ortsnamenforschung durch Karl Bohnenberger, einen fränkischen Pfarrerssohn, und selbst dann vom Theologen zum Germanisten übergegangen, der sich als 23jähriger Kandidat der Theologie mit einer Arbeit über die Ortsnamen der schwäbischen Albgebiete nach ihrer Bedeutung für die Besiedlungsgeschichte einen Preis und alsdann 1886 den Doktorhut geholt hatte (siehe WVfL IX 1886, 15), ein großes Stück vorangekommen, ohne daß aber Weller zunächst dazu Stellung nahm. Weller hatte sich auch in die damals bei uns sich langsam durchkämpfende Vor- und Frühgeschichte, soweit sie auf einwandfrei und nüchtern erforschten Quellen, also Denkmälern des Altertums, beruht, wenn auch zaghaft, hineingewagt. So ist denn seine literarische Vorlage der vorrömischen und der römischen Zeit dankenswert und zeigte vor allem dem Fachmann, wo er künftig in dem von der Wissenschaft etwas vernachlässigten Frankenland einsetzen konnte.

Als nach Erscheinen der Oberamtsbeschreibung Leonberg im Jahre 1930 vom herausgebenden Statistischen Landesamt und seinem Historiker, unserem unvergeßlichen gemeinsamen Freund, dem eigentlichen Schäfer-Schüler Viktor Ernst, bei den seitherigen Hauptmitarbeitern des Unternehmens, unseres vielleicht stolzesten Werkes der historischen Landesforschung, umgefragt wurde wegen Fortsetzung der Beschreibungen, wäre das Oberamt Gerabronn — in I. Auflage 1847 erschienen — drangekommen, wenn die topographische Karte 1:25 000 im Nordosten des Landes weiter voran gewesen wäre. Ich persönlich — ich bitte, dies sagen zu dürfen, obwohl nicht direkt hergehörig — hatte mich trotz Fehlens einiger Karten stark für Gerabronn eingesetzt, weil hier altgeschichtliche Siedlungsfragen, vor allem rein keltische — ich denke nur an die Muswiese, die auf der Tradition eines keltischen Marktes beruht — und frühdeutsche, nicht vom Römischen überdeckte oder gestörte, nach meiner Auffassung sich lösen lassen. Da Ernst, die treibende Kraft der Oberamtsbeschreibung, Oktober 1933 gestorben ist und andere Mitarbeiter durch „alte Kämpfer“ alsdann ersetzt worden sind, sind die Oberamtsbeschreibungen vorläufig ausgegangen. Karl Weller hat, um zu seiner fränkischen Siedlungsarbeit zurückzukehren, als einzigen wahrscheinlich keltischen Ortsnamen des württembergischen Frankens „Hall“ genannt. Die Frage ist auch trotz der Entdeckung der Keltenringe im „Aker“ im Jahre 1907 und 1909¹ und vor allem auch trotz der mit der Salzgewinnung zusammenhängenden Keltensiedlung auf dem Boden des ältesten Hall im Jahre 1939² noch nicht geklärt; denn ihr Anschluß an die Salzausbeutung des Mittelalters ist noch nicht bewiesen, wenn auch denkbar. Weller ist alsdann in seiner Arbeit mutig weiter in die merowingisch-fränkische Zeit hineingeschritten, in der das ganze, den Alamannen abgenommene Land als Königsgut behandelt worden ist. Königsgüter sind alsdann Ausgangspunkte von Ansiedlungen gewesen. Die Erkenntnis, daß zu den ältesten Dörfern auch die ersten Kirchen gehören, ist besonders durch Bossert und seine unschätzbaren Forschungen mit erstaunlicher Tiefe und Breite gerade auch im Fränkischen getrieben und dann von Weller weitergeführt worden. Und dann kommt der erste Ausbau der Markungen; zu den Urdörfern traten Tochttersiedlungen hinzu. Über die Verteilung des Besitzes geben nunmehr Urkunden Auskunft, wie etwa für das fränkische Gebiet das Lorscher Schenkungsbuch. Weller führt den Faden herab bis zur Karolingerzeit, wo der Gemeinfreienstand zum größten Teil sich endgültig auflöst und alsdann die von Grundherrschaften ausgehenden Siedlungen — vielfach in Streubesitz — einsetzen. Auch der Ausbau durch Rodung setzt sich fort. Am späten Alter gewisser Grundwörter kann kein Zweifel sein. Weller schließt die Hauptausführungen mit den späteren Rodungen, so vor allem mit denen im Ohrwald im 11. Jahrhundert. Es folgt die Arbeit der Zisterzienser im 12. Jahrhundert, alsdann der Burgenbau und die Städtegründung; hier spricht er zum erstenmal von Öhringen und von Hall mit ganz frühen Märkten, von Weinsberg und den Städten des 14. und 15. Jahrhunderts, wie Crailsheim und Mergentheim, von Gaildorf, zum Teil an Straßen angelegt, deren Geschichte ihn später so sehr beschäftigen sollte.

¹ Fundberichte 1907, 29, und 1909, 12.

² Württembergisch Franken (abgekürzt: ZWFr), Neue Folge 20/21 (1939/40), Seite 39 (Kost) und 129 (Hommel).

Den Schluß in diesem Siedlungsbilde bildet die Frage der Wüstungen, deren Entstehung er richtig ins 14./15. Jahrhundert setzt, ohne jedoch auf das Aufblühen des Städtewesens zu verweisen, das zusammen mit den immer drückenderen Lasten des Bauernstandes und der allgemeinen Landflucht das flache Land veröden ließ.

Mit dieser Arbeit, die den üblichen Durchschnitt der Doktorarbeiten weit überragte, trat er in die Forschung ein. Seine 4 Jahre nachher erschienene Darstellung der „Besiedlung des Alamannenlandes“ (erschienen WVfL, Neue Folge VII 1898, 301—393; auch separat im Verlag Kohlhammer 1898) hat jene etwas verdunkelt und in ihrem Eigenwert etwas zurückgestellt. Er hat damit ein Gebiet betreten, das ihn sein Leben lang beschäftigen sollte.

Weller gedachte nach der Promotion sich zunächst weiter dem höheren Schulberuf zu widmen. Da trat 1893 an ihn eine rein wissenschaftliche Aufgabe heran. Irgendwie an die akademische Laufbahn zu denken, verbot ihm schon seine Bescheidenheit, wie überhaupt das sich Habilitieren an Universitäten nicht gerade Sache der Schwaben ist. Auf dem Wege über die seit Ende 1891 arbeitende Württembergische Kommission für Landesgeschichte wurde der Senior des Gesamthauses Hohenlohe, Fürst Hermann zu Langenburg, auf Weller aufmerksam gemacht, als er, ein besonderer Freund der Geschichte, den Plan einer ältesten Geschichte seines Hauses, die sich ganz auf dem reichen Urkundenmaterial aufzubauen hatte, und zwar demgemäß zweier Werke, eines Urkundenbuches und einer Geschichte seiner zwei ersten Jahrhunderte, gefaßt hatte. Hauptsächlich auf Empfehlung Schäfers und Paul Stälins ist Weller alsdann im Herbst 1893 in den Dienst der Hohenlohe getreten. Diese erste nicht von ihm selber gewählte Arbeit, von der wir Näheres hören werden, hat ihn zunächst von Herbst 1893 bis Frühjahr 1902 in Anspruch genommen. Der Abschluß erforderte später noch ein Jahr Beurlaubung (1906—1907) von seinem im Anschluß an den Spezialauftrag übernommenen Oberpräzeptor am Lyzeum Öhringen, das er, wie wir sahen, 1902 bis 1908 bekleidet hat. Weller hat für seine Hohenloheschen Aufgaben teils im Archiv Öhringen, teils in Stuttgart im Staatsarchiv und in der Landesbibliothek, sowie im Münchener Staatsarchiv gearbeitet. Von 1899 hat er zugleich als Dozent für Geschichte Württembergs an der Technischen Hochschule in Stuttgart vorgetragen.³

Franken ward immer mehr einer der Hauptpole seines Forschens und seiner Publizistik: Gesamtfranken, Hall, Öhringen, die bedeutendste Stadt des eigentlichen Hohenlohe, Weinsberg, die Geschichte des Hauses Hohenlohe, die Straßen und Verkehrswege bis in vorrömische Zeit zurück, die Geschichte seiner Städte, die Kirchengeschichte, Rechtsgeschichte, Kulturgeschichte, Land und Leute sind seine Forschungsgebiete und die Themen seiner Arbeiten und Vorträge. Mit besonderer Wärme hat er immer wieder der Geschichtsschreibung im württembergischen Franken, ausführlicher und zusammenfassend der von 1750 bis 1870 im Band Neue Folge 17, Seite 123 bis 139, der ZWfL ein Denkmal gesetzt. Es war dasselbe Heft, das ihm als „dem Altleister der württembergisch-fränkischen Geschichtsforschung“ vom Herausgeber Dr. Kost zum 70. Geburtstag gewidmet worden ist. Schon in der Einleitung seiner Geschichte des Hauses Hohenlohe I 1903, 2, hatte er an seinen bedeutendsten Vorgängern der fränkischen Geschichtsschreibung, an Männern wie Wibel und Hanßelmann, gezeigt, wie Territorialgeschichte in Deutschland wirklich quellenmäßig schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bearbeitet worden ist; ähnlich alsdann 1909 im bereits genannten Beitrag „Hohenlohe“ zum Herzog-Karl-Werk des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins (II 429). Wellers erster Vortrag im Haller Verein 1896 hatte einem der Väter der fränkischen Geschichtsschreibung gegolten, dem Rektor Friedrich David Gräter, geboren 1768 in Hall. Es war freilich ein etwas abstruser Gelehrter, ungemein schreibselbig, und bei seiner uner-müdlischen Sammelarbeit von hällischer Mundart, Sagen, Märcen und Volksüberlieferungen ist wenig Bleibendes herausgekommen. Weller hat Forscher behandelt und gewürdigt, wie Hanßelmann (Öhringen) und Wibel (Langenburg), Prescher (Gschwend), Schönhuth (Wachbach), Hammer (Kirchberg), Oechsle (Öhringen), Albrecht (Öhringen), den bedeutenden Forscher in Numismatik und Archivalien, den Fürsten Karl zu Hohenlohe-Waldenburg, Heraldiker und Sprachistiker, der mit Albrecht zusammen das Hohenlohesche Archiv in zwei als Manuskript gedruckten Bänden mit überaus wertvollen Abhandlungen, meist von Albrecht, herausgegeben hat, den Dekan Bauer in Weinsberg,

³ Als eine Art Habilitationsarbeit hat Weller damals eine viel beachtete Schrift „Württemberg in der deutschen Geschichte“ (Stuttgart Verlag Kohlhammer 1900) geschrieben. Hier bemüht er sich, die Landesgeschichte auf dem Hintergrund des gesamtdeutschen Lebens zu sehen und leitet zugleich aus dem Rechte unserer Selbständigkeit in geistig-kulturellen Dingen innerhalb des Reiches die Pflicht zur Anstrengung aller Kräfte ab. Über sie siehe auch auf Seite 15.

lange Zeit mit Schönhuth Hauptträger der Historischen Zeitschrift des Vereins, Dekan Fischer und Rektor Boger. In der Allgemeinen Deutschen Biographie hat er einigen derselben eingehende Darstellungen gewidmet, vor allem seinem Lehrer Boger noch dazu in ZWFr, Neue Folge VII 1898, 109, ein eingehendes Lebensbild voll Sachkunde, Gerechtigkeit und Liebe, dazu psychologisch fein gemeißelt. In jenem Überblick Seite 139 rühmt er ihnen nach, daß sie „unter vielen Schwierigkeiten und oft mit beschränkten Mitteln die Arbeit geleistet und geleitet hätten“; sie „sehnten sich nach einem besonderen deutschen Wesen, dem sie durch Pflege gerade auch der Heimatgeschichte dienen wollten, nach einem einheitlichen Reich, unter dessen Schutz der deutsche Geist sich frei entfalten könne. Als Forscher glaubten sie in großen Zusammenhängen zu stehen.“ So hätten sie den geschichtlichen Sinn der Bevölkerung geweckt und genährt und so viele geschichtliche Werte erhalten, daß auf ihrem Wirken alle wissenschaftliche Arbeit der Folgezeit beruhe. Im übrigen waren sie vielfach mehr Forscher als Darsteller, so auch der gleich zu nennende Bossert.

Weller hat dieses Bild der fränkischen Historiker bis 1870 herabgeführt — vermutlich aus dem Gedanken heraus, daß mit dieser Wendung der gesamtdeutschen Geschichte die Landesgeschichte etwas in Hintergrund getreten sei. Das ist bis zu einem gewissen Grade auch richtig, ohne daß damit die Arbeit der Landesvereine herabgesetzt werden soll. Sie stellte sich immerhin in den nächsten 15 bis 20 Jahren in der Lokalforschung auf bescheidenere Ziele ein, aber selbstverständlich mit Ausnahmen.

Dazu gehört vor allem der Pfarrer G u s t a v B o s s e r t der Ältere, seit 1869 Pfarrer in Bächlingen bei Langenburg. Kürzlich hat sein gleichnamiger Sohn in einem warmerhitzigen Aufsatz (ZfWL IV 1942, 194) die Arbeitsweise seines Vaters und sein Werden besonders als Kirchenhistoriker gerade aus der fränkischen Arbeit heraus dargestellt.⁴ Das Konsistorium hat in vorbildlicher, bis heute eingehaltener Großzügigkeit, die anderen amtlichen Oberbehörden, etwa denen der Schule, nicht durchweg nachgerühmt werden kann, immer wieder solche seltenen wissenschaftlichen Kräfte auf kleine Pfarreien versetzt. Bosserts Geschichtsstudium setzte ein mit der eigenen Gemeinde und deren wirtschaftlicher Struktur — hie Großbauern, dort Tagelöhner —, die er zunächst aus seelsorgerlichen Gründen kennen lernen wollte. Nach Erledigung der Ortsakten stieg er nach Langenburg hinauf und bat um Zutritt zu den Archiven der hohenloheschen Schlösser Langenburg, Öhringen, Kirchberg und Weikersheim. Ganz auf sich selbst gestellt, eroberte er sich das ganze Handwerkszeug zum Lokalforscher. Eine Entdeckung um die andere wurde ihm beschert.⁵ Bald wurde er bekannt mit den führenden Männern des Fränkischen Historischen Vereins, so vor allem mit dem damaligen Widderner Stadtpfarrer J u l i u s H a r t m a n n, mit Haßler, Ehemann, Kolb, Blind, Caspart und anderen mehr. Hartmann, dem näher zu treten mir nach 1905 noch ein gütiges Geschick geschenkt hat, hat zu seinen vielen Verdiensten auch das, immer wieder tüchtige Menschen für die Landesforschung entdeckt zu haben, so z. B. Eugen Gradmann, der 1898 von Neuensteins Stadtpfarrer zum Landeskonservator, und Viktor Ernst, der sein Nachfolger als Historiker des Statistischen Landesamts wurde, als er selber 1903 in den Ruhestand trat. Als er 1878 von Widdern nach Stuttgart berufen wurde, hat er Bossert die Nachfolge in der ZWFr verschafft, womit auch die Sorge für die Vorträge bei den Jahresversammlungen verbunden war. Ich selber habe aus meiner Knabenzeit noch eine Erinnerung an die Jahrestagung des Vereins im Jahre 1881 in Crailsheim, zu der mein dem Redaktionsausschuß angehöriger Vater, damals Dekan in Neuenstadt, mich, den 9jährigen Lateiner, der zu den GroBeltern nach Gerabronn reisen durfte, mitgenommen und auf der Bossert in seiner lebhaften, eindringlichen Art über den geschichtlichen Kern der Crailsheimer Haaraffensage gesprochen hat (siehe WVfL IV 1881, 240).

Die Arbeit von Männern, wie Bossert,⁵ ist noch mehr als die von Weller von Anfang in enger Beziehung zur Lokalforschung gestanden. Beide waren dazu weithin Autodidakten und sind bald zu immer höheren Zielen aufgestiegen in der Landesgeschichte und vor allem Weller schließlich in der Reichsgeschichte. Nicht aus dem Gedächtnis, zumal in unserem Kreise, darf Bosserts Anteil am Werden der W ü r t t e m b e r g i s c h e n K o m m i s s i o n f ü r L a n d e s g e s c h i c h t e verschwinden. Lange hat es gebraucht, bis im Juli 1891 ihre Einsetzung und Satzung durch königliche Entschliebung genehmigt worden ist. Bereits 1883 war in Heilbronn eine anonyme Flugschrift „Drei pia desideria für die Württembergische Geschichtsschreibung — Ein Testament“ erschienen. Die Beispiele waren vor allem dem württembergischen Franken entnommen, und ein humorvoller

⁴ Ein einzigartiges Material verzeichnet die Bossert-Bibliographie, zusammengestellt 1932 vom Sohn; sie verzeichnet 801 Aufsätze nach sachlichen Rubriken und 400 — nur eine Auswahl! — Rezensionen.

⁵ Siehe Bossert der Jüngere, ZfWL VI 1942, 198; derselbe, Bossert-Bibliographie 19 f.

Hinweis in den WVfL 1882, 312, der auch auf den „ideenreichen Kaufmann in der Mosenstadt am Neckar“ (den sogenannten „Ideenbossert“) anspielte, verriet auch sofort den Verfasser, der nun aus der Praxis der Archivarbeit heraus seine drei aktuellen Forderungen stellte: 1. Sammlung der fontes rerum württembergicarum durch eine vom Kultminister zu berufende Kommission württembergischer Gelehrter, Archivare, Bibliothekare usw.; 2. Beschleunigung des württembergischen Urkundenbuchs (UB), das, wenn es im seitherigen Tempo weitergehe, 1950 fertig werde. Es ist damit ganz anders gekommen, als Bossert befürchtet hatte: bereits 1913 ist das bis 1313 geplante Werk dank Schneider und Mehring mit Band XI fertig geworden, und auch noch die von ihm gewünschte Fortsetzung von 1313 ab in Regestenform hat er zum Teil noch erlebt; 3. (ganz aus der Praxis gefordert) Ausnützung der Kirchenbücher bis 1650 für Landes- und Ortsgeschichte durch Katalogisierung und Verarbeitung bei einer Zentrale, wofür er sich das von ihm so genannte „Landesamt für württembergische Landeskunde“ — das freilich vorderhand noch „im altbureaukratischen, Lateinisch, Griechisch und Französisch mengenden Kauderwelsch „Statistisch-Topographisches Bureau“ heißt“ — am geeignetsten dachte. Im „Schwäbischen Merkur“, dessen Abwürgung auf 31. Mai 1941 nach 156 Jahren unvergänglicher Verdienste um die schwäbische Kultur, insonderheit um unsere Landesgeschichte immer lauter nach Wiedergutmachung, soweit dies überhaupt möglich ist, ruft, hat Bossert alsdann 1884 in Nr. 145 sich über Württemberg und seine Leistungen für die württembergische Landesgeschichte ausgesprochen, wie dann auch Weller bereits 1899 in einem seiner frühesten Aufsätze in den „Deutschen Geschichtsblättern“ I 1900, 47, den gegenwärtigen Stand der landesgeschichtlichen Forschung in Württemberg dargelegt hat. Darin beklagte Weller u. a. ihren Rückgang seit 1870 und die Rückständigkeit der Kulturgeschichte, weiter den derzeitigen Stand der württembergischen Rechts- und Verfassungsgeschichte im Lande der zwei Moser, Spittler, Wächter, Reyscher, Mohl u. a., die Vernachlässigung der Wirtschaftsgeschichte. Es sind das alles Lücken, die heute noch nicht ausgefüllt sind.⁶ Dagegen konnte Weller die Bestrebungen der Popularisierung — besonders auch in der Presse — der wissenschaftlichen Forschung voll anerkennen und forderte zum Schluß Landesgeschichte als Ausgangspunkt der großen Geschichte, wofür ja sein ganzes Lebenswerk Zeugnis ist.

Ebenso großes Aufsehen, wie Bosserts „Testament“, hat damals (1883) seine zweite Flugschrift „Die historischen Vereine vor dem Tribunal der Wissenschaft“ erregt. Sie war geschrieben aus der Erfahrung der Redaktionsarbeit im Württembergisch-Fränkischen Geschichtsverein. Es war die Antwort auf die Schrift eines Dr. Georg Haag, eines Waitz-Schülers, über „Die Territorialgeschichte und ihre Berechtigung“ (Gotha-Verlag Perthes [1882]). Bossert nahm die historischen Vereine in Schutz und erinnerte z. B. an die Arbeit etwa von Dekan Bauer in Weinsberg, der 25 beachtliche Veröffentlichungen seines Vereins allein geschaffen habe; es gäbe Lokalvereine mit 500 Mitgliedern. Und auf Grund seiner Erfahrungen als Schriftleiter der ZWfR rief er den Vertretern der Wissenschaft zu: „Laßt Euer Licht in unsere Kreise hineinscheinen!“ Wenn Haag straffe Organisation und Zentralisation der Vereinsarbeit verlangt hatte, so konnte Bossert auf den Vorgang Württembergs hinweisen, wo seit 1878 Julius Hartmann alle bedeutenderen Geschichtsvereine des Landes in der damals neuen Zeitschrift, den WVfL, herausgegeben seit 1878 vom kgl. Statistisch-Topographischen Bureau zusammen mit dem Oberschwäbisch-Ulmer und dem Württembergischen Altertumsverein in Stuttgart, vereinigte. Wenn Haag als vorbildlichen Verein den für hansische Geschichte genannt hatte, so war es besonders glückliche Fügung, daß einige Jahre darauf der Mann, dem jener hansische Verein vor allem seine Blüte verdankte, Dietrich Schäfer, nach Württemberg berufen wurde. Bald nach seinem Lehramtsantritt in Tübingen im Jahre 1888 wurde Schäfer aufmerksam auf die anonyme Besprechung des eben erschienenen Bandes V des „Württembergischen Urkundenbuchs“ in der „Neckarzeitung“ 1889, Nr. 186. Schäfer, dem der Artikel zu Gesicht kam, der auch die Frage der endlichen Schaffung einer Historischen Kommission unter Berufung auf den badischen Vorgang angeschnitten hatte, erfragte den Namen des Verfassers und wanderte — nach kurzem Aufenthalt im Lande bereits ein begeisterter Albfreund — an einem Herbsttag 1889 über Jusi, Neuffen und Teck nach Nabern, wohin Bossert aus dem Hohenloheschen eben übersiedelt war. Ein Gespräch führte zum Ziele, aber auch zu dauernder Freundschaft der beiden Männer. Die Württembergische Kommission trat unter dem Vorsitz des Kultministers und der Geschäftsleitung von Julius Hartmann ins Leben. Bossert war sofort in ihren Kreis berufen. In der konstituierenden Sitzung am 19. No-

⁶ Auch später hat Weller, so im „Merkur“ Januar 1926, seiner Sorge um die Zukunft der Landesgeschichte Ausdruck gegeben; vgl. dazu auch meinen Aufsatz „Wie steht's um unsere Landesgeschichte?“ („Merkur“ 9. Januar 1926, Nr. 11). Heute ist die Sorge vervielfacht.

vember 1891 wurde das Statut der Neuen Folge der WVfL beschlossen, die künftig die Kommission zusammen mit dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein in Stuttgart, dem Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, dem Historischen Verein für Württembergisch Franken in Schwäb. Hall und dem Südhgauer Altertumsverein in Rottenburg herausgeben sollte. Die genannten vier Vereine sind satzungsgemäß bis heute in ihren Vorständen Mitglieder der Kommission. Und bereits 1894/95 erschienen die ersten zwei Bände der neu beschlossenen Württembergischen Geschichtsquellen: die der Stadt Hall von Professor Kolb und Württembergisches aus dem Codex Laureshamensis, den Traditiones Fuldenses und aus Weißenburger Quellen von Bossert. Man hatte sich geeinigt auf die Grundsätze des die Herausgabe leitenden Professors Schäfer, und auf ein genaues Statut über die zu bestellenden Kreispfleger der Kommission zur Durchforschung, Ordnung und Verzeichnung der Archive und Registraturen der Gemeinden, Korporationen, Grundherren und Privaten des Landes. Damit waren Bosserts und vieler anderer, deren Sprachrohr Bossert gewesen war, Wünsche und Vorschläge in ungeahnter Weise verwirklicht. Sofort erhielten die Pfleger eingehende Anweisungen. Damit war ein großer Fortschritt erzielt. Einem Mitglied des Fränkischen Vereins gebührt also daran ein unvergeßliches Verdienst. Schäfer aber setzte sich auch mehr, als man das seither gewohnt war, für das Heranwachsen des Forschernachwuchses ein.

Damit kehren wir nach diesem langen Exkurs zu Weller zurück. Sein Aufstieg ist nicht zu denken ohne diese bald nach 1890, als Weller in die Forschungs- und Publikationsarbeit einzutreten begann, einsetzende Neubelebung unserer einheimischen Landesgeschichte, die sich um die Kommission geschart hat.

Weller, zu Beginn des Jahres 1897 in sie als Vertreter des Fränkischen Vereins berufend, hat sich allmählich zu ihrem führenden Mitglied aufgeschwungen. Er hat u. a. in ihrem Auftrag zusammen mit seinem Freund Ernst von 1913 bis 1921 den von ihm angeregten „Württembergischen Nekrolog“ herausgegeben. 1930 übernahm er als Nachfolger Ernsts, als dessen Kräfte zu erliegen drohten, die Geschäftsführung der Kommission und damit die Schriftleitung der Zeitschrift. Das erste Heft seiner Leitung (WVfL. Neue Folge XXVII 1931) eröffnete er mit einem programmatischen Aufsatz über die Aufgaben der landesgeschichtlichen Forschung in Württemberg. Er ist geschrieben von hoher Warte aus dank einer lebenslangen Beschäftigung mit Landesgeschichte und erstem Verantwortungsbewußtsein. Er knüpfte an Chr. Friedrich Stälins „Wirtembergische Geschichte“ an als Vorbild einer Landesgeschichte überhaupt, dem dann andere Länder langsam gefolgt seien. Dann sprach er von der Eigenbedeutung der Landesgeschichte entsprechend dem ursprünglichen Eigenleben, so daß ohne Territorialgeschichte die deutsche Geschichte sich nicht schreiben lasse. Auch der fränkische Landesteil hat seine Eigengeschichte, und zwar nicht bloß für die Ur- und Frühzeit, wie er ja in seiner ersten Arbeit von 1894 gezeigt hatte. Weiter gedenkt er der Oberamtsbeschreibungen, die kleine Gebiete auch geschichtlich erforscht haben. Durch unsere einheimische Forschung, durfte er sagen, besonders durch die Beschäftigung mit der Alamannengeschichte, sind von ihm grundlegende und zugleich mit alten Irrtümern aufräumende Anschauungen über die ständische Gliederung unseres schwäbischen Volkes herausgearbeitet; aber Fragen wie die der fränkischen Grafschaftsbezirke und ihrer Beziehungen zu späteren Zeiten sind noch ungelöst. Auch fehlt noch die Geschichte der schwäbischen und der fränkischen Dorfgemeinde. Was ist doch auch von einer Sammlung der ländlichen Rechtsquellen der fränkischen Landesteile, die ja im Gange ist, alles zu erwarten! Von 1937 machten sich die neuen Verhältnisse in der vom Kultminister zwar nicht geleiteten, aber um so mehr kommandierten Kommission immer stärker geltend. Weller hat die kommende Gefahr, die seitens der Parteipolitik und der Betonung unklarer, zum Überdruß betonter rassischer, stammeschwäbischer und allgemein geschichtlicher Anschauungen der ersten sachlichen Geschichtsforschung drohten, vorausgesehen und empfahl dem Kultminister, dem er 1936 sein Amt bei der Kommission zurückgab, Archivdirektor Dr. Hermann Haering als Nachfolger, behielt aber die Leitung der Zeitschrift, von 1937 ab Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte (ZfWL) genannt, bei. Die Kommission bildete sich neu. Weller verblieb und war Mitglied des neuen siebenköpfigen Vorstandes, in dem immerhin die der objektiven Forschung zugewandte Richtung, vor allem dank Weller und Haering, die Oberhand hatte. Unentwegt durch die billige Popularisierung, die Intoleranz, ja Verfälschungstendenzen der Geschichte im Dienste rein politischer, dazu das Kainzeichen des Ephemeran an der Stirne tragender Ziele ist Weller seinen Weg weitergegangen, unbekümmert auch durch die offene oder auch mehr versteckte Kritik der allzu vielen, die ihn für veraltet erklärten und über ihn zur Tagesordnung übergehen zu können sich anmaßen.

Wenn wir nun im folgenden seine Arbeiten als Frankenforscher, soweit noch nicht genannt, in zeitlicher Folge überblicken, so müssen wir dabei gerade einige seiner wichtigsten und dauerndsten Arbeiten, aus denen erst sein ganzes Werk und seine darin sich aussprechende Persönlichkeit herausleuchten, weglassen, aber in seine Frankensarbeit fällt auch, wie das bei einem so geschlossenen und zugleich sich so konsequent vollziehenden und aufgebauten Lebenswerk nicht anders zu erwarten ist, immer wieder hellstes Licht von der ganzen Forscherarbeit herein.

Die meisten seiner fränkischen Arbeiten sind, soweit Aufsätze, in Zeitschriften, in den Württembergischen Vierteljahresheften und ihrer genannten Nachfolgerin, von der er sieben stattliche Jahrgänge herausgeben konnte, erschienen, einige in der Zeitschrift des Fränkischen Vereins, andere in der Literaturbeilage der „Staatsanzeigers“ und sonst. Aber vor allem hat ihm die Muße des Ruhestandes, in den er wegen zeitweiliger Erkrankung nach über 25jähriger Tätigkeit am Karls-Gymnasium im Jahre 1931 getreten war, ermöglicht, eine Reihe Bücher in sprudelnder Fülle vorzulegen. Wir nennen auch für die Frankenforschung seine Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit (1250) 1936, seine Herausgabe der Württembergischen Vergangenheit mit allerhand fränkischen Beiträgen, besonders seinem eigenen, 1932 anlässlich der Stuttgarter Tagung des Gesamtvereins, seine Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert 1938 und endlich sein letztes Werk: „Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer“ 1944. Ein von der Kommission durch Haering geplanter und vom Ministerium bereits genehmigter Neudruck seiner wichtigsten Zeitschriftenaufsätze, insbesondere der zur Geschichte des Staufergeschlechts und ihrer Herrschaft, vor allem auch ihrer inneren Geschichte, ist nicht mehr zur Ausführung gekommen, darf aber nicht aus dem Publikationsprogramm verschwinden — auch als bescheidener Ersatz für das Gesamtbild der Staufer in Schwaben, das keiner so aus dem Vollen hätte schreiben können, wie Weller.

Auf die Ansiedlungsgeschichte des rechtsneckarischen Frankens (1894) folgte sein erster rein geschichtlicher Aufsatz „Zur Kriegsgeschichte der Empörung des Königs Heinrich gegen Kaiser Friedrich II.“ (WVfL IV 1895, 176). Diese Studie über das bereits von Bossert bearbeitete Thema war eine Frucht seiner Beschäftigung mit der ältesten Geschichte der Hohenlohe. Sofort sehen wir seine vorbildliche Gewohnheit, die wichtigsten Quellen in Wiedergabe des Wesentlichen in Anmerkungen vorzulegen. Eine Fortsetzung gab er im nächsten Jahrgang 1896, 202, in „Gottfried und Konrad von Hohenlohe im Dienste Kaiser Friedrichs II. und seiner Söhne, der Könige Heinrich (VII.) und Konrad IV.“. Beide Aufsätze führen in die Reichsgeschichte hinein. Sie betreffen ein Stück aus dem unseligen Familienzweist des Hohenstaufengeschlechts, dem langjährigen Kampf Heinrichs gegen seinen Vater, der schließlich 1235 gegen ihn nach Deutschland ziehen mußte. In diese Wirren waren die beiden Brüder Hohenlohe, seit 1225 in der Umgebung des Königs Heinrich oder des Kaisers, verwickelt, 1234 kam es zur offenen Empörung Heinrichs gegen den Vater, zunächst gegen Gottfried, wegen dessen der Vater ihm gram war, und in Schwaben zu harten Kämpfen. Heinrichs Anhänger wurden im Swiggerstal besiegt.⁷ Heinrich unterwarf sich in Wimpfen. Im zweiten Aufsatz schildert er die Haltung des der Sache des stauferischen Hauses so treu ergebenden Brüderpaars: Konrad mehr Soldat, Gottfried mehr Staatsmann, der als Vertrauensmann des Kaisers und väterlicher Freund und Erzieher des jungen Königs Konrad IV. besonders in den 40er Jahren einen maßgebenden Einfluß auf die Geschieke Deutschlands gehabt hat. Charakterbild und Leistungen der beiden hat er alsdann in seiner Geschichte des Hauses Hohenlohe I 1903 lebendig dargestellt. Hier reiht sich noch an ein dritter Aufsatz „König Konrad IV. und die Schwaben“ (WVfL VI 1897, 113): im Anschluß an die starke Erbitterung gegen Friedrich II., die der 1225 niedergeworfene Aufstand König Heinrichs bei seinen Anhängern in Schwaben, wie Anselm von Justingen oder den Herren von Neifen, hinterlassen hatte, kam es zu neuen Kämpfen in Schwaben 1238 und 1240; 1245 setzte dann die Kurie ein und schuf eine entschlossene Gegenpartei gegen die Staufer in Schwaben. Heinrich Raspe von Thüringen wurde zum Gegenkönig gewählt. Das war für Konrad das Signal, nunmehr zum Angriff vorzugehen, aber er wurde am 5. August 1245 bei Frankfurt, wohin er zur Verhinderung des dort angesetzten Reichstags gezogen war, infolge Verrats schwäbischer Edler besiegt. Nun begann der Parteienkampf im Innern in ganz Süddeutschland. Diese Wirren, die sich in einer für Schwaben unheilvollen Weise

⁷ Wiederum gibt er in Anmerkungen seine Quellen genau an, so auch die Marchtaler Urkunden vom Juni 1245 (WUB IV, S. 101), deren Verfälschung im 14. Jahrhundert, jedoch auf echter Vorlage ruhend, er zuerst erkannt hat; siehe WVfL 1895, Seite 182, Anmerkung 1.

viele Jahre lang bis in die Zeit Konradins, des Sohnes des 1254 in Welschland gestorbenen Konrads IV., hinzogen, schildert Weller an der Hand der Quellen ausführlich und sucht die Verwirrung der Parteilagen zu klären. Es war überhaupt eine böse Zeit für Schwaben, wie z. B. auch die viel genannte Kegerbewegung in Hall, der kaisertreuen Stadt, im Jahre 1248 zeugt.

Im Jahre 1896 hat Weller den zwei Konrad von Weinsberg (13./14. und 15. Jahrhundert) anschauliche Darstellungen gewidmet, aus denen immer wieder Reichsgeschichte durchblüht, in der Allgemeinen Deutschen Biographie 41, 516, 517.

1897 trug er im Öhringer Pfarrkranz die bereits genannten Bilder aus der neueren Kulturgeschichte des Öhringer Bezirks vor. Immer wieder ist Weller für Pflege der Kulturgeschichte in Theorie und Praxis eingetreten. Auch in der oben Seite 10 genannten Stuttgarter Schrift über „Württemberg in der Deutschen Geschichte“ (1900), die mit Recht geradezu klassisch genannt worden ist, entstanden, wie sein Freund Haering in einem schönen Aufsatz zu Wellers 70. Geburtstag „Landesgeschichte als Reichsgeschichte“ (Historische Zeitschrift 155 [1937], 542) sagt, aus dem Bedürfnis „einer inneren Auseinandersetzung mit Treitschkes ‚Deutscher Geschichte‘ und aus dem bei längerem Aufenthalt in München gewonnenen Vergleich der schwäbischen und der Münchener Kultur“ (S. 546) kommt es ihm besonders auch auf die Betonung der gesamtgeistigen Struktur an, wie sie sich äußert in der ganzen inneren Geschichte, der gesellschaftlichen Verfassung, dem Volks- und Stammescharakter, den geistigen Bildungsbewegungen usw. Geradezu Perlen der Kulturgeschichte sind seine zwei Kapitel zu dem vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein durch General Pfister herausgegebenen Werk über „Herzog Karl Eugen und seine Zeit“ (1907 und 1909): 1. Geistiges Leben in Württemberg (2. Hälfte des 18. Jahrhunderts) I, 394, und 2. Hohenlohe II, 425. Es sind wertvolle, ebenso feinsinnige wie geistvolle Beiträge zur sehnlichst erwarteten gesamtschwäbischen Kulturgeschichte, die im Abschnitt „Hohenlohe“ die politischen Verhältnisse, die geistige Kultur und das wirtschaftliche, im wesentlichen bäuerliche Leben in dieser kleinen Herrschaft aufzeigen, gesehen kurz vor dem Ende der Selbständigkeit. Er zeigt den Sondercharakter des Hohenlohers gegenüber dem Altwürttemberger auf. Handel und Industrie treten ganz zurück gegenüber dem bäuerlichen Dasein, wofür besonders wichtig ist der Grundsatz der geschlossenen Hofgüter gemäß dem herrschenden Anerbenrecht im Gegensatz zum ungemehnten Erbteilen im Schwäbischen. Er schließt ab mit dem wohlwogenden und gewissenhaften Urteil des genauen Kenners, daß die inneren Zustände an sich nicht den Untergang verdient haben. „Es war ein aufgeweckter, der realen Zeit und dem praktischen Leben zugewandter Menschenschlag, geschmeidig, anstellig und klug, höflich und entgegenkommend gegen die Fremden.“ Es wirkt wohltuend, so gute, durch genaueste Kenntnis der Geschichte gestützte Urteile über Volksleben und Volksart zu lesen statt der üblichen immer wiederholten populären Bilder der Franken, etwa gegenübergestellt den Schwaben und dadurch allzusehr retuschiert feuilletonistisch.

Es folgt nun in der Reihenfolge seines Schaffens seine erste, in der Einleitung bereits genannte Äußerung über Schwäbisch Hall, vorgetragen 1897 bei der Halbjahrhundertfeier des Historischen Vereins in Hall. Es war zugleich sein erstes wirkliches Hervortreten im Verein, dem er bis zum Lebensende die Treue gehalten hat, den er auch in der Kommission vertreten hat, dessen Redakteur er seit 1906 gewesen ist, wie auch frühe Ehrenmitglied, und vor dem er auch immer wieder die Ergebnisse seines fränkischen Forschens vorgetragen hat.

Das Thema des ersten Vortrags 1897 (WVfL, Neue Folge VII 1898, 193) stieß, wie bereits angedeutet, vor in den Mittelpunkt seiner Haller Forschung, in die Hohenstaufenzeit. Auf der Jahresversammlung September 1906, also 9 Jahre nachher, sprach er über die älteste Geschichte von Hall (abgedruckt BStA 1906, 261, 273) und 1919 (BStA 1919, 233) faßte er die Ergebnisse seiner Haller Forschung zusammen in einem Vortrag „Die Geschichte der Reichsstadt Schwäbisch Hall“. Kurz darauf ließ er im Verlag German, Schwäb. Hall, einen erneuten Abdruck seiner Vorträge in einer mit 3 Kupferstichen illustrierten Broschüre mit dem Titel „Geschichte von Schwäbisch Hall bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“ erscheinen. Diese Vorträge und Schriften über Hall, deren Inhalt er auch sonst auf Aufforderung für andere Veröffentlichungen über Hall zusammengefaßt hat, so etwa für Georg Wagners Albvereins anläßlich der dortigen Hauptversammlung im Oktober 1927 „Schwäbisch Hall im Mittelalter“ (AVB 1927, Spalte 217) sind und werden die unumstößliche Grundlage der Haller Geschichtsschreibung nicht bloß, sondern auch der Lehre von der schwäbischen und gesamten deutschen Städtegründung als Kernstücke der inneren Politik der Hohen-

stauferzeit bleiben. Seine staufischen Studien waren ihm gleichsam Weiterführung seiner Besiedlungsforschung. Die Beschäftigung mit Hall ist für ihn der Ausgangspunkt für das Problem der Entstehung der Städte in der Stauferzeit gewesen, der er WVfL XXXVI 1930, 146—268, einen grundlegenden, sehr tieferschürfenden und ganz schwierige Fragen zum Abschluß bringenden Aufsatz „Die staufische Städtegründung in Schwaben“ gewidmet hat mit dem Nachweis, daß bei aller Anerkennung der Verkehrslage, die alsdann einen Markt bedingt, die Gründung der schwäbischen Königsstädte immer das bewußte Werk der Könige selbst gewesen ist, und zwar der zwei genialen Staatsmänner, Kaiser Friedrich I. und seines Enkels Kaiser Friedrich II.: sie beide haben zu der fast bis zum Ende des 16. Jahrhunderts andauernden Blüte der Reichsstädte den Grund gelegt. Für die Anfänge von Hall nimmt er immer wieder den Ausgang von der viel genannten Öhringer Stiftungsurkunde von 1037, ausgegeben von Bischof Gebhard von Regensburg, die hier den Grafen Burchard von Komburg zum Schirmvogt seiner Stiftung, des Chorherrnstifts Öhringen, ernannt und dafür ihn und seine Nachfolger mit dem halben Dorf Hall (dimidia villa halle) belehnt. Diese Pergamenturkunde im Hausarchiv Öhringen hat ihn und andere immer wieder beschäftigt. Im Haller Heimatbuch von 1937 hat Hommel Seite 88 sie im Faksimile wiedergegeben. Wellers Scharfsinn und Sachkunde gelang es schließlich, in WVfL 1933, 1 aus formalen Gründen (Schriftcharakter nicht des 11., sondern des 12. Jahrhunderts) und wegen des Inhalts, der nicht für die frühe Zeit paßt, sie als fälschende Überarbeitung zugunsten der Klosterstiftung zu erweisen. Durch diesen glänzenden Nachweis der Unechtheit mehrerer Teile des Stiftungsbriefes konnte er die Gründungsgeschichte des Kollegiatstifts Öhringen und seine weiteren Schicksale in einigen Teilen anders fassen. Bestehen bleibt aber das Jahr 1037 als Gründungsjahr des Öhringer Stifts, sowie daß die Öhringer Grafen in Hall („Halla superior“ gegenüber Niedernhall) Besitz hatten. Die Vögte haben das Stift ihre Macht stark fühlen lassen; daher wehrten die Chorherrn sich nur in mühsamer Neubearbeitung der echten Urkunde dagegen. Das Dorf Öhringen ist vor 1250 in eine Stadt umgewandelt worden, wie er im Aufsatz über die Städtegründung nachgewiesen hat (WVfL 1930, 245). Der Fälschungsnachweis hat jedoch seine Ergebnisse betreffs der ältesten Stadt Hall nicht verändert, auch nicht der Nachweis, wie nach dem Aussterben der Komburger Grafenfamilie ihre Besitzungen und Rechte samt Vogtei über das Kloster und den ganzen Kochergau an die Stauer, und zwar an den späteren König Konrad III. gefallen sind. Dazu kam das Salzvorkommen, das zunächst das Bedürfnis nach einem Markt erweckte, der alsdann vom König, wohl von Konrad selbst, bevorrechtet und unter königlichen Schutz gestellt wird. Auch die Kirche mag mit dem Markte zusammenhängen. 1156 wird die Kirche zu Ehren des Salzheiligen Michael durch den Würzburger Bischof geweiht, und der Ort bekommt nunmehr einen achttägigen Jahrmarkt. Damals mag auch der Heller entstanden sein. Neben Ulm und Gmünd, um nur schwäbische Orte zu nennen, war nun das aufblühende Hall besonders geeignet für eine Stadtgründung, die allerdings klein war und sich auf das rechte Kocherufer beschränkte. Während das erst in einer zweiten Schicht entstandene Öhringen im wesentlichen eine aus einem bäuerlichen Dorf herausgewachsene Stadt ist, beruht die Bedeutung der noch im 12. Jahrhundert entstandenen Stadt Hall auf seiner gewerblichen Bevölkerung. Sie wurde noch im 12. Jahrhundert ummauert. Es war eine schwäbische Stadt; so ist auch der Name „Schwäbisch Hall“ geschichtlich zu verstehen. Als der Kampf zwischen Kaiser und Papst im 13. Jahrhundert ausbrach, war auch Hall unter Führung des königlichen Schultheißen Stütze der staufischen Politik. Nach dem Aussterben des staufischen Geschlechts wurde Hall zur Reichsstadt im späteren Sinn. Ihre Geschichte vom Ende der staufischen Zeit bis zum Ende der Selbständigkeit im Jahre 1803 hat wiederum soviel Typisches für die Geschichte des späten Mittelalters und seines Städtewesens, des Handwerks, der Wirtschaft, der Reformation, des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen und des allmählichen Stillebens in den altgewohnten Formen.

Wir greifen zurück und knüpfen nochmals an seinen ersten, den Alamannen-Vortrag an, den er im Kreise des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins in Stuttgart am 19. März 1898 gehalten hat; siehe Rechenschaftsbericht des Württembergischen Altertumsvereins für Herbst 1895 bis 1898, Seite 44 ff. Für immer bleibt ihm das große Verdienst, den Grund gelegt zu haben für die Alamannenforschung, die in den letzten 20 Jahren durch die Mithilfe der Archäologie überaus stark emporgeblüht ist. Eine der letzten Freuden, die ich Weller bereiten konnte, war die Übersendung meines Aufsatzes „Die Alamannen und ihr Siedlungsgebiet — Neue Beiträge zur frühalamannischen Geschichte und Kultur“ (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, VII 1943, 113 bis 152). Weller hat in seiner viel zitierten und benützten Abhandlung über die Alamannen (WJfL VII 1898, 301) sich rein literarischer Quellen über die Kämpfe und die Landnahme, ihre politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zur Erforschung ihrer Besiedlungs-

geschichte bedient. Anderthalb Jahrhunderte seit Justus Möser hatte man sich um die Ausfüllung der Lücken zwischen der ältesten urkundlich überlieferten Geschichte ab 700 und der auf den Nachrichten der römischen Autoren beruhenden Geschichte der Germanen bemüht. Weller erwies, daß sie nur ausfüllbar ist von der Geschichte der Alamannen aus, deren Art der Landnahme und der ständischen Gliederung sich einwandfrei bestimmen ließ: so ergab sich der feste Begriff der inneren Geschichte des deutschen Volkes. Über die überlieferten Orts- und Hundertschaftsnamen kam er dann zur Sippenliederung. Am Schluß seiner Lebensarbeit stehen die bereits genannten zwei Monumentalwerke darüber, die auch der kennen muß, der sich mit Frühgeschichte des Frankenlandes beschäftigt: 1. „Die Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert“ 1938 und 2. „Die Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer“ 1943. Dazu gehören noch zwei Aufsätze in der Landeszeitschrift: 1. „Zur Wissenschaft der Besiedlungsgeschichte“ (ZfWL IV 1940, 171), im wesentlichen eine Abwehr gegen eine anders eingestellte Forschungsrichtung, die ihn für veraltet hielt; 2. „Die Alamannenforschung“ (ZfWL VII 1943, 57), ein ausgezeichnete Überblick über die Geschichte seiner Forschung, eine Stellungnahme zu den wissenschaftlichen Streitfragen, darunter auch solche, in denen er Rückschritte sieht. Nehmen wir dazu noch seine „Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit“ (Stuttgart 1936), die für den Frankenforscher sehr Wertvolles enthält, so sind damit die Beweise gegeben für den hohen Rang Wellers neben einem Chr. Friedrich Stälin und Viktor Ernst, einem Bossert und einem Julius Hartmann. Vielleicht gebührt am meisten bewundernder Dank seiner Zusammenschau, die über alle Quellen verfügt, und sein steter Blick zur Reichsgeschichte als letztes Ziel der Landesgeschichte, der die politische Betrachtung obenan steht, ohne jedoch die Kultur und Wirtschaft zu vernachlässigen.

Wir kehren nunmehr zu seinen Beiträgen zur eigentlichen Frankenforschung zurück. Unendlich vielen hat er Wertvolles gegeben. Das zeigt sich kaum irgendwo deutlicher als in seinen immer wieder von Heimatkunden ausgeschriebenen Beiträgen zur „Deutschen Besiedlung“ zu sämtlichen 64 Oberämtern der von Julius Hartmann geschaffenen neuen Bearbeitung des Königreichs Württemberg in vier Bänden (1904 bis 1907). Hartmann hatte nur noch den allgemeinen Plan gemacht und die Mitarbeiter gewonnen. Die Ausführung als Herausgeber hat sein Nachfolger am Statistischen Landesamt, Viktor Ernst, besorgt. Für den III. Band, Jagstkreis, hat Weller außerdem für das Oberamt Öhringen nicht bloß den Abschnitt „Deutsche Besiedlung“ besonders ausführlich behandelt, sondern auch die Geschichte der einzelnen Orte bearbeitet. Diese staunenswerte Kenntnis des Materials des ganzen Landes zeugt wiederum von unermüdlicher Sammlung der Quellen unserer frühdeutschen Besiedlung. Er hatte offenbar schon bei seinen hohenloheschen Arbeiten in Archiven gerade der Besiedlungsgeschichte des württembergischen Bodens nebenher besondere Aufmerksamkeit und Sammlerarbeit geschenkt. Von seinem „Hohenloher Urkundenbuch“ ist der erste Band mit dem Material von 1153 bis 1310 bereits 1899 erschienen — Weller ist auch ein überaus pünktlicher Arbeiter gewesen —, der zweite für 1311 bis 1350 im Jahre 1901, der dritte über 1351 bis 1375, an dem sein Freund Belschner (Ludwigsburg) mitgearbeitet hat, nach längerer Pause 1912. Man kann nur staunen über den Grad, in dem Weller das selbstgelernte Handwerk der Urkundenedition beherrscht. Es war ganz im Sinne der von der Kommission vertretenen Quellenpublikation. Er hatte viele hochverdiente ausgezeichnete Vorgänger im Sammeln und Herausgeben des Zerstreuten. Außer den bereits genannten Hohenloher Historikern von Hanßelmann bis zu Oechle hatte bereits Stälin alles Erfassbare bis 1268 in Regesten zusammengestellt. Weller hat die Urkunden chronologisch geordnet und, soweit für die Geschichte des Hauses wichtig, im Wortlaut wiedergegeben, indes er Regestenform für weniger Wichtiges und solche Urkunden wählte, in denen Hohenlohe nur als Zeugen auftreten. Urkunden der beim geistlichen Stand eingetretenen Hohenlohe gibt er nur im Auszug. Die Editionstechnik ist einwandfrei, vor allem auch im Druck, wobei lateinisch für die Texte und deutsch für die Regesten genommen ist. Als Format ist Oktav gewählt, nicht das oft unhandliche Großformat. Hand in Hand damit ging seine Geschichte des Hauses Hohenlohe, erschienen in zwei Teilen: Band I (1903) bis zum Untergang der Hohenstaufen, d. h. bis zu der immer wieder von ihm als entscheidend erkannten Wendung in der deutschen Reichs- und Territorialgeschichte, und Band II (1908) vom Untergang der Hohenstaufen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Nach einer vielseitigen Einleitung über die Geschichte der Hohenloher Geschichtsschreibung setzt die Geschichte des Hauses Hohenlohe ein mit dem Auftauchen des Stammvaters Konrad von Weikersheim im Jahre 1155; sie wählen dann ab 1170/1180 als Hauptstammis die Burg Hohenloch (heute Dorf Hohlach) an der wichtigen Straße von

Aub bis Augsburg, für die ihnen Zoll und Geleit vom Staufer Friedrich I. als Reichslehen eingeräumt wird. Die Beziehungen zu den Stauern bestimmten alsdann die Geschichte des Hauses im 13. Jahrhundert. Wir kennen bereits die Brüder Gottfried und Konrad von Hohenlohe-Branneck als Vertraute Friedrichs II. und Konrads IV. Ein weiteres ist alsdann die Verbindung des Hauses mit dem Deutschen Orden, dem sie beitreten. Band I ist fortlaufende Erzählung, Band II, mit Recht eine Fundgrube genannt, ist dem Zuständlichen, den Realien der inneren Geschichte eines damaligen Territoriums gewidmet; angefügt ist noch eine kleine Rechts- und Kulturgeschichte unter Ausnützung der Urkunden. Hier wären noch zu nennen Wellers zwei Beiträge zum Herzog-Karl-Werk, bereits besprochen als Perlen der sehr raren Kulturgeschichte.

Auch die Jahre, die Weller nach Ausscheiden aus dem Dienst für die Hohenlohe in Öhringen zugebracht hat, von 1902 bis 1908, sind gefüllt mit wissenschaftlichen Früchten. Bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins am 24. Juni 1902, die ihn zum Vertreter Öhringens im Verein und zum Schriftleiter der ZfWFr wählte, sprach er über Öhringen in vorhohenlohesischer Zeit. Er entwarf in erster Linie ein Siedlungsbild der ganzen Gegend, das er dann nach Jahren, gemäß seiner Gewohnheit, alles in größerem Zusammenhang durchzudenken und durch immer neue Beobachtungen zur letzten Reife zu bringen, wieder aufnahm und nach einem Vortrag im Oktober 1927 zu einem Schriftchen über die „Ansiedlungsgeschichte der Öhringer Landschaft“ (1928) erweitert hat. Wenn er darin in die Vor- und Frühgeschichte zurückgriff und von den Kelten und Römern sprach, um dann zu der Besitznahme durch die Alamannen und die dadurch verstärkte Besiedlung und dann auf den Ausbau durch die um die Wende des 5. zum 6. Jahrhunderts gekommenen Franken überzugehen, so war es immer in diesem Geschichtsbild vor allem die einstige Römergrenze, der Limes, die den lange nachwirkenden Einschnitt bedeutete: westlich von ihr sind alte Dörfer, östlich im einstigen Vorland des Römerreichs, dem späteren Ohrwald, die Ansiedlung in Weilern, worauf er schon in seiner Erstlingsarbeit hingewiesen hatte. Er schloß mit dem damals anläßlich der Neubildung des Landesamts für Denkmalpflege im Sinne der die Natur und Kultur gleich umfassenden Heimatpflege im weitesten Sinne ausgegebenen Wort: „Landschaft und Siedlung sind ein Spiegel der Bewohner“. Als ich selbst im Herbst 1905 bei dem damaligen Landeskonservatorium und der Staatssammlung vaterländischer Altertümer als Assistent eintrat, lernte ich bald darauf auch Weller kennen. Schon als Freund des Landeskonservators Professor Dr. Eugen Gradmann, den 1898 bzw. 1901 wiederum Hartmann von dem Stadtpfarramt Neuenstein nach Stuttgart zur Nachfolge von Eduard Paulus geholt hatte, stand Weller für den Bezirk Öhringen als Pfleger dem Landeskonservatorium zur Verfügung. Ich suchte 1906 den mir längst als Siedlungsforscher bekannten Kollegen auf. Daraus entwickelte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis, aufgebaut auf der gemeinsamen leidenschaftlichen Liebe zur Geschichte und Heimat. Dazu kamen Limesstudien und archäologische Neufunde in Jagsthausen und vor allem neue Beobachtungen der Reichslimeskommission, vertreten durch Professor Leonhard aus Freiburg, der seit 1901 den Auftrag hatte, den nördlichen Teil der 5. Limesstrecke, Jagsthausen—Haghof (bei Pfahlbronn), das Stück von Jagsthausen bis zur Beckemer Ebene, wo der Limes die Höhe bei Gleichen erklimmt, für die Schlußpublikation des ORL zu bearbeiten. Weller hat den ausgezeichneten Geländeforscher auf vielen seiner Erkundungsfahrten begleitet und dann auch, als er das 1903 von ihm gefundene Kastell Westernbach im Frühjahr 1905 ausgrub, unterstützt. Ich selbst war im Frühjahr 1906 zu ihm gekommen, um mit ihm besonders über seine wichtige Feststellung vorrömischer Straßen um Öhringen, die er in den Fundberichten aus Schwaben XII 1904 mit Kartenskizze veröffentlicht hatte, zu sprechen und mir Autopsie zu verschaffen. Weller, der ja frühe schon, wie wir sahen, sein Augenmerk auf alte Wegzüge gerichtet hatte und dazu humanistisch gebildet genug war, um sich für die Römerzeit zu interessieren, knüpfte an eines der wichtigsten Ergebnisse der außer den Kastellen vor allem den Straßen gewidmeten Reichslimesforschung an, daß die vorrömischen Wege für die römische Okkupation des Landes grundlegend wichtig seien. Wenn er allerdings meinte, daß die zwei Öhringer Kastelle und das Westernbacher zur Sperre von Straßen angelegt seien, so ging das zu weit in der Annahme der Abhängigkeit; aber von seinen in dem genannten Aufsatz aufgezeigten 10 alten Straßen, die Öhringen umgeben, bleiben doch so viele in ihrer Bedeutung für die römischen Befestigungen bestehen, daß seine These stimmt, daß die Einbeziehung der Öhringer Ebene als wichtigsten Knotenpunkts alter Straßen in die damals, als man den Limes vom Neckar aus nach Osten vorschob, geplante Grenzlinie maßgebend für ihre Ziehung in der Meridianlinie gewesen sei. Das hat Professor Fabricius (Freiburg), der Leiter der deutschen Limesforschung, in der endgültigen Veröffentlichung des ORL Band XXXIV A, Strecke 7 bis 9, Seite 41, ausdrücklich anerkannt.

Vorher seien noch einige seiner damaligen Hohenloher Arbeiten genannt. Ins Jahr 1903 fällt eine Studie über die „Entstehung der Kirchen und Pfarreien in der Diözese Öhringen“ (Blätter für württembergische Kirchengeschichte 1903, 97), angeknüpft an Bosserts grundlegende, aus den Kirchenpatronen geschöpfte Arbeit über die Urfparreien Württembergs von 1888 ab und schließlich alles in noch größerem Zusammenhang 1936 in seiner Kirchengeschichte gesehen. Die ältesten Urkirchen sind in Öhringen, Wülfigen und Langenbeutungen anzunehmen, die älteste grundherrliche Eigenkirche in Baumerlenbach, aber bald dem Kloster Lorsch geschenkt, alsdann 1037 vom Gründer des Öhringer Chorherrnstifts, dessen Vorfahren sie bald zugefallen war, diesem einverleibt. Weitere Kirchen sind dann erst im eigentlichen Mittelalter entstanden, so zu Kupferzell, noch 1352 „Zelle auf dem Ohrwald“ genannt, also wohl eine Einsiedelei, an die sich dann eine Kapelle oder Kirche angeschlossen hat. Und dann schlagen die kirchlichen Bewegungen des späteren Mittelalters ihre Wellen in den Bezirk herein; dazu gehört die Gründung von Gnadental um 1250, ein Zisterzienserinnenkloster. Es folgen Burgkapellen im 13. Jahrhundert. Schließlich gewinnen die Hohenlohe das kirchliche Leben in ihre Hand, so in Neuenstein. — Eine eigene kleine Reformationsgeschichte von Hohenlohe ließ er damals in Öhringen in der Presse erscheinen (Verlag Baumann, 1903).

Über die „Aufgaben der Erforschung der älteren württembergischen Kirchengeschichte“ trug Weller bei einem kirchengeschichtlichen Kurs im Herbst 1936 im Auftrag des Vereins für württembergische Kirchengeschichte im Anschluß an sein Juni vorher erschienenen Werk vor.⁸ Die Frage der Christianisierung der Alamannen beantwortete er anders, als man sie sich früher gedacht hatte, auch anders als Bossert sie dargestellt hatte. Konform mit dem Ergebnis aus der archäologischen Betrachtung, wie ich in den Blättern für Kirchengeschichte 1932, 149, die „Anfänge des Christentums in Württemberg“ dargestellt hatte, zeigte er, wie der Stamm als solcher jedenfalls in seinen Führern um 570 zum Christentum übergetreten war, vermutlich bei einer Tagung der Hundertschaftsführer, nachdem der Herzog den Übertritt beantragt hatte. Als weitere Aufgabe der Forschung stellte er auf die Bestimmung der Urkirchen an den Hauptorten der Hundertschaften und an der Hand von deren Grenzen den Umfang der Urfparreien. Innerhalb der Hundertschaften sind dann die Dorfkirchen mit den dazugehörigen Dorfpfarreien zu bestimmen. Weiteres Ziel der Arbeit ist die Geschichte der Entstehung der einzelnen Pfarreien und deren ganze weitere Geschichte; dann die Versorgung des Kirchenvolkes, vor allem im Zusammenhang mit der von 1150 erfolgten Städtegründung. Auch hier gilt es, nur auf dem Umblick auf weite Gebiete aufzubauen, nicht aus Einzelfällen Schlüsse zu ziehen. Dann spricht er ausführlich über die Quellen, die Urkunden und Chroniken besonders der Klöster und Kirchenheiligen, über Verfälschung der Klosterurkunden; noch wenig sind erforscht die Volksüberlieferungen, Volksanschauungen und Volksbräuche, aus denen jedoch nur mit behutsamer Vorsicht das mittelalterliche Denken und Empfinden erschlossen werden kann. Ich kenne wenig derart mit reifem Inhalt eines ganzen Forscherlebens gefüllte Zusammenfassungen, wie diese kirchengeschichtliche Anweisung, die natürlich aus dem Fränkischen viele ihrer Beispiele nimmt.

Wir kehren zu den fränkischen Arbeiten zurück. In die erste Öhringer Zeit um die Jahrhundertwende gehen die Studien über Weinsberg und seine Weibertreu zurück. Bereits am 27. Dezember 1899 sprach er im Historischen Verein für Weinsberg und Umgegend über die älteste Geschichte von Weinsberg bis 1248; siehe „Merkur“, Schwäbische Chronik, 29. Dezember 1899, Nr. 607. Wie die Ortsnamen der Gegend, unter denen nur einer, Grantschen, 1037 Granzesheim genannt, alt ist, zeigen, ist sie spät besiedelt. Sie gehört zum Sulmanachgau; ihre älteste Kirche lag in Sülzbach. Es folgt ihre Burg wohl schon im 11. Jahrhundert. Glaublich erscheint ihm die Tradition, daß Adelheid, die Mutter des ersten salischen deutschen Königs Konrad II., die 1027 mit Bischof Gebhard aus Würzburg das Öhringer Stift gegründet hat, auf der Burg Weinsberg gewohnt hat. Im 12. Jahrhundert werden dann verschiedene edelfreie Herrn von Weinsberg genannt. An die Burg schließt sich die Siedlung an, die dann Stadt wird. Das berühmte Ereignis, die Belagerung der von Welfenanhängern besetzten Burg durch Konrad III. im Jahre 1240, und die von zahlreichen Chroniken erzählte Geschichte von der Treue der Weiber der Belagerten hat er alsdann mit besonderer Liebe und bohrender Zähigkeit untersucht und auch darüber immer wieder, zum erstenmal im Haller Verein im November 1902, vorgetragen und darüber geschrieben im Sinne ihrer Echtheit. Zum Dank hat ihn die Stadt Weinsberg 1903 zum Ehrenbürger ernannt — eine zumal heute

⁸ Siehe die maschinenschriftlich hergestellte Kopie des Inhalts der Vorträge des Kurses (1937), Seite 3 bis 11.

kaum mehr denkbare Ehrung eines Kämpfers für geschichtliche Wahrheit. Seine Darstellung in WvFL, Neue Folge XII, 1903, 91 — Wiedergabe des Haller Vortrags — wurde alsdann ebendasselbst 1911, 413, 423, vom Berliner Professor Robert Holtmann durch den Nachweis einer nur zwei Jahre nach dem Ereignis aufgezeichneten Quelle und der sachlichen Unbedenklichkeit, ja durch den direkten Erweis ihrer geschichtlichen Realität glänzend bestätigt. Zuletzt hat Weller noch einmal (ZfWL IV, 1940, 1) das Wort ergriffen zu einem ausführlichen Bericht über die Erforschung der genau vor 700 Jahren erfolgten weiteren und zugleich rührenden Begebenheit, wobei er Holtmann durchaus nicht in allem zustimmen konnte. Die an sich inhaltlich bescheidene Sache hat insofern eine grundsätzliche Bedeutung, als es Weller, dem übrigens Forscher vom Range eines Schäfer und Karl Hampe zustimmten, besonders darauf ankam, gegenüber dem üblichen, geradezu grundsätzlichen Mißtrauen gegen jede überlieferte Erzählung mit anekdotischem volkhaftem Charakter sich positiv einzustellen. — Endlich hat er 1906 zum Dank für die Ehrung im Verlag des Justinus-Kerner-Vereins ein Schriftchen „Das alte Weinsberg“, in dem er noch das Kerner-Haus einbezog, erscheinen lassen. Es war eine eigenartige Fügung, daß seine Witwe, als sie bereits schwer krank sich gegen Kriegsschluß aus Stuttgart aufs Land flüchtete, sich das Kerner-Haus als letzten Aufenthalt hat auswählen können.

Im Jahre 1907 hat er sich an ein besonders kompliziertes Problem der fränkischen Rechtsgeschichte gewagt, an die Zentgerichtsverfassung im heutigen württembergischen Franken in einem Vortrag im Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein; siehe Bericht im Rechenschaftsbericht 1906/09 (1909), Seite 28, und in LBSA 1907, 1. Auch in dieser Frage hat er späteren Untersuchungen den Weg bereitet. Es ist bekannt, daß bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts sich dieses Gericht, wenn es auch aus einem Volks- zu einem Gelehrtengericht geworden war, kümmerlich erhalten hat. Es ist Zeit, daß die Frage im Zusammenhang mit der dringenden Revision der meist angenehmen Identität von Hundertschaft, Centena und Huntari neu aufgenommen wird im Zusammenhang mit eindringenden Forschungen Dannenbauers der letzten Jahre.

Den nächsten Vortrag im Stuttgarter Geschichtsverein hielt er im Herbst 1907, und zwar über ein geschichtsphilosophisches Thema „Die moderne Auffassung der Geschichtswissenschaft (abgedruckt LBSA 1908, 88). Dieser Vortrag war das erste Auftreten des nun nach Stuttgart ernannten Professors am Karlsgymnasium. Er bekennt sich hier entsprechend seinem neuen Beruf, der ihm vor allem den Geschichtsunterricht an den oberen Klassen übertrug, zur schönen Aufgabe, zu einer geschichtlichen Würdigung des Tatbestandes auf Grund leitender, allgemeiner ethischer Ideen zu gelangen, ganz im Sinne seines Lehrers Schäfer.

Weller ist von da an dem Historischen Landesverein ein treuer, selbstloser Mitarbeiter gewesen und geblieben; 1909 trat er in den Ausschuß ein, dem ich selbst 1906 nach dem Gesetz der Verjüngung zugewählt worden war. 1930 hat Weller einen sorgsamsten Rechenschaftsbericht über 1912 bis 1930 erscheinen lassen. 1922 war der erste Vorsitz nach dem Abgang von Oberstudienrat Gottlob Egelhaaf⁹ — ebenfalls ein Hohenloher — in Wellers Hände gelegt, auf den als den führenden Historiker des Landes ich selber, seit 1919 zweiter Vorsitzender, hingewiesen hatte. Als er 1928 erkrankte, übergab er mir die Geschäfte des ersten Vorsitzenden, wozu vor allem auch die Vertretung des Vereins und der von ihm seit 1926 in einem württembergischen Verband zusammengeschlossenen Geschichtsvereine des Landes auf den Jahrestagungen des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereins gehörte. Seiner dringenden Bitte um Enthebung vom Vorsitz mußte alsdann im Oktober 1930 wegen seines Gesundheitszustandes Rechnung getragen werden; so übernahm ich, wenn auch schweren Herzens, auch nominell diese seit längerem getragene Last. Als dann im September 1932 der Gesamtverein nach 39 Jahren wieder Stuttgart zum Tagungsort wählte, durfte ich als Vorsitzender bekanntgeben, daß der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein Weller und Ernst zu Ehrenmitgliedern ernannt habe.

Weller aber, der sich, infolge Krankheit (hartnäckige Neuralgie) 1931 vom Schulfamt zurückgetreten, merklich zu unser aller Freude erholte und seine etwa zwei Jahre (1928 bis 1930) etwas unterbrochene literarische Tätigkeit wieder voll aufnahm, ja gewaltig steigern und sich dann entschließen konnte, als Nachfolger des erkrankten Professors Ernst ab 1. April 1930 die Geschäfte der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte und damit auch die Herausgabe der Landeszeitschrift zu übernehmen, hat als erstes für die genannte Tagung zwei schöne Festgaben bereitet:

⁹ Siehe Wellers Aufsatz „Egelhaaf als Historiker“, zum 80. Geburtstag. „Süddeutsche Zeitung“ 1928, Nr. 100.

1. Namens der Historischen Kommission den stattlichen Festband WVfL XXXVIII 1932 mit ausgewählten Beiträgen, darunter von ihm selber über die Grafschaft Württemberg und das Reich bis zum Ende des 14. Jahrhunderts; dazu zwei Fortsetzungen in ZfWL 1940, 18 und 209; es sind groß geschene Übersichten über die ersten Jahrhunderte der Grafschaft Württemberg in ihrem Verhältnis zur Reichsgewalt, wobei der Niedergang der Staufer, zugleich der der schwäbischen Herzöge, der Schemel des Aufstiegs der Württemberger gewesen ist. 2. Namens des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins ein Festbuch „Württembergische Vergangenheit“ mit nicht weniger als 19 Beiträgen aus allen Gebieten der Geschichte, eingeschlossen Vor- und Frühgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Kunstgeschichte, Numismatik, örtliche und Landschaftsgeschichte, Biographie, Ideengeschichte und Kulturgeschichte und versehen mit 85 Abbildungen: eine stattliche Heerschau der führenden Geschichtsforscher des Landes, als Gesamtleistung für den, der tiefer denkt, auf lange Zeit hinaus ein schönes Bekenntnis zum Geiste, zumal dem der Geschichte, über den bald darauf das Verhängnis der rein zweckgebundenen Totalitätspartei mit Krieg und seinen katastrophalen Folgen hereinbrechen sollte. Weller hat die Güte gehabt, namens des Ausschusses den Band, auf den er als Herausgeber und geistiger Urheber von Plan und Ausführung stolz sein durfte, mir zum 65. Geburtstag mit freundschaftlichen Worten zu widmen. Über seinen eigenen Beitrag, der einer alten Liebe seiner fränkischen Studien galt, werden wir nachher sprechen.

Auch in Stuttgart ist Weller der fränkischen Forschung und den fränkischen Freunden treu geblieben. Immer wieder trug er in Hall seine fränkischen Forschungsergebnisse vor, wie wir bereits hörten, so 1919 über Hall, 1922 über die Besiedlung des Frankensandes in deutscher Zeit. Der Zeitschrift für Württembergisch Franken, deren Redaktion er noch lange von Stuttgart aus beibehielt, widmete er Beiträge, wie 1927 über das Alter der Stöckenburg (ZfWF, Neue Folge XIV 1927, 37); sie liegt nach seiner Meinung an der Straße vom Rhein (Worms und Ladenburg) her zur Donau unterhalb Ingolstadt, die im württembergischen Franken von Wimpfen her über Neuenstadt—Öhringen—Westernach—Untermünkheim—Hessental—Sulzdorf nach Ellwangen führt, und zwar da, wo die Straße zwischen der Haller Ebene und dem Ries ins Nadelholzgebiet des Virgundwalds eintritt. Die Stöckenburg ist weder burgundisch noch frühkarolingisch, sondern frühfränkisch, angelegt zwischen 496 und 536 von den Franken, als sie das nördliche Alamannen besetzten, zum Zweck der Regelung des Durchgangsverkehrs. — Ein anderer Beitrag im selben Heft (ZfWF 1927, 75) „Frauennamen in Ortsbezeichnungen des württembergischen Franken“ behandelt: 1. Helmanabiunde (abgekürzt Helmbund) zwischen Neuenstadt und Cleversulzbach an der Brettach, 2. Mechtamulin (Möckmühl) und 3. Mergentheim; es sind Mittelpunkte alter Hundertschaften fränkischer Gaue, in denen irgendwie überragende Frauen eine namengebende Rolle gespielt haben. — Alsdann XV 1930: „Die Öhringer Münze des Mittelalters“. Öhringen war dank seinem Handel wichtig; auffallend ist das immer auf größeren Verkehr meist an Bischofsstädten hinweisende Bestehen einer Münzerhausgenossenschaft von 12 Leuten in Öhringen, d. h. einer Gesellschaft, deren Leiter der Münzmeister war, noch aus dem Jahre 1253 erwähnt.

In dem Schwäbischen Nekrolog, einem anders gearteten Vorläufer der Schwäbischen Lebensbilder, hat Weller einige hohenlohesche Lebensbilder veröffentlicht, so 1913 das des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, seines Gönners; 1914 des gefallenen Oberstudienrats Karl Reik aus Hall und seines Schwiegervaters Friedrich Nestle, ehemals Haller Landgerichtspräsident; 1915 des Reichsgrafen Fr. von Zeppelin-Aschhausen, Kaiserlicher Bezirkspräsident in Lothringen (von 1901 bis 1912) und Vorstand der Gesellschaft für lothringische Geschichts- und Altertumskunde.

Noch sind für die gesamt-württembergische Geschichte zu erwähnen seine kleine „Württembergische Geschichte“ (Göschensband Nr. 462 in drei Auflagen: 1908, 1916 und 1933) und seine kurze „Einführung in die Landesgeschichte Württembergs“ (Stuttgart, Kohlhammer, 1926), enthaltend das „Allerwichtigste, was jeder Württemberger und besonders auch die Jugend von der Landesgeschichte wissen sollte“.

Und nun zum Schluß nochmals eine große, mutvoll und überlegen von ihm angefaßte Aufgabe, das Thema der Fernstraßen. Es reiht sich mit förmlicher Logik und unausweichlicher Konsequenz seiner Forschung in sein wissenschaftliches Lebensprogramm ein. Seine Zusammenhänge mit dem seit der frühen Jugend gesammelten und verarbeiteten fränkischen Siedlungsmaterial und mit den von dem reifen Manne auf dem Höhepunkt der Synthese in den Mittelpunkt des Forschens gerückten Staufer-Problemen, vor allem ihrer inneren Politik und Städtegründungen, liegen ganz klar zutage. In einem

schönen, besonders gedankenreichen Beitrag zur Festschrift Dietrich Schäfer zum 70. Geburtstag (Jena 1915) „Zur Organisation des Reichsguts in der späteren Stauferzeit“ läßt er auf die planmäßige Anlage von Städten und Burgen die den Verkehr berührenden Rechte des Zolls, des Geleits und der Münze, als Königsrechte gesehen, folgen. So kam er auf die vom 13. Jahrhundert ab in Schwaben sehr häufig genannten Reichsstraßen. 1927 ist er in einem vielbeachteten Aufsatz „Die Reichsstraßen des Mittelalters im heutigen Württemberg“ (WVfL XXXIII, 1927, 1) in dieses förmliche Neuland hineingegangen. Wer hätte sich auch in Württemberg, dem klassischen Lande der Römerforschung, seither systematisch mit anderen als mit Römerstraßen beschäftigt! Noch erinnere ich mich deutlich des besonders starken Eindrucks, den die erste Kundgabe seiner Gedanken darüber im Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins in Stuttgart am 18. Dezember 1926 auf die Zuhörer gemacht hat, besonders als er auf einen der wichtigsten Fernwege des früheren Mittelalters, der durchs Fränkische zieht, auf die vornehmlich in der Merowinger- und Karolingerzeit, aber auch später noch befahrene Straße zu sprechen kam, nämlich auf die von Westfrankreich über Metz zum Rhein und dann über Öhringen zur Donau ziehende, bereits erwähnte europäische Westostverbindung. Auf sie ist ein Strahl der Dichtung gefallen, so sagte er, als seine Gedanken darüber immer mehr in die Breite und Tiefe gingen. Es ist der Nibelungenweg, der vom burgundischen Worms nach dem Hunnenland führte. Das Straßenproblem hat ihn bereits interessiert, als er in den Hohenloher Urkunden des öfteren auf solche Straßen mit Geleitsrecht stieß, so z. B. auf die Straße von Frankfurt a. M. über Miltenberg—Lauda—Aub—Reichartsroth — hier ein hospitale ad peregrinorum receptaculum ob frequentiam viatorum, erbaut 1182 von Albertus von Hohenlohe (Weller, Hohenloher UB I, Nr. 17, S. 9, Z. 26 f) — Hohlach nach der Donau.¹⁰ Der Anstoß mag vor allem von Friedrich II. ausgegangen sein, in dessen Regierung ja die Gotthardstraße, von Anfang an eine Reichsstraße — denn in Flüelen wurde der Zoll als Reichszoll erhoben (Schäfer, Festschrift, 216 mit Anm. 1) — gebaut worden ist. Alle die wichtigen Straßen um Hall, im ganzen sechs, wie aus Aufschriften über die Geleite aus dem Jahre 1639 bekannt ist (WVfL 1927, 1, Anm. 38), hängen mit dem Salzhandel zusammen. Auch von Heilbronn — ebenfalls einer Gründung Friedrichs II. — gehen mehrere Reichsstraßen aus. Vorher war Wimpfen, von wo auch die sogenannte „Kaiserstraße“ auf der Scheide von Kocher und Jagst ausging, der bedeutendste Platz für den Fernverkehr gewesen. Wenn eine seiner Arbeiten, so zeigt diese eine geradezu ungeheure Fülle von Wissen und Übersicht über das überaus schwierige, seither so wenig angefaßte Problem, aufgebaut auf der eindringendsten Quellenkenntnis, von denen er die wichtigsten, nicht weniger als 50 Landstraßen in einem Anhang seines Aufsatzes Seite 30 ff. unter Angabe der Hauptquellen beschreibt. Man mag sich nur darüber wundern, daß dieses reiche Material nicht längst von jungen Historikern etwa für Doktorarbeiten aufgegriffen und erweitert worden ist.

In der Festgabe 1932, Seite 89, nun hat er von höherer bis in die vorrömische und römische Zeit zurückschauender Warte aus die eine Hauptverkehrsstraße von West nach Ost, die in Süddeutschland von Worms über Ladenburg—Wimpfen—Öhringen nach Westernach zieht und hier sich in zwei Stränge gabelt, in einen nördlichen über Crailsheim—Weißenburg a. S. nach Kösching und in einen südlichen über Untermünkheim—Ellwangen—Nassenfels ebenfalls nach Kösching, und die alsdann als eine Trasse nach Passau führt, behandelt und die Spuren und Reste dieser Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa in ihrer geschichtlichen Bedeutung bis zum Hochmittelalter von ältester Zeit an durch die Jahrhunderte, durch Völkerwanderung, Merowinger- und Karolingerzeit und deutsche Kaiserzeit verfolgt.

In einem dritten Aufsatz, geschrieben auf Ersuchen des Germanisten Edward Schröder (Göttingen) in der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ LXX, Neue Folge LII, 1933, 50, nimmt er die Nibelungenstraße gesondert vor und hat damit wohl für immer eine viel verhandelte Frage entschieden, wie er mit Recht in einem Selbstreferat WVfL 1933, 352, sagt, in dem Sinne, daß der Weg von Passau durch Österreich ins Donautiefland zwar im Nibelungenlied deutlich angegeben ist, aber der Dichter keine genaue Kenntnis der Straße vom Rhein zur Donau hatte, obwohl er Worms und Pföding als Ausgangs- und Endpunkt und auch öfters die Durchfahrt durch Schwaben nennt. Diese aber läßt sich als Teil der ins frühe Mittelalter zurückgehenden Hauptverkehrsstraße zwischen Paris und Konstantinopel ansehen, die über Ladenburg—Öhringen in der beschriebenen Trasse mit zeitweiliger Gabelung lief. Sie erreichte die Donau bei Passau, das Donauknie bei Regens-

¹⁰ Vgl. auch Wellers Geschichte des Hauses Hohenlohe, Band II, Seite 463.

burg umgehend. Aber der kühne Bau der Regensburger Donaubrücke im Jahre 1135 bis 1146 leitete alsdann den Verkehr von Worms—Passau ab nach Würzburg—Regensburg. Freilich nicht wenig hat die Straßenforschung, besser vielleicht die Wegeforschung noch zu tun. Noch wichtiger als die Straßen auf Wasserscheiden laufend, wie Weller gerne sagte, ist ihre Bedeutung für alte Grenzen für Gaue und Centen, und andere Markierungen bzw. für Markungen.

Weller hat am Weihnachtsvorabend 1943 im Alter von etwa über 77 Jahren sein wunderbar erfülltes Leben beendet. Wenige Tage vorher hatte er mir für eine literarische Zusendung dankend geschrieben. Wir hatten uns zum letztenmal im Oktober in Ulm bei einer Tagung der südwestdeutschen Geschichtsvereine getroffen, bei der ich über die Probleme der Alamannenforschung, wie ich sie als Archäologe sehe, gesprochen habe. Nach seinem Tode traf auf seine vorher gegebene Weisung vom Verlag (R. Oldenbourg, München) sein neuestes Buch „Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer“ ein. Dieser Titel umfaßt in Kürze die große Liebe seines Lebens, der er schlicht, lauter und zuverlässig, erfüllt von tiefster Bildung des Geistes und Charakters, innerlich aufs stärkste gefestigt und unbeirrt seinen Weg gehend und, wo es sein mußte, auch dem Kampfe nicht ausweichend, gedient hat. Hinter seiner großen weitverzweigten Arbeit ist immer die verehrungswürdige Persönlichkeit gestanden. Leitsterne waren für seine wissenschaftliche Lebensaufgabe in Forschung, Lehre und Veröffentlichung das Gebot reiner Wahrhaftigkeit und sauberster Klarheit bis ins Kleinste, die Liebe zum deutschen Volke, zur fränkischen Jugendheimat, zur gesamtschwäbischen alamannischen Heimat der späteren Mannesjahre und des Alters, endlich der auch in trüben Zeiten, aus denen heraus ihn, als der Krieg draußen und zu Hause immer furchtbarer und hoffnungsloser sich gestaltete, der Tod abberufen hat, unerschütterlich gebliebene Glaube an das deutsche Volk und seine ewige Bestimmung. Die bange Frage erhebt sich: Wo werden wir wieder so einen Mann finden? Wer ist künftig berufen, wie er, die Schwäbische Geschichtsschreibung und die Frankenforschung so zu führen? Auch ihm dürfen wir, wie er seinem Freunde Viktor Ernst, nachrühmen, daß seine Lebensarbeit im ganzen wie im einzelnen den Beweis erbracht hat, daß die gründliche Erforschung der Landesgeschichte schließlich auch der Vergangenheit des ganzen deutschen Volkes in weitestem Maße dient.

Neue Bodenfunde der Vorzeit und des Mittelalters in Württembergisch Franken 1940—1948

Von Emil Kost

Eiszeit

Während die unmittelbaren Zeugnisse des Ur- und des Altmenschen im nördlichen Württemberg noch immer fehlen, treten fast Jahr für Jahr zu den bekannten noch weitere Reste der Großtierwelt der Eiszeit durch Zufalls- und Suchfunde ans Licht der Gegenwart besonders in den Schottern und Lehmaufschwemmungen der Täler von Kocher und Jagst. Das obere Kochertal lieferte von Reichertshofen (Kreis Aalen) ein Kieferstück mit drei Backenzähnen des Wollhaarigen Nashorns, die immer wieder ergiebige Sandgrube der Grotschen Ziegelei Gaildorf in ihrem Mittelterrassenschotter einen Unterkiefer vom Riesenhirsch, einen Backenzahn vom Wisent und ein Backenzahnbruchstück vom Mammut. Von diesen Riesenelefanten förderte auch das Haller Kochertal in der Bahnhofsbucht von Schwäbisch Hall Knochenreste zutage, und am Schießbach südlich Obersontheim wurde die Spitze eines Stoßzahns aus dem Boden geholt. Weitere Mammutzahnfunde erbrachte das Jagsttal bei Tiefenbach-Wollmershausen und bei Dörzbach. Wildpferdzahn, Wildschweinhauer und bearbeitete Beingeräte wurden 1942 am Böllinger Bach bei Biberach (Kreis Heilbronn) angetroffen, aber der Wissenschaft nicht zugeführt. Rengeweihreste kamen in Heilbronn an der Waldsteige aus 2 m Tiefe zutage in der Nähe vorzeitlicher Holzkohleschichten.

Mittlere Steinzeit (10 000—4000 v. Chr.)

Immer neue Funde und Fundplätze mit den kennzeichnenden Hornsteinklein-geräten dieser Zeit besonders auf den Sandböden des Keuperwaldgebiets und an den Hochrändern der Fluß- und Bachtäler dieser Landschaft werden fortlaufend von den Mitarbeitern des Historischen Vereins für Württembergisch Franken aufgespürt. Im ehemaligen Virgundwaldgebiet ist deren Aufklärung und Feststellung bis in den Kreis Aalen vorgeedrungen; den Hornberg bei Ellenberg, die Hochflächen um Neuler und um den Schönberger Hof, das obere Kochergebiet bei Hohenstadt und Sulzbach a. K., in den Welzheimer Wald Gegend Spraitbach, Kaisersbach und Welzheim, gegen Murrhardt auf den Raitberg (Raithöfle) und nördlich der Murr um Hinterbüchelberg, im Murrtal selbst auf einer auffallenden Anhöhe „Bühl“ südlich Murrhardt, und im Löwensteiner Bergland in die Gegend von Prevorst und Bärenbronn, sowie an die Nordränder des Waldenburger Berglands südwestlich Waldenburg und weiter im Keuperbergland um Unterheinriet südöstlich Heilbronn und auf dem Wartberg bei Heilbronn selbst. Auch das obere Jagsttal ist mit einer Randhöhe des Schilfsandsteins östlich Jagstheim hinzugekommen, und schließlich ist nun auch der Westrand des Crailsheimer Hartwaldes, ein Teil des ehemals weitausgedehnten Virgundwaldes, über Beuerlbach nördöstlich Crailsheim als mittel- bis jungsteinzeitlich belegt bekannt geworden.

Jüngere Steinzeit (4000—2000 v. Chr.)

Die alte und oft bestätigte Erkenntnis, daß unsere älteste Bauernkultur der Bandkeramik gerade die vorgenannten Bergwaldgebiete meidet und im wesentlichen die ackerbaufähigen Lehmfelder besiedelt und bearbeitet, erweist sich immer wieder. Einschlägige Funde meldet erneut das Tauberland, so wieder aus Gegend Waldmannshofen, darunter einen Steinschlegel und eine große „Pflugschar“; in Freudenbach wurde sogar ein Teil einer bandkeramischen Hacke auf der Dorfstraße gefunden. Das Sall- und Ohrnggebiet bringt Funde von Ackergeräten aus Hornblendeschiefer, bei Neufels ist ein Ackerfundort mit Handreibstein und Klingenkratzer hinzugekommen. Topfreste entstammen einer bandkeramischen Schicht in Heilbronn (Ziethenstraße), ein durchbohrter Arbeitshammer einem Bombentrichter bei Böckingen (Steinacker). „Pflugscharen“ hat der Kreis Heilbronn geliefert von Dahenfeld, der Kreis Crailsheim von Unterdeufstetten, das obere Jagsttal von seinem Hochufer beim Bühlhof (Jagstzell), bandkeramische „Meißel“ eine schon durch früheren Breitmeißelfund belegte Fundstelle östlich Kirchberg (Jagst) und der Wolfsbühl bei Schwäbisch Hall-Weckrieden mit seinem Bandkeramikerdorf.

Die von der Bandkeramik beeinflusste Rössener Kultur hat von bekannten Siedlungsplätzen östlich Schwäbisch Hall-Hessental einen schön gearbeiteten Stein- schlegel aus Diabas und eine lange Pfeilspitze mit eingebogener Grundfläche geliefert und immer wieder Siedlungsstellen in den bekannten Haller Ackerfluren Haspach und Haal- äcker, ferner in Heilbronn (Linkstraße) und bei Biberach. Auch das Tauber- gebiet in der Creglinger Gegend ergab von Markung Waldmannshofen Rössener Siedlungs- scherben.

Von allgemeiner Bedeutung über unser Land hinaus sind die jungsteinzeit- lichen Funde von ältestem Getreide und Obst, auf die besonders hin- gewiesen sei (siehe S. 38 ff., Aufsatz des darum besonders verdienten W. Mattes, Heilbronn).

Zahlreich sind jungsteinzeitliche Einzelfunde, häufig erste Spur- funde, denen der seitherigen Erfahrung nach meist bei eingehender Forschung an den Fundorten weitere Funde und Besiedlungsnachweise folgen. Oft ergänzen sie das sei- terige Siedlungsbild in sehr erwünschter Weise. Dies ist der Fall bei Hornsteingerät- funden im Haller Kochertal (Flur Flürle zwischen Spinnerei und Gelbingen und am Fuß des Neubergs sowie an der Kocherfeldsiedlung) und zwischen Dorf und Bahnhof Hessental (Ghackäcker), ferner über einer Quelle am Höhenrand beim Eichelhof auf Markung Untermünkheim, wo gegenüber der Klinge der Überlandstraße auf Höhe Falkert entsprechende Funde bekannt sind. Vom Ackerland über dem Bühlertal nordöstlich Oberscheffach (Hölzlesäcker) stammt ein schöner Getreidereibmühlstein (Keckenburgmuseum), aus dem Bergland östlich Vellberg von Äckern bei Steinhaig (Flur „Lichte Eiche“, Markung Oberspeltach) ein Handreibmühlstein, außerdem Horn- steinwerkzeuge von der Anhöhe Lindenbühl bei Merkelbach und von der Kreuzhalde am Fuß des Binselbergs nordöstlich Talheim-Vellberg. Solche Hornsteingerätfunde liegen auch vor aus der Gegend von Morstein und Dünsbach, die damit auch, wie längst erwartet, in den Bereich jungsteinzeitlicher Besiedlung einbezogen ist. Einige bearbeitete Jurahornsteine aus dem Innenraum der Viereckschanze östlich Langenburg (siehe Kelten- zeit) erweisen auch die dortige Hochfläche als schon in der Jungsteinzeit besiedelt. Die Öhringer Landschaft ergibt immer wieder neue Einzelfunde dieser Art, so bei Öhringen selbst (Flur Ströller 1800 m ONO; Siedlungsstelle in Öhringen selbst im Krankenhausgelände), Hornberg bei Kappel, Lindelberg, Markung Oberohrn („Sonne- burg“), Neuenstein („Schaffeld“), Neufels („Grabenäcker“), Langensall nördlich des Wünnwegs und Markung Baumerlenbach.

Bemerkenswert ist eine Reihe jungsteinzeitlicher Neufunde auf dem Kocher- Jagst-Hochrücken, der durch die auf der Wasserscheide hinziehende uralte Hoch- straße besondere Bedeutung hat (siehe Kost, „Die Hohe Straße“, S. 47 ff.). Die Neufunde beginnen unmittelbar am Anfang dieses Fernwegs bei Jagstfeld, setzen sich fort auf Markung „Bürg“ beim Höselinhof und auf Markung Möglingen (700 m WSW Ruckhardtshäuser Hof), über Crispenhofen („Judenkirchhof“), über Belsenberg, bei Büttel- bronnn und Nitzhausen („Hohes Lindle“). Über einen besonders interessanten Fund der Spätbronzezeit auf der Kocher-Jagsthöhe über Belsenberg, siehe nachfolgenden Abschnitt.

Soweit im Welzheimer Wald von der Alb her an die Sandhöden Schwarz- juragebiete angrenzen, erweisen sich letztere bäuerlich in der Jungsteinzeit besiedelt, so bei Burgholz westlich Welzheim und am Alldorf wie in der Gegend von Eschach und Ruppertshofen. In der Gegend Alldorf hat, am alten Überlandhochweg auf Flur Einzelbach, die Phosphatmethode (Bodenuntersuchung auf höhere Phosphat- gehalte infolge früherer Besiedlungsvorgänge, Dr. Lorch) ihre Bewährungsprobe abge- legt: einer Feststellung dieser Ackerflur als besiedelt durch Anwendung der siedlungs- geographischen Phosphatmethode folgte die Aufspürung jungsteinzeitlicher Siedlungs- funde, Hornsteingeräte und beriebenes Rötelstück auf eben dieser Flur!

Erkenntnisfortschritte sind zu verzeichnen für den Zeitraum der Spätjungstein- zeit (2500—2000 v. Chr.). Immer deutlicher ergeben sich die von ihr bevor- zugten Siedlungslagen im Gelände an Höhenrändern wie dem Hirnrain über der Diakonissenanstalt Schwäbisch Hall, dessen Funde in eine deutlicher sich abhebende spätjungsteinzeitliche Mischkultur aus Rössener und Michelsberger Kultur, die „Schwieberdinger Kultur“, eingeordnet worden sind (siehe A. Stroh, „Marburger Studien“ 1938, S. 234—242, und „Germania“ 1940, Heft 4, S. 237 ff.). Fast immer liegen die Fundplätze dieser Spätjungsteinzeitkulturen am Hochrand über einem Wasserlauf, so bei Morstein, Krailshausen (Schrozberg), Neuenstein (bei der „Haber- klinge“), am Schaalhof (über Braunsbach am Kocher), über Möglingen (Kocher), bei Leofels (Jagst), beim Dörrhof und auf Flur Rötelweiler bei Dörzbach (Jagst), bei Billingsbach (Blaufelden) am Hang über dem gleichnamigen Bach, bei Unter- heinriet (Heilbronn) über der Schozach, bei Reinsbronn (Taubergergend)

über der Steinach; meist sind es schmal- oder spitznackige Ovalbeile oder Pfeilspitzen mit Dorn. Hierher gehören der Lage nach auch die Hornsteingerätfunde vom Ammersberg bei Eschenau (Weinsberg) über dem Wilhelmsbach.

Eine sich verstärkende Erkenntnis ist, daß spätjungsteinzeitliche Beil- und Gerätfunde nicht selten mitten im schwäbisch-fränkischen Keuperwaldgebiet liegen, das früher durchaus als siedlungsfeindlich angesehen worden ist! Beachtenswert ist dabei, daß sich die Fundstellen fast immer in der Nähe von Urwegen befinden, die durch das Bergland ziehen. Von Randhöhen wie dem Einkorn bei Schwäbisch Hall (Limpurger Bergland, „Kohlstraße“), über den Golberg bei Öhringen bis zum Heuchelberg (Rechteckbeil bei Neipperg am Hochweg) aus streuen sich solche Funde auch mitten ins Keuperland ein, so bei Neuheiten (Kreis Öhringen), Prevorst (Gronau), Hohenegarten bei Hohenstraßen (Mainhardt; Steinbeil), Neulautern im Waldgebiet der Löwensteiner Berge nördlich Backnang (Bruchstück einer mit Längswulst verzierten Steinaxt; im Liasland um Vorderbüchelberg Hornsteingerätfunde), im Welzheimer Wald bei Ebni (Steinbeil, Überlandweg), im Craillsheimer Hartwald, einem Teil des ganzen Virgundwalds bei Mariäkappel (Feuersteingerät, früher Steinbeil, Nähe des Hochwegs).

Im Vorland des Keuperbergwalds, westlich Öhringen, ist schon seit einiger Zeit der Golberg als befestigt gewesene Höhensiedlung einer spätjungsteinzeitlichen Gruppe erkannt worden („Württembergisch Franken“ 19, 1938, S. 171). Auf seiner eirunden, 400 m langen und 100 m breiten Kuppe fanden sich Hornsteingeräte (Schaber, Kratzer, Messer), Klopffsteine, Getreidequetscher (Handreibsteine und Reibplatten), vor allem kleine Beile aus der späten Jungsteinzeit, in welche Zeit auch ein als Säge zugerichtetes Stück Plattenhornstein paßt. Der wichtigste Fund wurde 1942 gemacht in Form einer tadellos gearbeiteten kleinen Streitaxt aus zähem Hornblendegestein (Abb. 1); eine mittellängs eingeschlifene Zierrinne und die ausladende Zweckform beiderseits des Schaftlochs schließen das Fundstück einer Entwicklungsreihe nord- und mitteldeutscher

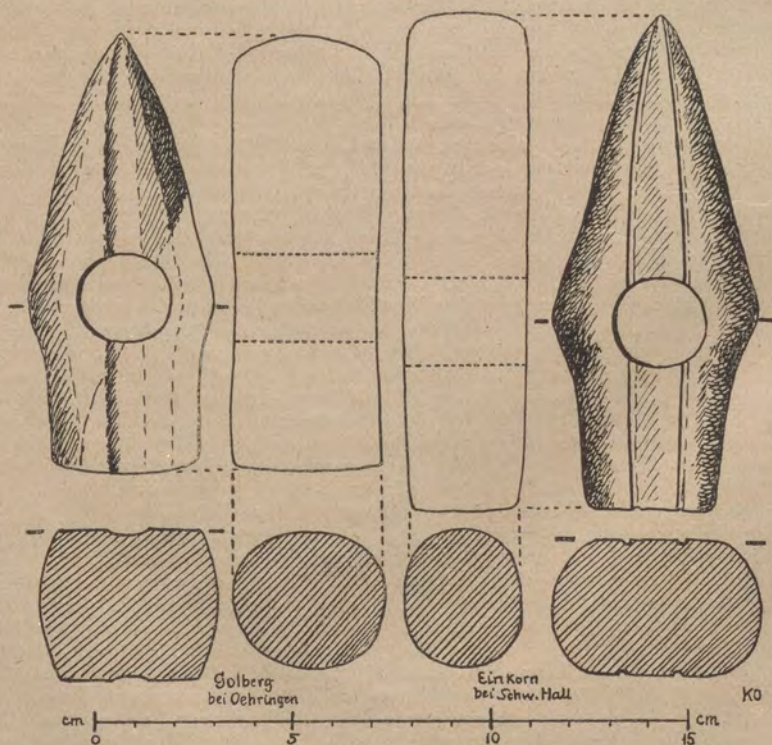


Abb. 1. Geschliffene Steinäxte der späten Jungsteinzeit mittel- und norddeutscher Herkunft.



Abb. 2. Blick von der Straße Winzenhofen—Bieringen nach Südosten auf das gegenüberliegende Jagstufer mit Flur „Stein“ (Ruine und spätjungsteinzeitliche Siedlungsstelle). Im Vordergrund die Jagst.

[Aufnahme: Erna Koch]

Streitäxte an, aus deren Volksbereich auch das Stück vom Golberg unmittelbar (Einwanderung seiner Träger) oder mittelbar (durch Tauschhandel) stammen muß. Ein ähnliches Stück, mit zwei Längsrinnen, wurde früher auf der Höhe des Einkorn bei Schwäbisch Hall gefunden, der auch eine in diese Zeit passende Pfeilspitze mit „Dorn“ (Stielansatz) geliefert hat. Eine dritte diesen gleiche Axt wurde auf dem Scheuerberg bei Heilbronn-Neckarsulm gefunden. Die Höhenfundlagen dieser Leitstücke lassen auf eine bestimmte Volksgruppe der Jungsteinzeit in unserem Landesteil schließen, auf Kultur- oder Volkseinflüsse aus Mitteleuropa. Da solche Äxte vereinzelt schon mit Kupferbeilen zusammen gefunden worden sind, gehören sie und ihre Begleitfunde der spätesten Jungsteinzeit, nach 2000 v. Chr., an.



Abb. 3. Im Vordergrund rechts die Ruine am „Stein“ nordöstlich Westernhausen an der württembergisch-badischen Landesgrenze. Auf dem jenseitigen Ufer der Jagst das badische Dorf Winzenhofen.

[Aufnahme: Erna Koch]



Abb. 4. Die Felswand „Stein“ in der Jagstau am Fuß der Ruine unter dem jungsteinzeitlichen Siedlungsplatz, mit dem Nixensee „Schwarzwasser“, der aus einer immerfließenden Quelle gespeist wird. [Aufnahme: Erna Koch]

Eine spätjungsteinzeitliche Pfeilspitze mit „Dorn“ (Stielansatz) erlaubte in einer Jagsttalsiedlungsstelle bei Westernhausen den Zeitansatz und die Zuweisung der Funde zu einer südwestdeutschen spätneolithischen Mischkultur. Die Stelle wurde im Sommer 1947 ausgegraben. Sie liegt ausgezeichnet über einer Quelle und 10 m hohen Felswand auf heutigem Ackerboden am „Stein“ nahe dem Jagstlauf (Abb. 2 bis 5); sie grenzt an die Ruine des festen Turms, der dort der Lage wegen im Mittelalter erbaut wurde (siehe Abschnitt Mittelalter). Der etwa 7×5 m große ausgegrabene Teil der steinzeitlichen Siedlungsstelle ergab aus dem dunklen Kulturboden die üblichen Reste von Getreidereibplatten und Handreibsteinen dazu, unscheinbare Scherben von Gebrauchsgefäßen, ein Bruchstück einer Tonplatte (Bakteller?) und zahlreiche Tierreste von



Abb. 5. Die Ruine am „Stein“, ein starker mittelalterlicher Wachturm an der württembergisch-badischen Landesgrenze nordöstlich Westernhausen an der Jagst. Am rechten Bildrand die jungsteinzeitliche Schafzüchtersiedlung. [Aufnahme: Erna Koch]

Mahlzeiten. Vertreten waren vereinzelt Wildschwein, häufig Hausschwein, wenig Rind, am häufigsten Schafzähne und -knochen. Der wichtigste Fund war ein stark abgekauter Pferde Zahn; vorläufig bleibt noch offen, ob es sich um Wildpferd oder schon um zahmes Pferd handelt. Bei der Seltenheit des Pferde vorkommens in der Jungsteinzeit ist der Fund von Westernhausen aus der Zeit um 2000 v. Chr. besonders zu vermerken. Ein einzelner Pferde Zahn wurde früher aus dem Heilbronn-Großgartacher Jungsteinzeitdorf geborgen (Schliz, Großgartach, S. 16), ein gespaltener Hengstzahn, der vielleicht Halsschmuck gewesen ist. Ein Pferde Zahn von auffallender Größe stammt 1939 aus dem Bereich einer Rössener Siedlung in der Rundstraße in Heilbronn.

Urkeltsische Zeit

Bronzezeit (1800—800) und Hallstattzeit (Früheisenzeit, 800—500 v. Chr)

Die erwähnten Funde steinerner Streitaxte liegen bereits zeitlich nahe der dann beginnenden Bronzezeit. Von Wichtigkeit wären Ausgrabungsfunde aus einem Grabhügel im Reisigwald bei Langenburg, doch ist vor über einem Jahrzehnt diese Ausgrabung von Laienhand, ohne Zuziehung von Fachkundigen, vorgenommen worden und konnte so keine Klarheit über die Lage und Zugehörigkeit der recht bedeutsamen Funde dieses Hügelgrabes gewonnen werden. Neben einwandfrei datierbaren guten Bronzefunden der Frühlatènezeit (siehe unten) gehören zu den Fundüberresten dieses Hügels auch einige bronzezeitliche Armringe und einige Drahtspiralaringe (frühere Funde in Württembergisch Franken: Heilbronn-Köpfers Klinge und Grab in Horkheim). Dazu gehört wohl ein hölzernes Gerät von der Form eines Messers mit Griff, ein schwarzer Topscherben mit Rillenverzierung (ausgespartes Winkelband mit schräg schraffierten Strichfeldern) und eine zum größten Teil erhaltene grauschwarze geradwandige Henkelasse, von-unten nach oben breit werdend, mit tief angesetztem Henkel. Der Hügel hat also mindestens Bestattungen zweier Zeiten enthalten, um 1600 und um 400 v. Chr.

Aus der Mittleren Bronzezeit stammt eine in Dörzbach ausgegrabene gewellte Bronzenadel mit verdicktem Kopf (Schlangennadel); leider ist sie in Privatbesitz verloren gegangen (typischer Fall!). Hübsch ist ein in Bad Mergentheim aus Baugrube nordwestlich der ehemaligen Deutschmeisterkaserne gekommenes Scherben eines mittelbronzezeitlichen Ziertopfes mit feinem Kerbschnitt. Zu dem 1937 bei Obersöllibach (Kreis Öhringen) herausgeackerten Bruchstück einer Bronzeschwertklinge („Württembergisch Franken“, Neue Folge 19, S. 146) hat sich 1940 noch der zugehörige obere Teil eingestellt. Von Markung Waldmannshofen (Tauberland) kam mit Spätbronzezeit-Urnenscherben auch ein vierkantiges Schleifsteinchen mit Durchbohrung zum Anhängen; ein etwas kleineres stammt von der Kocher-Jagsthöhe von Flur „Rück“ bei Nitzhausen. Die Tradition dieser Art kleiner Anhängerschleifsteinchen läuft offenbar bis zur Römerzeit (siehe diese, Funde von Öhringen).

Ein kultur- wie auch sprachgeschichtlich bedeutsamer Fund ist im November 1947 auf Markung Belsenberg (Kreis Künzelsau) auf dem Kocher-Jagstrücken 600 m südlich der Hochstraße (siehe diese im Aufsatz E. Kost, „Die Hobe Straße“) auf der Ackerhöhe Kapf durch Bauer Limbach gemacht und durch Lehrer Haas bekannt geworden. Es ist ein kleines, 8 cm langes bronzenes Querbeil mit Lappenschäftung (Abb. 6), der fünfte Fund dieser Art in Württemberg und Hohenzollern (Ellwangen, Rohr [Fildern], Allmannweiler-Friedrichshafen, Mistelbrunn-Donauschingen); diese Typen sind spätbronzezeitlich und besonders in Westeuropa belegbar. Das Gerät mit seiner Querscheide ist ein Holzbearbeitungsgerät, wie schon die für das entsprechende heutige Gerät des Zimmermanns und Küfers gebrauchte Bezeichnung Dixel ausweist. Wie Form und Fundumstände dieser Geräte in der Spätbronzezeit weist auch der bis heute in Deutschland erhaltene Name, althochdeutsch dehsala („Beil“, „Hacke“), auf mehrtausendjährige Herkunft. Das Wort gehört zu einer germanischen Sprachwurzel theks, indogerm. nisch teks, die „bauen“ und „zimmern“ bedeutet. Das Sanskritwort taksan bezeichnet „Zimmermann“, „Holzarbeiter“.



Abb. 6. Bronzenes Querbeil von Belsenberg, spätbronzezeitliches Holzbearbeitungsgerät (Dixel).

ein altslawisches Wort *tesati* bedeutet „hauen“, litauisch *taszyti* „mit dem Beile behauen“, „zimmern“, altindisch *taks* ist „künstlich verfertigen“, „zimmern“. Diese indogermanischen Ableitungen weisen für das germanische Dixel alle auf ein Gerät des Holzbaus, der ja die Bauart der Indogermanen gewesen ist und der sich im griechischen *tekton* „zimmern“ noch widerspiegelt für den Begriff des Erbauens. Unser deutsches Wort „Dachs“ für den tierischen Erbauer von Höhlenwohnungen geht auf diese indogermanischen sprachlichen und sachlichen Zusammenhänge zurück, ebenso die mit dem Dixel hergestellte „Deichsel“ am Wagen. Daß der indogermanische Bauhandwerker Holzbauer („Techniker“, von griechischer Wurzel hergeleitet) gewesen ist, weist im Germanischen auch die bekannte Ulfilasstelle Psalms 118, 22, aus: „Der Stein, den die Bauleute (bei Ulfilas gotisch mit „Zimmerer“ übersetzt) verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.“ Die sprachlichen und vorgeschichtlichen Zeitaufschlüsse über den Dixel, das erwähnte Holzbaugerät, führen auf fast 3000 Jahre mindestens bis zum Ende der Bronzezeit zurück!

An diese Zeit schließt sich auch die frühhallstattzeitliche Kochertalsiedlung am Nordostrand von Künzelsau in Flur Pröbling (Brühl) an, die in über 100 m Länge im März 1948 entdeckt wurde und in ihrer Keramik zu der Kocherabwärts in der Au und beim Wüwa-Flachswerk bekannten Hallstattsiedlung in Beziehung steht.

Spätbronzezeitliche Urnenbestattungen wurden am Nordwestrand von Creglingen am Hang über der Tauber festgestellt; in einer der Urnen fanden sich tropfenförmige Anhänger aus Muschelkalkstein. Ein Randscherben aus über 2 m Tiefe, aus einer etwas verschwemmten Fundschicht vom Pfarrhaus in Unterregenbach im Jagsttal könnte ebenfalls der Spätbronze-Frühhallstattzeit angehören. Von der Abschnittsbefestigung am Falkenhof, von der Höhe unmittelbar über Unterregenbach, liegt der Fund einer Eisenschlacke vor, die auf örtliche Eisenverarbeitung in urkeltischer oder keltischer Zeit hinweist und einen Anhaltspunkt für die Benützungszeit dieser Zungenbefestigung geben kann.

In der Nähe der Befestigung konnte am Jagsttalhang ein Grabhügel aufgespürt werden; weitere einzelne befinden sich auf Markung Laßbach und Tierberg im Heerholz am Heerschlagerweg, am Schmorrenberg und im Gemeindeholz bei Laßbach, beide über der Jagst am Rand der Hochfläche. Weitere Grabhügel wurden an anderen Stellen erkundet und zur Landesinventarisierung gemeldet, von denen einzelne im Keuperwaldgebiet von besonderer Bedeutung sind, so solche Hügelgräber im Schulmeisterswald Markung Münster östlich Gaidorf in der Nähe des Überlandwegs, heute Kohlstraße geheißen, und ein Hügel auf Markung Rosenberg im Virngrund, einer auf dem Rauhen Berg, Markung Einkorn, an einer Grenzscheide. Am Rand des Welzheimer Waldes, auf Ackerhochfläche nordwestlich Alldorf, liegt ein verschleifter Grabhügel. Auf dem Hochberg, 1500 m südsüdöstlich Waldrems (Kreis Backnang), findet sich auf Höhe 408,5 nahe der Kreisgrenze ein Grabhügel von 50 cm Höhe.

Dunkle, runde Bodenflächen mit kopfgroßen Steinen auf Flur Dörnich bei Hermuthausen auf der Kocher-Jagsthöhe (Hochstraße) sprechen gleichfalls für ehemalige, heute vom Pflug verschleifte Hügelgräber. Drei Grabhügel liegen auf der Hochfläche westlich St. Wendel zum Stein im nördlichen Kalbenholz 800 m südlich Meßbach. Eine Gruppe von 7 Grabhügeln liegt im Gänsholz bei Könbronn in der Nähe von Bahnhof Schrozberg. Des öfteren können neben schon bekannten Hügelgräbern noch weitere anliegende erkannt werden, so auf der Höhe des Hermannsberges nordöstlich Crailsheim auf Markung Beuerbach, Gemeinde Satteldorf, dann im Steingwald bei Aschhausen im Kreis Künzelsau im Wald des Grafen von Zeppelin und südlich der Kaiserforche im Keuperbergland südlich Weinsberg.

Eine Begehung des Waldgeländes zwischen Raboldshausen und Ludwigsruhe bei Langenburg mit einer Anzahl bäuerlicher Geschichtsfreunde ergab die Feststellung mehrerer weiterer dort gelegener Grabhügel im Wald „Elsenmadde“ über dem Rötelbach 2 km SW Raboldshausen, im Krappenbergwald 1500 m SW, im Waldteil Stockholz 500 m NW Neuhof, auf Höhe 468,9 600 m NNW Neuhof, auf der Stöckenwiese 1850 m SW Raboldshausen, auf der Ochsenwiese 500 m WNW Neuhof, im Baierwald 1450 m WNW Ludwigsruhe („Dachsbau“, 30 m Durchmesser!) und ein weiterer Grabhügel 300 NW des vorigen, dazu der schon bekannte „Ritterhügel“ im Wald „Elsenmadde“ 2400 m SW Raboldshausen (31 m Durchmesser!). 500 m OSO dieses Fürstenhügels zwei weitere, der eine 38 m Durchmesser! An der Straße Bahnhof Raboldshausen nach dem Ort, 200 m nordwestlich des Bahnhofs, zwei runde Erdhügel.

Ein beachtenswertes Ergebnis hatte eine vom Historischen Verein für Württembergisch Franken wegen Gefährdung des betreffenden Hügels vorgenommene Grabhügelausgrabung im Wald Erlach bei Ilshofen (1,7 km NW), die nach den Gefäßen der spätesten Hallstattzeitstufe (600—500 v. Chr.) zuzuweisen

ist. Um die unter Mitwirkung des Vereinsleiters vorgenommene Ausgrabung hat sich besonders stud. praehist. Sigwalt Schiek, um die Tragung der Kosten Direktor Wunder (Michelbach) verdient gemacht. Der etwa 12 m Durchmesser aufweisende Erdhügel (aus einer Gruppe von 9 Hügeln) enthielt auf dem Grund zwischen Hügelmitte und Rand und wieder in Höhe der oberen Bestattung je eine Lage spärlicher Holzkohlenreste als Zeuge einstigen Totenfeuerbrauches (Abb. 7) und in Hügelmitte schräg übereinander eingebettet 2 Bestattungen (Abb. 7), erkenntlich durch Tongefäße, die tieferliegende mit einem einfacheren bauchigen Tontopf (Abb. 10) und dabei einer stark vom Rost verzehrten und zerstückelten eisenblechartigen Beigabe die sich nach Reinigung als eisernes Gürtelblech mit Buckelverzierungen herausstellte (Abb. 11). Bis jetzt sind in Württemberg nur 5 Gürtelbleche aus Eisen bekannt.

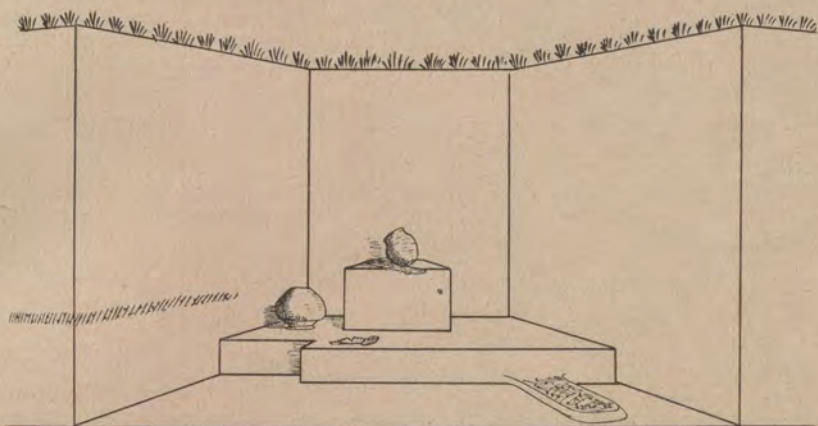
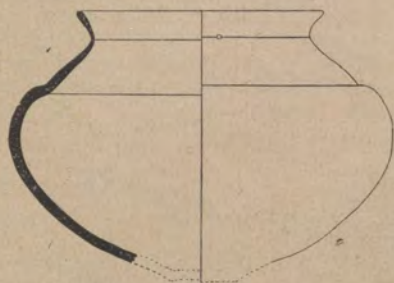


Abb. 7. Blick von Süden in den Grabhügel der Späthallstattzeit im Wald Erlach nordwestlich Ilshofen, mit Holzkohleschichten und zwei Bestattungen (Hügelmitte und unten links).
[Zeichnung: S. Schiek]

Eine Aufgabe der Zukunft ist die weitere Erforschung und genaue zeitliche Klärung der vielen vorzeitlichen Befestigungen. Der Mittleren Bronzezeit angehören dürfte am Ostrand von Hohenstein (Gemeinde Bühlerzell, Kreis Hall) in der Bachgabel der dortigen Klinge ein durch künstlichen Halsgraben abgeriegelter Hügelausläufer; ganz nahe dabei ist vor Jahren eine Bronzezeit der angegebenen Zeit geborgen worden. Nicht bekannt ist die Zeitstellung einer neuerdings ermittelten Abschnittsbefestigung auf dem Hörnle oberhalb Dörrenzimmern Gegend Brackenheim.

Sorgfältige Überlegung und Beobachtung an der Stelle der noch Mauertrümmer erkennbaren Burg Urhausen vor Aschhausen im Erlenbachtal hatte zum Ergebnis die erwartete Auffindung einiger Bodenzeugen für die vorzeitliche Besiedlung dieses im Mittelalter wieder belegten erhöhten Platzes in Gestalt von Topfscherben der Hallstattzeit, die dort ihr eindrucksvollstes Zeugnis in jenem heute noch gewaltigen Abschnittswall hinterlassen hat, der sich auf der Höhenzunge über der Burg Urhausen auf dem „Sargenbuckel“ (die „Sarge“ ist die Ruine Urhausen mit ihrer Mauerumrahmung) als mächtiger Befestigungsriegel oben im Wald durch Aufschüttung und vorliegenden Graben dem Auge darbietet. Die Schicksale dieser Großbefestigung, zweimalige Zerstörung durch Brand von Feindeshand in der Spätbronzezeit und wieder in der Hallstattzeit, sind durch frühere Ausgrabung bekannt. Erforscht ist auch ein auf der Höhe vor dem Wall gelegenes, heute ganz von Jungholz überwachsenes Hügelgrab, dessen Bestattungsfunde eines urkeltischen Hallstattherrn, Topf mit seinerzeitigen Speisen fürs Jenseits und parallelstrichverzierte und glatte Bronzeringe, heute in der Schloßsammlung des Grafen von Zeppelin in Aschhausen zu sehen sind. Nun ist durch die Scherbenfunde derselben vorgeschichtlichen Zeit am Burgkegel der mittelalterlichen Burg Urhausen am Fuß des Sargenbuckels auch der Gutshof eines solchen Hallstattherrn zu erschließen. Er liegt auf einem ausgezeichnet über Au und Bach sich aufbauenden Geländevorsprung im Erlenbachtal und hat diese Lage bei Wasser und

Weide der wasserlosen Großbefestigung der Berghöhe vorgezogen. Dieser Hallstattgutshof, dem im deutschen Mittelalter ein stauferzeitlicher folgte (siehe Mittelalter), ist wohl einst durch den heute noch sichtbaren Halsgraben der Burg Urhausen und durch Palisaden gesichert gewesen. Die Örtlichkeit bietet mit obigen Erkenntnissen eine seltene Siedlungseinheit von Herrenhof, Flichburg und Hügelgrab der urkeltischen Hallstattzeit.



Beigaben aus dem Grabhügel im Erlachwald bei Ilshofen

Untere Bestattung:

Abb. 8. Kegelhalsgefäß aus grauem Ton mit rotbrauner, fein geschlämmter Auflage, 14 cm hoch. Am Übergang vom Rand zur Schulter eine 3 mm weite Durchbohrung.

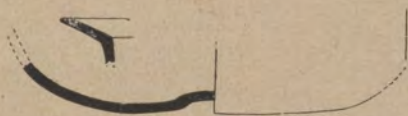
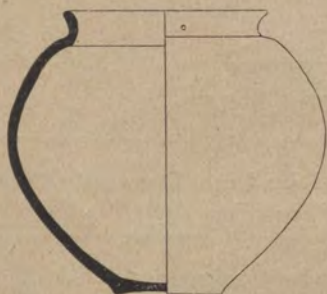


Abb. 9. Reste eines zu obigem zugehörigen zweiten Topfes mit omphalosartig eingedältem Boden.



Obere Bestattung:

Abb. 10. Bauchiger Tontopf, 12,8 cm hoch, von gelb- bis graubrauner Farbe, mit Durchbohrung zwischen Rand und Schulter wie bei Nr. 8.

Abb. 11. Bruchstücke eines 5,5 cm breiten eisernen Gürtelblechs mit je 6 Buckeln und 2 Nieten.



[Zeichnungen: S. Schiek]

Keltische Zeit (La Tène) (400—0 v. Chr.)

Von siedlungsgeschichtlicher Bedeutung sind die aus dem oben erwähnten Grabhügel der älteren Bronzezeit im Reisigwald bei Langenburg stammenden frühkeltischen Bronzeschmuckfunde: 1 Knotenarmring (ein zweiter wahrscheinlich verschleppt), 2 glatte Armringe mit Kugelwulst-Hohlenden, 1 Knotenfibel und 1 Lockenhalter aus Bronzedraht als Bruchstück (Abb. 12); die Funde kamen jetzt durch Geschenk des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg ins Keckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall. Der Fund ist ein wichtiger weiterer Beleg frühkeltischer Besiedlung des Frankenlandes zusammen mit den nahen Siedlungsfunden dieser Zeit in Oberregenbach an der Jagst und mit den Langenburger Grabfunden frühkeltischer Zeit typologisch ganz entsprechenden in Schwäbisch Hall (Ackeranlagen), Criesbach („Württembergisch Franken“, Neue Folge 17/18, S. 55), mit der Grabhügelbestattung mit Eisenschwert im Großweilersholz bei Triensbach und mit Grabhügelbefunden noch etwas früherer Zeit im Buchholz bei Ilshofen, im Wall-

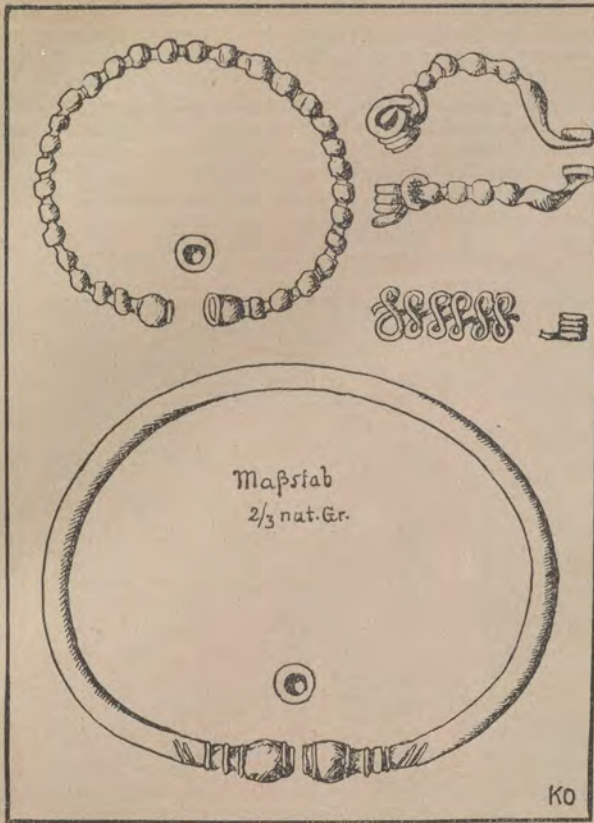


Abb. 12. Frühkeltische Bronzefunde aus einem Grabhügel der Älteren Bronzezeit im Reisingwald bei Langenburg.

reiche Siedlungszusammenhänge des letzten Jahrhunderts vor Beginn unserer Zeitrechnung an. Auch sonst konnten gerade im Kreis Crailsheim weitere solche Münzen erkundet werden von Heufelwinden (Gemeinde Gammesfeld, Fundplatz im Ackerfeld), Naicha, Obhalden bei Crailsheim und Umgegend von Crailsheim, ferner ein Stück aus Gegend Untermünkheim (Kochertal). Damit bestätigen sich die in „Württembergisch Franken“, Neue Folge 17/18, Seite 62 ff. gemachten Ausführungen und Schlüsse über besonders starke Restbevölkerung der Spätkelten (Helvetier oder Boier) im Hohenlohesischen, besonders im Kreis Crailsheim.

Römische Besetzungszeit (160—260 n. Chr.)

Außer dem Fund einer Mittelermünze des Kaisers Augustus im Kastellgelände von Böckingen bei Heilbronn sind nennenswert die Bodenfunde von einer Nutgrabung mit anschließender Untersuchung im Gelände des römischen Westkastells (Krankenhaus) in Öhringen (1944). Grob gebaute Mauerfundamente, zum Teil brandgerötet mit Holzkohleschichten, stammen wohl von abgebrannten römischen Soldatenbaracken (alamannischer Limessturm um 260?). Viele Randstücke römischen Geschirrs, von Krügen, Reibschalen lagen zerstreut, ein hellroter Tonteller konnte ganz geborgen werden, Sigillatageschirr fand sich nur in kleinen Resten. Dagegen sind eine 7 cm lange, 12 cm breite Bronze Klinge und besonders ein reizendes Bronzeglöckchen von 2 cm Höhe mit Henkel von Belang.

Ein interessanter Einzelfund ist von der Hahnengasse (alt Heunengasse!), Gerberei Ernst Müller, in Öhringen ein 13 cm langes vierkantiges Schleifsteinchen aus Schiefergestein aus 1,20 m Tiefe. Bei der Auffindung trug es noch einen Aufhänge-

hänger Holz (NW Wallhausen, Kreis Crailsheim) und in Verbindung mit frühkeltischen Grabfunden im badischen Neckarhügelland in Gegend Rappenau—Eppingen—Sinsheim und in Oberwittighausen.

Dünnwandige Gefäßreste vom Nordweststrand von Greglingen und aus Brettach bei Maiefels (Kreis Öhringen) dürften der späten Latènezeit angehören und fordern weitere örtliche Beobachtungen.

Für die spätkeltische Zeit, letztes Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung, ist es den Bemühungen unserer Forschung gelungen, im Raum der Viereckschanze im Strutwald auf der Hochfläche östlich Langenburg eine Anzahl kennzeichnende Scherbenfunde dieser Zeit zu machen, von Schalen mit eingewölbtem Rand, Töpfen mit Kammstrichverzierung und Graphittongefäß. — Die mehrfachen ehemaligen Funde spätkeltischer Goldmünzen (Regenbogenschüssele) auf derselben Hochfläche zwischen der Keltenschanze und Gerbronn deuten aufschluß-

bügel aus gehämmertem Bronzedraht; dieser war von einer Drahtachse gehalten, die durch einen Bohrkanal des oberen Endes des Schleifsteinchens gesteckt war. Die sonstige Form des Werkzeugs entspricht der seit der Bronzezeit üblichen (siehe oben Spätbronzezeit).

Bekannt wurde erst jetzt eine im letzten Krieg durch mehrere Privathände gegangene, aus unmittelbarer Limesnähe beim **Kastell Mainhardt** stammende römische Bronzefigur von 146 mm Höhe (Abb. 13 und 14). Das innen hohle, guterhaltene Figürchen, vielleicht trotz der heutigen Bodenhöhhlung ehemaliges Trinkgefäß, stellt wohl einen Sklaven dar, der einen erlegten Schwan über der Schulter trägt. Vielleicht kann das bedeutsame Stück, wenn die Raumnot im Jahrbuch besser geworden ist, später noch eine genauere Würdigung erfahren.



Abb. 13 (links) und 14 (rechts): Sklave mit Schwan; hohle, 146 mm hohe Bronzefigur der römischen Kaiserzeit aus Mainhardt. [Aufnahme: Sascha Magun]

Vier römische Weihsteine in Altarform als Zeugen der römischen Kastellbesetzung Mainhardt durch die Asturer, die sich auch aus anderen römischen Provinzen rekrutierte, wurden im Oktober 1944 in einer flachen Senke am Ostrand von Mainhardt beim Bau eines Behelfsheims gehoben. Sie sind an der Mainhardter Kirche aufgestellt. Einer der Steine zeigt als Opfergeräte Henkelkrug und Pfanne und das Blitzbündel des Himmelsgottes Jupiter. Die Inschrift des zweiten Weihsteins gilt gleichfalls dem Jupiter, „dem Besten und Größten, von der 1. Asturischen Kohorte gewidmet, welcher vorsteht der Präfekt C. Julius Artemo“. Derselbe Offizier ist aus einer Inschrift in Budapest bekannt, und diese Tatsache wirft ein beachtenswertes Streiflicht auf den weiträumigen Dienststellenwechsel dieser Offiziere im römischen Weltreich. Auch der dritte Stein ist dem obersten Gott Jupiter geweiht von der 1. Asturischen Kohorte durch Didodus, der wohl ihr dienstältester Hauptmann war. Die Steine dürften Weihungen römischer Offiziere bei ihrer Entlassung ins Veteranenverhältnis sein.

Im Raum unmittelbar südlich des Südtors des Mainhardter Kastells wurden 1947 beim Bau des dortigen Sportplatzes Schichten römischer Zeit angeschnitten mit starken Holzkohleresten, Spuren gebrannten Lehms und Ziegelstücken, vielleicht letzten Zeugen der Kastellzerstörung durch die Alamannen um 260.

Eine auf Ackerland beim Beutelbrunnen auf Markung des Dorfes Eschach (früher Kreis Gaildorf, jetzt Kreis Gmünd) gefundene kobaltblaue Melonenperle aus der Merowingerzeit um 600 deutet vielleicht auf das damalige Bestehen dieses an starker Quelle gelegenen Ortes, der eine Johannes-Täuferkirche hat.

Eine eiserne Pfeilspitze mit Widerhaken stammt von einem Acker südlich des Hofes Hohenstatt (Gemeinde Sulzdorf, über dem Bühlertal); sie gehört dem 6. bis 10. Jahrhundert an; wohl später wurde dort auf den nahen Höhenkopf die mittelalterliche Burg Hohenstein gesetzt.

Mittelalter (800—1500)

Ausgrabungen des Historischen Vereins für Württembergisch Franken führten bei der Burg Urhausen im Erlenbachtal bei Aschhausen (Kreis Künzelsau), von der zuerst 1228 ein Gutshof (curia) genannt ist, zur Aufdeckung einer über 40 m langen, dann rechtwinklig umbiegenden Mauer im Bachwiesengrund unterhalb der Burg an diese anschließend. Reste eines gotischen Topfes und einer Ofenkachel am Fuß der Mauer setzen diese wohl noch vor die gotische Zeit. Eingehendere Darstellung der Geschichte der Burg Urhausen mit dem Gutshof ist bei Besserung der Raumenge im Jahrbuch beabsichtigt.

Eine Untersuchung der rätselhaften Mauerruine auf einer Talstufe über der Felswand „Stein“ am Jagstufer nordöstlich Westernhausen (Kreis Künzelsau) (Abb. 5) deckte die äußeren und inneren Ecken eines außen 11,50 × 9,50 m großen festen mittelalterlichen einräumigen Steinhauses, eines rechteckig-turmartigen Steinbaus auf von 2,70 m Mauerdicke. Es könnte sich, nach Entschreibungen im bayerisch-fränkischen und im Alpengebiet um einen von einem Ministerialen bewohnt gewesenen Wach- und Grenzturm der Stauferzeit handeln; die württembergisch-badische Landesgrenze führt unmittelbar daran vorbei, wahrscheinlich die Fortsetzung einer älteren Territorialgrenze. Der Platz bietet ausgezeichnete Übersicht das Jagsttal entlang; nahebei geht eine Furt auf das heute badische Ufer hinüber (Winzenhofen).

Im Ort Hirschfelden bei Schwäbisch Hall, der im Mittelalter einen kleinen Adelssitz hatte, kam bei einer Nutzgrabung ein noch 1 m hoher Brunnenschacht heraus, aus einem Eichbaum von 90 cm Durchmesser gehauen. Die beige gefundene Töpferware weist auf gotische Zeit, der Rest eines feinen weißen Kleingefäßes mit roter Gitterbemalung auf die Stauferzeit. Dieselbe bedeutsame Feinkeramik ist bis jetzt in Württembergisch Franken vom Reliquiengefäß der alten Kirche in Fichtenberg (Kreis Backnang) und vom Burgstall von Urhausen (siehe oben) bekannt geworden und verdient besondere Darstellung (vgl. A. Herrmann, „Prähist. Zeitschrift“ 26, 1935, H. 3/4; „Zeitschrift für Kunstwissenschaft“, 1938).

Romanische und gotische Topfware aus dem gotischen Stadtbrandstutt von Schwäbisch Hall ergab auch bei einer Baugrabung der Kellerboden eines Hauses der Altstadt in der Mohrenstraße (Keckenburgmuseum). Gotische Tonware zwischen 1300 und 1400, Henkelkrug mit Fingerdellenverzierung, Kochtopf, Schälchen und Öllämpchen enthielt eine Stelle am Zusammenfluß von Fischach und Bühler bei Kottspiel (Kots-büchel) in 2 m Bodentiefe (Keckenburgmuseum). Holzkohle, Tierknochen und Lederreste bezeugen einen Siedlungsplatz.

Die abgegangene mittelalterliche Siedlung Rakundshausen, genannt 1303, im Tal des Roggelshäuser Baches westlich Mulfingen (Jagst) trat nunmehr nach über 500 Jahren wieder ans Tageslicht durch 1 m tief gelegene Funde von Tierknochen, Brandlehm, Reste eines Hüttenbodenestrichs und Scherben (Keckenburgmuseum).

Von der abgegangenen Siedlung Lampertsweiler (zur Markung Wittenweiler bei Blaufelden gehörig) kam 1948 durch den Bauern Fritz Dinkel (Raboldshausen) als Ackerfund ein 7 cm hohes Kleingefäß aus weißgelbem Ton mit roter Mündungsrandbemalung in das württembergisch-fränkische Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall. In der Nähe liegt auch ein Hufeisenfund vor. Das Kleingefäß ist typologisch wichtig und entspricht in Form und Art einem gleich großen aus Obereßlingen (siehe oben bei Hirschfelden die Erwähnung und Schriftumsangabe solchen Kleingeschirrs der Stauferzeit). Lampertsweiler hat demnach in romanischer Zeit schon bestanden; der Weiler ist 1381 zuletzt erwähnt und ist sehr wahrscheinlich, wie auch Blaufelden, Niederweiler, Wittenweiler, Regelshausen, Rückershagen, Amlishagen, im Großen Städtekrieg (1449) von der Streitmacht der verbündeten schwäbisch-fränkischen Städte, besonders den Rothenburgern, zerstört worden in der Bekämpfung ihres Gegners Markgraf Albrecht von Anspach und seiner Verbündeten.

Der Unterteil eines bei uns seltenen gotischen Beutelbechers aus dem Kocherschlamm an der Brücke am alten Schloß in Gaidorf kam in die Sammlung des Keckenburgmuseums.

In einer vermauert gewesenen Wandnische (Ostwand) des ehemaligen Kapitelsaals der Korbung war 1940 ein grautoniger spätgotischer Topf vorgefunden worden (siehe „Württembergisch Franken“, Neue Folge 20/21, 1940, S. 37). Die fachmännische Untersuchung seines vertrockneten Inhalts durch Professor Dr. Größ (Berlin) ergab, daß der Topf mit dunklem Weizenbier (vergorener Schwarzbiermaische) gefüllt gewesen war; er enthielt auch Reste von Weizenbrot, 2,6% Kochsalz und starken Zusatz an Schweinefett. Besonders stark waren Haselnußreste vertreten. Der gesamte Inhalt kann nur als mittelalterliche Bauopfergabe bei einem Umbau der Frührenaissancezeit seine Erklärung finden. Brot und Kochsalz als sinnbildliche Vertreter häuslicher Nahrung waren auch Inhalt eines Lüneburger Bauopfertopfes von 1574. Brot und Haselnuß sind seit der Steinzeit als Opfergaben bekannt, vergorene Schwarzbiermaische wurde auch in einem mittelalterlichen, auf ein Bauopfer deutenden Topf der Burg Alzey in Rheinhessen vorgefunden.

Bei der Anlage einer Kalkgrube im Grasgarten 8 m westlich der Heiligkreuzkapelle Altdorf bei Marlach (Kreis Künzelsau) 1943 in 60 cm bis 1 m Tiefe angetroffene Skelette wurden von einem Mitarbeiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken untersucht und weiter freigelegt; es waren 8 beigabengelose Bestattungen auf 7 qm Raum, vermutlich in einer Seuchenzeit (Pest?) kurz nacheinander hier eingebettet; sämtliche Bestattungen lagen mit Blick nach Osten. Sie wurden wieder eingedeckt.

Eine Aufdeckung der Grundmauern der abgegangenen, von Sage und älterer Forschung der frühchristlichen Zeit zugewiesenen Heiligkreuzkapelle auf der Höhe des Deubachts über Belsenberg ergab den Grundriß einer dreiteiligen spätgotischen Anlage mit 12 m langem Kapellenschiff und 10 m langem Chor mit Strebepfeilern am halbachteckigen Abschluß; gegen die Bergeite fügte sich, quadratisch an Schiff und Chor angebaut, eine Sakristei an; ob diese von einem Turm überragt war, ist fraglich, dagegen könnte die starke Trennungsmauer zwischen Schiff und Chor ein Dachreitertürmchen erschließen lassen. Alle drei Bauteile (Schiff, Chor, Sakristei) stehen im Mauerverband, sind also gleichzeitig erbaut worden; der spätgotische Chor mit seinen Stüppfeilerresten und der Grundriß erlauben den Zeitanatz auf das 15. Jahrhundert, das als hauptsächlichliches Wallfahrtsjahrhundert bekannt ist. Die wenigen mit ausgegrabenen Topfscherben gehen gleichfalls nicht über die gotische Zeit zurück. Einzelne in den Grundmauern mit eingemauerte Ziegelbruchstücke könnten von einer am Ort gestandenen älteren Kapelle stammen, doch ergab die Ausgrabung keine Anzeichen für eine solche.

Eine durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken im Mai 1948 unter tatkräftiger Mitwirkung von Lehrern und Schülern der Gemeinde Billingsbach (bei Blauffelden, Kreis Crailsheim) auf der mittelalterlichen Burg Hertenstein vorgenommene Untersuchung erbrachte eine Anzahl Scherben der gotischen und nachgotischen Zeit und legte den unteren Teil eines mächtigen massiv durchgemauerten Rundturms von 8 m Durchmesser frei. Dieser Bergfried steht am Rand des inneren Burggrabens der zweiteiligen Burganlage (zwei Halsgräben) und ist aus starken Buckelquadern in der Bauweise der Stauferzeit errichtet. Weitere Erforschung der Burg, deren Geschlecht von der nahen Ortsburg in Billingsbach aus um 1300 die außerhalb gelegene Höhenzungenburg Hertenstein angelegt hat, ist vorgesehen.

Von weitreichender geschichtlicher und kunstwissenschaftlicher Bedeutung ist die im Mai 1948 mit Mitteln des Historischen Vereins für Württembergisch Franken durch Professor Dr. Christ (Aachen) und Pfarrer i. R. Mürdel durchgeführte Ausgrabung im Bodengrund der Pfarrkirche in Unterreggenbach bei Langenburg (Jagsttal, Kreis Crailsheim) mit Entdeckung der Fundamentmauer der dort von Professor Christ gesuchten und theoretisch erschlossenen karolingischen Eigenkirche wohl eines hochadligen Geschlechts; dieser nun gefundenen karolingerzeitlichen Frühkirche gehören zweifellos die berühmten und bekannt gewesenen karolingerzeitlichen steinernen Kapitäl- und Schmuckteile an von der späteren, abseits stehenden Krypta und von Einmauerungen in der Pfarrkirche. Die Krypta mit darüber errichtet gewesener abgegangener Basilika (Stiftsanlage) abseits der jetzt im Untergrund der Pfarrkirche gefundenen karolingischen Kirche gehört erst der Zeit um 1100 an; diese Krypta hat Bauteile der nahen, eingegangenen gewesenen karolingischen Kirche wieder verwendet. Die heutige Pfarrkirche, auf der Stelle der nun aufgefundenen karolingischen frühesten Kirche, ist in ihrem Ursprung romanisch. — Eine Darlegung der bedeutsamen Forschungsergebnisse durch Professor Dr. Christ soll im nächsten Jahrbuch folgen.



Abb. 15. Die Wallfahrtskapelle zum Heiligen Kreuz am Hochhang über dem Deubachtal, 700 m ost-südöstlich Belsenberg. Wiederherstellungszeichnung.

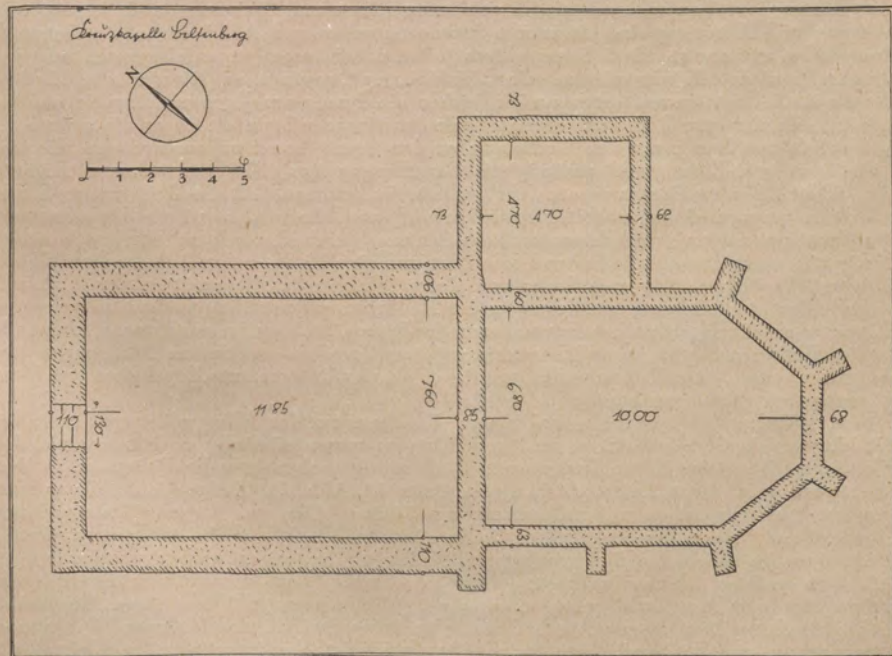


Abb. 16. Der Grundplan der Heiligkreuzkapelle über Belsenberg, nach der Ausgrabung 1948.

Die frühesten Obst-, Gemüse- und Getreidefunde in Europa

Von Wilhelm Mattes, Heilbronn

In der erst seit wenig Menschenaltern wissenschaftlich gepflegten Vorgeschichte hat sich in den verfloßenen zwei Jahrzehnten ein früher nur wenig beachteter Zweig stark entwickelt und seitwärts wirkend auch andere Forschungsgebiete befruchtet: die v o r g e s c h i c h t l i c h e Pflanzenkunde. Wohl wurde schon vor 40 bis 60 Jahren von Getreidefunden in Steinzeitsiedlungen berichtet, doch blieben sie gegenüber den Überresten an Gefäßen und Geräten völlig im Hintergrund. Stärkeres Aufsehen hatten die Getreidefunde aus den Königsgräbern in den Pyramiden erregt, an die sich ein ganzer Schwindelrummel mit keimfähigem Mumienweizen anschloß, den die wissenschaftliche Aufklärung nur allmählich einzudämmen vermochte. Die Erforschung der „Pfahlbauten“ ergab reiche Ausbeute an Getreidearten und anderen Nahrungsmitteln, deren guter Erhaltungszustand besonders stark zu Vergleichen mit lebenden Pflanzen anregte.

Die Entwicklung der Vererbungslehre und der Züchtungswissenschaft gestattete neue Verbindungen zu jenen so bescheidenen und kleinen verkohlten Urkunden aus 4000 bis 5000 Jahren hinter uns liegenden Zeiten und Kulturverhältnissen.

Dies geschah besonders tatkräftig und erfolgreich durch die auch weit über Deutschland hinaus bekannten Pflanzenforscher Karl und Franz Bertsch, Vater und Sohn. In großgeschauter Zusammenfassung vieler Einzelarbeiten und zahlreicher kritischer eigener Forschungen und Untersuchungen hat der Vater Dr. Karl Bertsch die von seinem im Felde gebliebenen Sohne Dr. Franz Bertsch verfaßte Arbeit „Die Geschichte unserer Kulturpflanzen“ bis auf die neuesten Ergebnisse ergänzt 1947 herausgegeben.

Von den Vorkommen der Wildformen und deren Variationen über die Ausnützung und unbeabsichtigte Verbesserung durch die sammelnden und pflanzenden Menschen der Steinzeit bis zur heutigen wissenschaftlich geleiteten Pflege und Züchtung durch andauernde Auslese und Kreuzung sind darin mit Standortangaben und Abbildungen die Entwicklungslinien aufgezeigt. Drei Raumgebiete fallen dabei besonders auf: Ägypten mit den Funden aus den Königsgräbern, die „Pfahlbauten“ sowie der Raum um Heilbronn. Zeitlich am weitesten zurück reichen die Funde aus Ägypten, dann folgen die aus dem Heilbronner Raum und erst am Ende der jüngeren Steinzeit folgen die meist sehr gut erhaltenen Funde aus den Siedlungen an den Seen Oberschwabens und der Schweiz.

Seit den gründlichen und großzügigen Forschungen des 1916 verstorbenen Hofrats Dr. A. Schli z zu Beginn dieses Jahrhunderts ist bekannt, daß die Heilbronner Landschaft in vorgeschichtlichen Zeiten reich besiedelt war. Inzwischen wurde der seinerzeit berühmt gewordene eng begrenzte Siedlungsraum durch Entdeckung hunderter neuer Wohnstätten der Vorzeit bedeutend erweitert und eine Menge neuer Erkenntnisse schloß sich an. Wohl berichtet auch Schli z von Getreidefunden in Wohnstätten der Frühzeit, aber leider ist nicht ein Korn davon in der Heilbronner Sammlung vorhanden gewesen. Erneuter sorgfältiger Beobachtung während der letzten 20 Jahre ist es gelungen, mehrfach in einheimischen Siedlungs- und Bestattungsplätzen Getreide- und andere Pflanzenreste zu bergen, die Dr. Bertsch untersuchte und dabei überaus interessante Ergebnisse und Verbindungslinien festlegen konnte.

Im Oktober 1938 wurden bei einem Hausbau an der Klingenberger Straße in Böckingen Scherben beobachtet und gemeldet; es waren römische und bronzezeitliche Gefäßreste ohne besondere Bedeutung. Doch im Aushub zeigte die Baugrube an der Westwand eine ältere Kulturschicht (siehe Seite 40, Abb. 2). Einige Gefäßteile wiesen sie der jungsteinzeitlichen Bandkeramik um 3000 v. Chr. zu. Genaue Untersuchung dieser Wand ließ an der punktierten Stelle eine kleine Kohle von ganz anderem Gefüge als die übliche Holzkohle erkennen. Sie lag inmitten einer braunschwarzen, lockerkörnigen weichen Schichte und war knapp kirschgroß. Nach vorsichtigem Herauslösen zeigte sich ein halbes, verkohltes Äpfelchen mit deutlichem Kernhaus. Die geförderte Erde barg gut erhaltene, klar erkennbare Getreidekörner. Der ganze Fund wurde an Dr. Bertsch zur Bearbeitung geschickt, der in mühevoller Kleinarbeit folgende Getreidekörner und Samen fand: Einkorn (*Triticum monococcum*), Emmer (*Triticum dicoccum*), Zwergweizen (*Triticum compactum*) und Saatgerste (Hor-

deum sativum). Außerdem kamen zum Vorschein: ein Nüßchen der Erdbeere (*Fragaria vesca*), Früchte der Quecke (*Agropyrum repens*), des Natterkopfes (*Echium vulgare*), des weißen Gänsefußes (*Chenopodium album*), des Knöterich (*Polygonum persicaria*), der Melde (*Atriplex patulum*) und des Eisenkrauts (*Verbena officinalis*). Alle diese Pflanzen sind nicht ursprünglich bei uns beheimatet, sondern Fremdpflanzen, die mit den zuwandernden Menschen aus wärmeren Gebieten gekommen sind, teils bewußt eingeführt als Nahrung (Getreide und Gemüse), teils als Unkraut sich einschmuggelnd. Ob vielleicht vom Eisenkraut her, das als schwach giftig gilt, nicht eine volkskundliche Linie sich herstellen läßt zu dem mittelalterlichen Sonnwendlied: ... Sankt Johannes die Sonne wendt, Feuerrad bergunter rennt, Unglück zu Asche brennt, Eisenkraut und Rittersporn, Sankt Johannes, schenke Korn!?

Über das Äpfelchen schreibt Dr. Bertsch: „Die älteste Apfelfrucht, die uns bekannt geworden ist, stammt aus einer Hütte der Bandkeramik in Böckingen bei Heilbronn a. N. ... Es ist der kleinste Apfel der vorgeschichtlichen Zeit, der nur 14 mm in der Breite erreicht ... Eine so kleine Apfelfrucht kommt aber nicht dem gewöhnlichen Wildapfel zu, dem Holzapfel (*Malus silvestris* = *M. acerba*), sondern nur dem Paradiesapfel (*Malus paradisiaca*), der kaum über 1,5 cm in der Dicke erreicht. Als seine Heimat werden Südrußland und Vorderasien bis Turkestan und Sibirien genannt ... Unser Fund beweist, daß er hier sogar bis ins Voll-Neolithikum zurückreicht und mindestens auf ein Alter von 5000 Jahren zurückblicken kann. Er ist also im Neckartal einheimisch, trotz aller Angaben in den Büchern. ... Die Leute der Jüngeren Steinzeit sammelten die Wildäpfel und genossen sie nicht bloß frisch, sondern dörreten sie sogar und legten Vorräte für den Winter an. Dabei bevorzugten sie sicherlich die größten und wohlschmeckendsten Früchte. Ihre Kerne passierten den Darmkanal der Menschen, ohne daß sie zerstört wurden. Im Gegenteil, ihre Keimfähigkeit nahm erheblich zu. Apfelbäume, deren Früchte die Menschen als wohlschmeckend unter den herben und saueren Wildsorten herausgefunden und in großer Menge gegessen hatten, wurden so in der Nähe der menschlichen Siedlungen angesät. Die Düngung, die diesen Samen beim Verlassen des menschlichen Darmes mitgegeben wurde, sorgte dafür, daß der entstehende Sämling die nötige Nahrung zu einer kräftigen Entwicklung erhielt. Die Apfelbäume wurden allmählich in der Nähe der Siedlungen immer zahlreicher. Gerade die besten Wildsorten sammelten sich hier an. Beim Paradiesapfel wurde der Anschluß an die Siedlungen so auffallend, daß sein ursprüngliches Bürgerrecht in der heimischen Flora zuletzt gar nicht mehr erkennbar war. Die Lichtstellung und der bessere Boden förderten ihre Entwicklung. Es entstanden Mutationen mit größeren und besseren Früchten. Natürliche, unwillkürliche Auslese durch den Vorzeitmenschen führte so zur Zunahme der Größe der Äpfel und zur fortschreitenden Verbesserung des Geschmackes. In der Nähe der Siedlungen aber trafen sich die beiden Wildäpfel unserer Flora, der Holzapfel und der Paradiesapfel. Insekten befruchteten beide gegenseitig. Es entstanden Bastarde, die in der Enkelgeneration Bäume mit den Vorzügen beider Sorten erzeugten. Vom Paradiesapfel hatten sie den süßen Geschmack und vom Holzapfel die bedeutendere Größe geerbt. Zugleich neigten sie wie die meisten Bastarde zum Riesenwuchs. Alle ihre Teile, besonders aber die Früchte, vergrößerten sich über die Stammform hinaus. So waren gegen das Ende der Steinzeit Kulturäpfel entstanden, die die Ausgangsformen in Größe und Geschmack übertrafen. Es sind die ältesten Kulturäpfel ... Wo diese Äpfel in reichlicher Menge erhalten sind, kann man alle Übergänge vom Wildapfel zum Kulturapfel feststellen. ... Die ganze Kulturpflanzenverwertung der Äpfel kann sich also im mitteleuropäischen Raum abgespielt haben, und wir sind nicht mehr auf die unsichere und unbeweisbare Hypothese von der Einführung aus Asien angewiesen, die nur durch die altüberlieferten Schlagworte vom „ex oriente“ gestützt werden konnte. ... Die Bedeutung der Wildäpfel erkennen wir im Klostergarten von Beuron. Alle Pflanzen, die auf einheimische Wildlinge aufgepfropft wurden, sind gesund und voll der schönsten Früchte, alle auf die eingeführten Doucin (= Süßäpfel) aufgepfropften aber sind krank.“ (September 1943.)



Abb. 1.

Kurze Zeit nach diesen Funden aus Böckingen wurde beim Bau der Rundstraße im Norden von Heilbronn eine Rössener Siedlung angeschnitten, die in einer Sondergrabung untersucht werden konnte. 1,30 m tief in schwarz-grauem Boden fand sich ein Lager lockerer, schwärzlich-grauer Erde von etwa 15 cm Dicke und 30 cm Durchmesser, umgeben von einem Kranz ei- bis faustgroßer gebrannter grauer Tonbrocken. In dieser Erde lagen viele Getreidekörner, die samt der Erde geborgen und zur Untersuchung an Dr. Bertsch geschickt wurden. Das Ergebnis war:

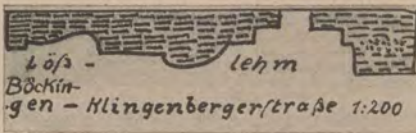


Abb. 2.



Abb. 3.

Viele Saatgerste (*Hordeum sativum*) vermutlich in der Form der Sechszelgerste (*Hordeum hexastichum*), Einkorn (*Triticum monococcum*) als wichtigste Weizensorte dieser Siedlung, wenig Zwergweizen (*Triticum compactum*); außer diesen Getreidearten noch die Samen der Gemüse: Weißer Gänsefuß (*Chenopodium album*) und Melde (*Atriplex*), sowie die der Unkräuter: Rainkohl (*Lapsana communis*), klebriges Labkraut (*Galium aparine*) und Knöterich (*Polygonum*). Ein Kohlenstückchen gehörte der Esche zu und ein letzter verkohlter Kern machte zunächst viel Kopfzerbrechen, bis er endlich mehrfach äußerst kritisch untersucht doch als der ursprünglich vermutete Kern einer echten Wildrebe (*Vitis silvestris*) festgelegt werden konnte. So unscheinbar der nur wenige Millimeter große Kern auch ist, so bedeutsam stellte sich sein Vorhandensein heraus, als wichtiger Baustein der wissenschaftlichen Forschung. Schon zehn Jahre früher hatte Dr. Bertsch aus Cannstatt anlässlich der Neckarlaufregelung Holz und Kern der echten wilden Weinrebe feststellen können, die der Zeit vor etwa 5000 Jahren entstammten.



Abb. 4.

Nach der gültigen wissenschaftlichen Lehre soll jedoch die Weinrebe erst durch die Römer in unser Land gekommen sein, also war jener Fund aus dem Neckartal bei Cannstatt ein Rätsel. Wenn nun aus der Heilbronner Landschaft ebenfalls ein Traubenkern vorhanden ist, dann muß der Gelehrte den kühnen Schritt wagen und sagen: Es gab schon lange vor den Römern Weinreben im Neckartal, wenn auch alle Bücherweisheit dies nicht gelten lassen will. Die Duplizität der Fälle unterstützte auch diesmal wieder den Forscher, denn wenige Wochen später konnte in der Nähe der Rundstraße aus Anlaß der Entwässerung der Feyerabend-

straße ebenfalls aus einer steinzeitlichen Kulturschicht mit Getreide zusammen abermals ein solcher Kern geborgen werden. Daß einige Jahre darauf aus den keltischen Schichten von Schwäbisch Hall, die ja auch vorrömisch sind, abermals Traubenkerne erhoben worden sind, beweist, wie richtig der Forscher schloß, als er entgegen allen Lehrmeinungen den Schluß auf bodenständige, einheimische wilde Weinreben zog. Heute findet sich die wilde Weinrebe in Südwestdeutschland nur noch in den Auwäldungen der oberrheinischen Tiefebene von Badenweiler bis Mannheim. Vor wenigen Jahrzehnten konnten dort noch hunderte solcher Wildreben gezählt werden, die mit oft armdicken Stämmen bis 20 m hoch in die Baumkronen der Pappeln, Ulmen und Eichen emporgeklüppert waren. Aus

dem Jahre 1815 wird von regelrechten Traubenernten in den Rheinwaldungen berichtet und vor rund hundert Jahren nennt ein Rastatter Apotheker 36 verschiedene Sorten der Wildreben im Rheintal, von denen manche ganz ausgezeichnete Trauben erzeugen.

„Was für einen Schatz man durch den rücksichtslosen Nütlichkeitsstandpunkt vernichtet hat, von dem aus die Forstverwaltung glaubte, die rheinischen Wildreben als unnütze Waldunkräuter nicht mehr länger ertragen zu können, können wir heute nur noch ahnen. In diesen Wildreben wären die Anlagen der Widerstandsfähigkeit gegen Frost, Meltau und Reblaus in viel höherem Grad zu erwarten gewesen.“ Im Donau- und im Saonetal, sowie in anderen warmen Flußtälern Europas wachsen heute noch Wildreben in größerer Zahl.

Von den einheimischen Wildreben leitet Dr. Bertsch folgende Traubensorten ab: Riesling, Traminer, Clevner als sicher bodenständig, Gelbhölzer, Römer und Ortlicher als wahrscheinlich. Auf unsere wilde Neckarrebe gehe wohl der Blaue Affentaler zurück. Die heutigen Namen sind keineswegs herkunftweisend. So ist auch durch diese kleinen Kohlenfunde in den Ostwäldern vieler Forscher erneut eine Lücke gebrochen und die Weinrebe als einheimisch erwiesen, schon 2000 Jahre bevor es überhaupt eine Stadt Rom gab. Die aus dem Norden kommenden Germanen kannten dort die Weinrebe nicht, wohl aber lernten sie diese bei den in Süddeutschland bodenständigen Gallorömern kennen, als sie den Grenzwall überschritten hatten. Dieses Neue übernahmen sie mit seinem fremden Namen vinum-Wein und allen damit zusammenhängenden Bezeichnungen. So können unscheinbare Funde wissenschaftliche Lehrmeinungen berichtigen.

Daß die genießbaren Wildfrüchte gerne gesammelt wurden, ist natürlich und so finden sich auch in den Überresten der handkeramischen Siedlungen in Böckingen und Öhringen Kernchen der Erdbeere, ebenso in der Keltensiedlung von Schwäbisch Hall. Letztere ergab auch Kerne der Pflaume von der kleinen Ziparte an bis zur großen Kulturpflaume. „Die Römer haben also auch bei den Pflaumen keinen Fortschritt nach Deutschland gebracht.“ Ebenso ergab diese Schwäbisch Haller Keltensiedlung Steine der echten Sübkirsche, die demnach auch bodenständig ist und, da es auffallend große Steine sind, auch als Kulturkirsche bezeichnet werden muß. In Berg bei Stuttgart und in Aalen konnte man auch schon Kirschensteine der Vorzeit bergen und die frühesten Funde stammen von Kempen a. Rh., wo sie aus mittelsteinzeitlichen Schichten erhoben worden sind. Holunderkerne und Haselnußschalen fanden sich ebenfalls bei uns.

Von den Gemüsepflanzen wurden die Früchtchen des weißen Gänsefußes schon erwähnt, die bei den Bandkeramikern in Öhringen und Heilbronn-Böckingen gefunden wurden. „Wir werden also nicht fehlgehen, wenn wir den weißen Gänsefuß als die älteste Spinatpflanze Mitteleuropas betrachten.“ Hierher sind auch die Erbsen und Linsen zu zählen. Von ihnen schreibt Bertsch: „Die Spuren der Erbsen reichen zurück bis ins ältere Neolithikum Unterägyptens (4000 v. Chr.). . . Die nächstältesten Samen der Erbsen stammen aus einer handkeramischen Siedlung in Heilbronn a. N. Es handelt sich um drei Samen von 3 bis 3,5 mm Durchmesser, also um eine sehr kleine, primitive Sorte. Es müssen aber bereits Kulturerbsen sein, die von den Ostleuten des donauländischen Kulturkreises in das württembergische Neckargebiet gebracht worden sind. Es war schon um das Jahr 3000 v. Chr.“ Über die Linse berichtet er: „Die ältesten Funde Mitteleuropas stammen aus den Siedlungen der Bandkeramik im unteren Neckargebiet von Württemberg. Es sind ganz kleine Samen von nur 2 bis 2,5 mm im Durchmesser.“

Auf die Kleidung der Menschen der Vorzeit weist der verkohlte Samen von Flachs-Lein (*Linum usitatissimum*) hin. „Die Bandkeramiker, die von Osten her in unser Land eingedrungen sind, haben den Flachs mitgebracht. Ein Same fand sich in der handkeramischen Siedlung (Feyerabendstraße) von Heilbronn a. N. Er war völlig verkohlt. Immerhin maß er noch 3,8 mm. Da aber Flachssamen beim Verkohlen einen Teil ihrer Länge einbüßen, muß er mindestens 4,5 mm lang gewesen sein. . . Der Flachs gehört mit Emmer und Gerste zu den ältesten Kulturpflanzen.“

Während früher nur allgemein von Getreide gesprochen wurde, kann man jetzt einzelne Sorten unterscheiden. Im obengenannten Werke haben die beiden Forscher ausführliche Zusammenstellungen darüber gefertigt, auf die in diesem Rahmen nicht eingegangen zu werden braucht. Als älteste Getreideart kennt man aus Ägypten den Emmer, dessen Urheimat Vorderasien ist. Er ist eine Weizenart und mit dem Dinkel verwandt. Während die Funde aus Ägypten auf 4000 Jahre v. Chr. zurückweisen, werden die Körner aus Öhringen, Böckingen, Heilbronn und Büttelbronn bei Künzelsau auf 3000 Jahre v. Chr. angesetzt, da sie den Siedlungen der Bandkeramik zugehören. Weiteren 2000 Jahren später werden die Körnerfunde dieser Getreideart aus Döttingen a. K. und der Rundstraße in Heilbronn zugewiesen, der ausgehenden Bronzezeit. Die uralteste

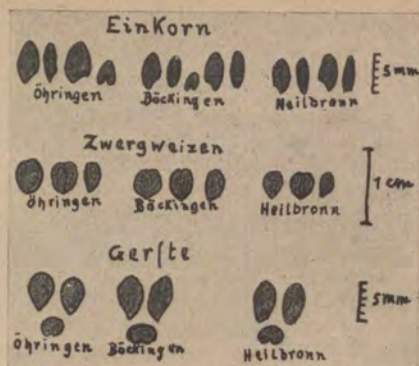


Abb. 5.

und verbreitetste Getreideart ist bei uns das Einkorn, dessen Wildformen in Asien und Europa vorkommen. Als Stammform für unser mitteleuropäisches Einkorn kommt jedoch nur das europäische Wildeinkorn in Frage. Noch heute wird es in Weinbaugebieten als Bindestroh für die Reben angepflanzt, wobei das hervorragende Mehl als willkommene Beigabe sehr geschätzt wird. Die frühgeschichtlichen Siedlungen in Heilbronn und Öhringen erbrachten mehrfach Funde, teils in Herdstellen, teils in Lagern. Als dritte Weizenart findet sich der Zwergweizen (*Triticum compactum*), dessen überaus kurze Körner ganz auffallend sind. Öhringen, Heilbronn und Böckingen ergaben Funde. Aus ihm und dem Emmer entwickelte sich im Laufe der Zeit durch natürliche Kreuzung und

Auslese der Dinkel, dessen Mannigfaltigkeitszentrum die Schwäbische Alb darstellt und der sich auch dort herausentwickelt hat und mit den auswandernden Swebenstämmen in deren neue Heimat kam, wo er sich zum Teil bis heute gehalten hat. Auf seine Erträge führt man die Angabe von Probus (um 280 n. Chr.) zurück, daß alle römischen Scheunen voll germanischen Getreides seien, sowie die des Honorius (380 n. Chr.), daß zur Linderung der Hungersnot in Rom aus Germanien Getreide eingeführt wurde. Roggen und Haber treten erst in der Hallstattzeit auf, bis jetzt ist in unserem Arbeitsgebiet nur keltischer Haber in Schwäbisch Hall gefunden worden. Die schon so oft genannten Siedlungen von Öhringen, Heilbronn und Böckingen lieferten auch Gerstenkörner, die von den Spezialforschern wieder nach Nackt- und Saatgerste unterteilt werden.

Von den allermeisten der hier genannten Funde lagen im Schliz-Museum in Heilbronn Proben auf, das damit eine der vollständigsten archäobotanischen Sammlungen besaß. Der 4. Dezember 1944 hat alles restlos vernichtet. Doch sind schon wieder hoffnungsvolle Neufunde gemacht in einer Rössener Siedlung, die zurzeit untersucht werden (siehe Lageplan Winzerstraße). Was hier in der Heilbronner Landschaft in reichem Maße geglüht ist, kann sorgfältiger Beobachtung an anderen Orten ebenfalls beschieden sein.

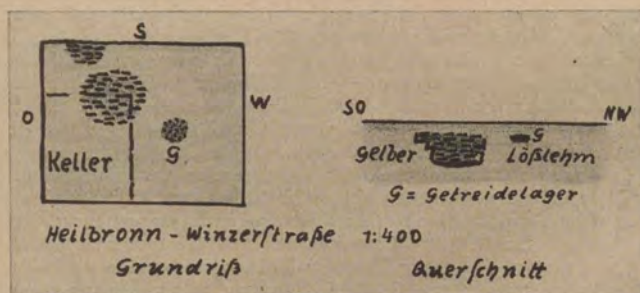


Abb. 6.

Wir sind allermeist gewöhnt, flächenhaft zu sehen und zu erfassen, d. h. wir nehmen das augenblicklich Seiende als dauernd so Gewesenes. Diese Forschungsergebnisse lassen erkennen, daß den Menschen früherer Zeit die heutigen Nahrungsquellen nicht in der jetzigen Fülle und Güte zur Verfügung standen, daß erst in Jahrtausende währende Entwicklung Obst-, Gemüse- und Getreidearten sich zu ihren heutigen Hochzuchtformen herausgebildet haben. Darin liegt aber auch die Zuversicht begründet, daß es unseren nun wissenschaftlich arbeitenden Forschern gelingen wird, den Hunger der immer mehr wachsenden Menschheit durch noch ertragsreichere und widerstandsfähigere Sorten stillen zu können.

Die „Große Platte“

Ein Naturdenkmal im Wald Wolfensumpf bei Kaisersbach

Von Emil Kost

Das schwäbisch-fränkische Grenzgebiet im Welzheimer Wald südöstlich Murrhardt unmittelbar vor dem römischen Grenzwall kann wenig mit geschichtlichen Begebenheiten und Denkmälern aufwarten und auch die vorgeschichtlichen Bewohner unseres Landes haben den schwäbisch-fränkischen Keuperwald nur zu gewissen Zeiten, der Jagd wegen, aufgesucht, am meisten die Jäger und Fischer der Mittleren Steinzeit vor rund 10 000 Jahren. Ihre Rastplätze liegen einsam über Quellen und Bachläufen, und außer ihrem etwas eintönigen Nachlaß in Gestalt kleiner Hornsteinwerkzeuge auf Freilandfundstellen bietet das verwaldete Bergland kaum Örtlichkeiten mit irgendwelchen Denkmälern und Funden der Vorzeit. Nur eine mächtige Steinplatte mit seltsamen, eingetieften Zeichen hat die Aufmerksamkeit der Natur- und Geschichtsfreunde in den letzten fünfzig Jahren immer wieder auf sich gezogen.



Abb. 1. Die „Große Platte“, 4×5 m, bedeckt mit Eintiefungen in Netzgeäder. [Aufnahme: Dr. Kost]

Wer vom Bahnhof Fornsbach aus, an der Strecke Schwäbisch Hall—Stuttgart, dieses rätselhafte Denkmal erreichen will, muß von dort aus zunächst die Landstraße nach Süden, in Richtung Kirchenkirnberg, einschlagen. Das Göckelbachtal aufwärts und bei dem Weiler Oberneustetten rechter Hand über den Mußenhof das Waldsträßchen hinauf kommt er zum Treibsee. Auf einsamem, vergrastem Forstweg weiter aufwärts in nördlicher Richtung, in 350 Meter Entfernung vom Treibsee, gelangt er zu der Stelle, die auf der Karte 1 : 25 000 (Blatt Murrhardt) die Bezeichnung „Große Platte“ trägt. Dort, im Waldteil Wolfensumpf, hat sich ein aus dem Knollenmergelboden hervorquellender kleiner Bach seine Rinne eingetieft und führt sein Wasser dem Treibsee zu, und am Rand des nah vorbeiziehenden grasigen Forstwegs ragt plötzlich als dunkles Ungetüm im geheimnisvollen Düster der Fichten, durch eine Mauerstütze aufrecht gehalten, das Naturdenkmal auf (Abb. 1).

Vor 58 Jahren, im Jahre 1889, waren an jener Stelle bei der Anlage des Treibsee-
sträßchens die Grabarbeiter auf diesen Stein gestoßen. Bei der Freilegung erwies er sich
als gewaltige, unregelmäßig trapezförmige, 40 cm dicke Platte von 20 qm Fläche. Sie
beiseite zu schaffen, gelang zunächst trotz vieler Mühe nicht, und ihr Gewicht war mit
300 Zentnern kaum überschätzt. Es bedurfte einer Eingabe des Kaisersbacher Schult-
heißten Kerner an das württembergische Finanzamt, um die Mittel zur Beiseiteschaffung
und Aufstellung der großen Steinplatte zu erhalten. Ein Gutachten, das im Auftrag des
Landeskonservators dann zwei Jahre darauf erstattet wurde, befaßte sich mit der Her-
kunft dieses gewaltigen Fundstücks und stellt, heute noch richtig, fest, daß diese Gesteins-
platte von der überragenden Hochfläche der Liasformation durch Naturvorgänge herab-
geschoben worden sei. Das Gutachten befaßt sich auch mit den „eigenartigen, gekrümmten
und gezackten Eintiefungen“ auf der oberen Seite (Abb. 2) und faßt sie als „Abdrücke
bestimmter Versteinerungen“ auf. Es ist dem Berichterstatter auch nicht entgangen, daß
eine dieser Vertiefungen „unverkennbar die Gestalt einer Axt mit Stiel“ trägt (Abb. 4),
und er hat den Eindruck, daß menschliche Nachhilfe diese Form deutlicher zum Ausdruck
gebracht habe. Ob dies aber in vorgeschichtlicher Zeit geschehen sei, könne er nicht ent-
scheiden. So wie der selten große Stein nunmehr, 1891, aufgestellt sei, werde er künftig



Abb. 2. Eine kennzeichnende Stelle der Platte mit finger-
dicken Eintiefungen. [Aufnahme: Dr. Kost]

für viele Naturfreunde und Forscher ein anziehendes Reiseziel bilden. Und damit hat
der damalige fachmännische Berichterstatter, wie mit allen Teilen seines Berichts, recht
behalten.

Auch uns heute beschäftigt noch das Dasein und Rätsel der „Großen Platte“. Ihre
erdgeschichtliche Herkunft hat uns bereits der Fachmann oben mitgeteilt. Fügen wir noch
an, daß der Fund- und Standort der Platte in einem Geländestreifen des Knollenmergels
liegt, welcher zwischen dem Stubensandstein darunter und dem Schwarzjurakalk (Lias)
darüber, seine natürliche Lagerung hat. Auf dem bei feuchtem Wetter leicht schmierenden
und rutschenden Knollenmergel muß dort am Hang, in der Eintiefung der Bach-
mulde, diese von der Liasdecke der Hochfläche gekommene Platte bis zu ihrem Fundort
und jetzigen Standort schon in Urzeiten abgerutscht sein. Was da heute fast 5 m lang und
über 4 m hoch und fast einen halben Meter dick aufgerichtet vor dem Beschauer steht,
ist ein Stück versteinerten ehemaligen Küstenmeerbodens des
ältesten Jurameeres aus einer Zeit vor rund 200 Millionen Jahren! Dieser mächtige
Vorzeitzeuge besteht aus einem feinkörnigen, durch Kalk hart gebundenen, blau-
grauen, gelblich bis bräunlich verwitternden Sandstein, den der Fachmann Angulatensand-
stein oder Buchstein nennt. Angulatensandstein heißt diese Gesteinsart nach einem ver-
steinerten ausgestorbenen tintenfischartigen Meerestier, das in dieser erdzeitlichen Schicht
viel vorkommt, dem Ammoniten *Schlotheimia angulata*, wobei *angulata* gewinkelt be-

deutet und sagen will, daß die Rippen dieses namengebenden Ammonshorns außen in spitzem Winkel aufeinander zulaufen. Also Angulatussandstein ist der Stoff unserer Großen Platte, und die andere Bezeichnung „Buchstein“ weist auf seine buchartige Schichtung und Spaltbarkeit. Tatsächlich zeigt auch unser steinerner Vertreter genau in der Mitte der Plattendicke in gleichgerichteter Flächenlage mit Ober- und Unterseite der Platte einen ganz durchgehenden Spalt, der die Platte wie zwei aufeinanderliegende Seiten eines Buches erscheinen läßt. Bemühen wir uns, die aufgeschlagenen Seiten dieses Buches der Natur zu lesen.

Auf derjenigen Seite der Platte, die uns jetzt als Schauseite und Oberseite als eine glatte Fläche entgegenseht, fallen uns, wie schon 1891 dem Gutachter, jene netzgeäderförmigen Eintiefungen von Fingerdicke auf, welche in unregelmäßiger Anordnung, dünner oder dichter zusammenhängend, die sonst glatte Fläche überziehen (Abb. 2). Oft sind auch nur noch einzelne solcher Netzteile oder -rinnen freistehend dem bildartigen Gefüge angereiht. Die Vertiefungen bilden miteinander unregelmäßige Vier-, Fünf- und Sechsecke mit astförmigen Ausstrahlungen. Schon manchmal haben seit Ausgrabung der Platte menschliche Betrachtungen darin altertümliche Figuren



Abb. 3 (links). Der „springende Mann mit der Keule“, fingerdicke Eintiefung.
Abb. 4 (rechts). Die eingetiefte Streitaxt. [Aufnahme: G. Müller, Mergentheim]

sehen wollen, springende Tiere, Menschen, eine Jagd. Besonders fesselt die schon im Gutachten 1891 erwähnte eingravierte Axt mit Stiel die Aufmerksamkeit (Abb. 4). An ihrer absichtlichen Formung durch Menschenhand kann kein Zweifel bestehen. Auch eine anscheinend springende Menschengestalt mit erhobener „Keule“ nahe diesem Gebilde scheint erkennbar (Abb. 3). Aber wer das gesamte netzartige Rinnengefüge der ganzen Platte damit vergleicht, wird bei unvoreingenommener Beobachtung zu dem Schluß kommen, daß es sich insgesamt ursprünglich um Naturgebilde handelt, und diese Feststellung wird zur Gewißheit erhoben bei der Betrachtung der heutigen Rückseite der Platte. Dort findet sich, aber in erhabener, wulstartiger Form, dieselbe Art von fingerdickem Geäder in versteinelter Form wieder. Keine Menschenhand ist im ganzen hier tätig gewesen, nur die Natur vor rund 200 Jahrmillionen, als aus dem Kalkschlamm und Sand des Jurameerstrandes durch neue Überdeckung und Versteinering unter Druck der überliegenden Gesteinsmassen und durch Einwirkung von Kalk, Kieselwassern und gelösten Eisenverbindungen jene Buchsteinplatten entstanden sind. Manchmal schon fanden fachkundige Beobachter auf solchen versteinerten Schwarzjurasandsteinplatten die versteinerten Schlammausgüsse von Tierfährten und Kriechspuren, versteinerte Wellenfurchen, Regentropfen, und schließlich auch versteinerte „Ausgüsse“ von Trockenrissen, die dann ähnliche wirr erscheinende und doch ganz naturge-

setzliche Netzgädegebilde wie auf unserer Platte darstellen. Damit dürften wir der Erklärung der rätselhaften Gebilde am nächsten gekommen sein. Es sind wahrscheinlich versteinerte Schlamm sprünge auf der einen Seite der Platte, und die Ausfüllung solcher Sprünge durch neuen Schlamm auf der anderen Seite, wo man sie nach ihrer Form „Netzleisten“ nennen könnte, und in der Eintiefung „Netzadern“. Diese die Einbildungskraft der heutigen Beschauer so sehr anreizenden „Figuren“, besonders die eingetieften auf der Vorderseite der Platte, dürften also „Naturspiele“ sein, aber wie sie die heutige Einbildungskraft rege machten, so um so mehr diejenige früherer Menschen vielleicht schon der Vorzeit, falls zu ihrer Zeit die Platte freigelegen hat. Daß solche in unmittelbarer Nähe waren, beweisen Kleinwerkzeugfunde der Steinzeit an dem Fußpfad, der von der Hochstraße oben her vom Waldrand gegen den Ort der Platte hinunterführt. So könnte sich eben in der Steinzeit, etwa Ende der im Waldland wieder vertretenen Jungsteinzeit, als menschliche Nacharbeitung eines schon vorhanden gewesen, dazu anreizenden Naturgebildes das heutige unbezweifelbare Bild der Axt ergeben haben. Es ist schon im Sachverständigenbericht von 1891, zwei Jahre nach der Aufdeckung der Platte, als vorhanden erwähnt und also kaum etwa erst in dieser Zeit so ausgearbeitet worden. Wir können uns nur der vorsichtigen Aussage jenes Gutachters von 1891 anschließen, der sagt, menschliche Nachhilfe scheine diese Form deutlicher zum Ausdruck gebracht zu haben, aber ob dies in vorgeschichtlicher Zeit geschehen sei, könne er nicht entscheiden. Auch wir können es nicht, sind uns aber klar darüber, daß diese Naturfiguren im Fall einer Sichtbarkeit in der Vorzeit auf deren Menschen einen außerordentlichen Eindruck gemacht haben müssen und ihn in Einzelheiten zur Ausgestaltung angeregt haben müssen.

Als Ergebnis unserer Betrachtungen jedoch bleibt, daß wir es bei unserer Platte mit einem Naturgebilde zu tun haben, das in erster Linie von Zeiten berichtet, in denen noch kein Mensch auf der Erde gelebt hat und in denen ein austrocknendes Juraflachmeer seinen rissig werdenden kalkigen Schlamm- und Sandboden in schichtenmäßiger Ablagerung hinterlassen hat. Dieser Meeresküstenboden ist im Laufe der weiteren Jahrmillionen der Versteinering anheimgefallen, bis in späteren Erdzeiten durch die auslaugende Tätigkeit des Wassers die darunterliegenden Knollenmergel ins Rutschen kamen, die Schichten des auflagernden Buchsteins da und dort abbrachen und hangabwärts wanderten wie unsere Steinplatte. Wann der Mensch sie zuerst zu Gesicht bekam und sich mit ihr beschäftigte, entzieht sich unserer Kenntnis.

Aufgerichtet in unserer Zeit, zur Schau gestellt, in die grüne Landschaft der waldestillen Höhenglucht an wenig begangenen Grasweg gesetzt, aus ihrem uralten Zusammenhang getrennt, steht dieser eindrucksvolle Zeuge aus dem „mittleren“ Erdzeitalter, der Jurazeit, als Träger geheimnisvoller Naturrunen, heute in der Natur der Wälder. Nur ganz von fern, von oben herab, dringt der Läm der auf der Strecke Kaisersbach—Kirchenkirnberg—Gaildorf fahrenden Kraftwagen, auf jener Hochstraße. Sie ist ein Nachkomme jenes ebenda einst sich auf der Wasserscheide hinziehenden jahrtausendalten vorzeitlichen Fernweges, der schon in der Stein- und Bronzezeit den fruchtbaren und vielbegehrten Cannstatter Talkessel im altbesiedelten Neckarland mit der reichbesiedelten Ellwanger Gegend und mit den Fruchtgefilten des württembergischen Frankenlandes um Kocher und Jagst verbunden hat. Aber ungleich viel älter als diese vorgeschichtliche Hochstraße und als die Jäger der Mittleren Steinzeit von der Gegend der Großen Platte und des Mönchshofs, aus einer Zeit, da der kommende Mensch sich noch nicht über die Welt der tierischen Lebewesen in langer Entwicklung erhoben hatte und noch jahrmillionenfern in der Zukunft im göttlichen Plan schwebte, ist unser Naturdenkmal, die „Große Platte“.

Die Hohe Straße zwischen Kocher und Jagst Ein jahrtausendealter Überlandweg

Von Emil Kost

Sonnübergläntzt und von Stürmen überweht liegt diese flüssedurchströmte Landschaft an der Grenze von Württembergisch und Badisch Franken, im Sprachgrenzgebiet des Ostfränkischen und des Rheinfränkischen, im deutschen Süden. Wer mit dem roten Milan, dem „Gabelweiß“, hoch über die Windungen der Flußtäler, ihre Felsränder und die Höhenwellen sich erheben und in freier Schau darüber schweben könnte, der würde da unten ein reizvolles Geländespiel zweier Flußläufe erblicken. Da treiben zwei schmale Schwesterflüsse, Kocher und Jagst, wie Zwillinge an denselben Lebensrhythmus gebunden, ein neckhaftes Spiel miteinander, bald sich in Ausbiegung fliehend, bald einander sich nähernd, als könnten sie sich nicht lassen, und beide unter demselben Längengrade ihre südnördliche Richtung in die ostwestliche gegen den von fernher winkenden Neckar unerwartet umbiegend (Karte A b b. 1).. Mit ihm vereint führen sie dann ihre Wasser gemeinsam dem Rheine zu. Beide dem schwäbischen Jura entspringende Flüsse haben sich ihr Bett tief eingegraben und haben mühsam dem harten Kalkgestein ihren Weg abgerungen. Im Wechsel steigt einmal das eine, dann wieder das andere Ufer jedes dieser Flüsse als Wand empor, bald steil und felsig, bald waldig grün an feuchtkühler Talwand, und bei beiden Tälern ist das schattige linke Ufer meist schroffer, winterlicher und bewaldeter als das sonnenbeschiene rechte mit seinen lieblichen Weinhängeln (Karte A b b. 2). In den Talauen, wo sich die blausilbernen Bänder des Kochers und der Jagst hinwinden, reihen sich an ihnen seit tausend und mehr Jahren die Talsiedlungen alamannisch-fränkischer Landnahmezeit. Gleich Perlen an einer Halsschnur, wie sie aus den Reihengräbern von Kocherstetten, von Ingelfingen-Criesbach, Niedernhall, Ödheim und Kochendorf und von Krautheim an der Jagst gehoben worden sind, reihen sich diese Talsiedlungsorte ihren Flußläufen entlang bis zu deren Einmündung in den Neckar bei Wimpfen auf. Sie umsäumen ein Höhegebiet mit Feld und Wald, dem nur selten einzelne Höfe oder gar Dorfsiedlungen eingelagert sind und das heute fast weltabgeschieden und nur von einzelnen Querverbindungssträßchen zwischen Kocher und Jagst durchzogen mit Äckern, Weiden und Wäldern fleißige fränkische Bauern ernährt.

Während die lockenden Talauen schon bei der Landnahmezeit die alamannischen und bald nach ihnen die fränkischen Bauern zum Siedeln einluden, ist das Höhegebiet zwischen den beiden Flüssen von ihrer Ostwestwendung an im wesentlichen in deutscher Zeit erstmals durch spätmerowingischen und besonders karolingerzeitlichen grundherrschaftlichen Bauerneinsatz stärker bewirtschaftet und besiedelt worden. Davon berichten die Weileranlagen mit ihren Namenendungen auf -hausen, -hofen und -weiler. Der älteste -hausen-Ort, Jagsthausen, war noch im Tale der Jagst angelegt an der Stelle der zerstörten römischen Siedlung (Karte A b b. 2). Er hieß in frühdeutscher Zeit nur Hausen, während die späteren -hausen-Orte der Umgebung und des Höhegebiets alle einen Zunamen als Bestimmungswort bei sich tragen: Westernhausen, Amrichshausen, Hermuthausen, Harthausen, Herterichshausen, Rückertshausen, Lampoldshausen. Harthausen, von dem das große Waldgebiet seinen Namen hat, ist längst abgegangen; 1320 ist es als villula Hartshausen diocesis Herbipolensis (Würzburg) genannt. Daß von den Grundherren der nachkarolingischen Zeit auch kriegsgefangene Slawen in diesem ostfränkischen Siedlungsraum zur Rodung und Bewirtschaftung eingesetzt worden sind, zeigt der Name des Wendischen Hofes auf der Hochfläche, und auf vereinzelt Niederlassung anderen, vielleicht örtlich noch älteren Fremdvolks (Keltenreste?) weist die abgegangene Siedlung Waldenstal (1357 urkundlich so genannt) beim Wallenstein nahe der Wasserscheide und die dabei liegende Flur „Welscher Hase“. Zahlreiche Rode-, Flur- und Ortsnamen weisen auf eine starke Verwaldung des Höhenrückens zwischen Kocher und Jagst in frühdeutscher Zeit: Eisenhutsrot, Hohenrot, Rotholz (südlich Eschenhof), Greut, Brand, Osang (von Absengen des Wildwuchses), Hart (Weidewald). Der große, 20 qkm umfassende Harthäuser Wald (Karte A b b. 2) ist heute noch Zeuge tausendjähriger Verwaldung, die nach der Römerzeit sogar im vorher besiedelten gewesenen fruchtbareren Westteil des Kocher-Jagst-Rückens eintrat. Dort hat das Gebiet des Harthäuser Waldes vordem noch römische Siedlungen auf gutem Lehmboden aufzuweisen. Dieser Harthäuser Wald war schon seit einem Jahrtausend meist Laubwald, wie deutsche Flurnamen zeigen; so hieß der dortige

und die Jagst überschreitet, soll ein Kaiser auf ihr gezogen und im Ort im Haus des Heigold eingekehrt sein. Sagen lassen auf dieser Straße die Kreuzfahrer ins Morgenland ziehen, die Flur „Wallenstein“ (von einer abgegangenen Welschensiedlung) wird als Wallerstein, als Wallfahrerstein vom Volk verstanden, „Gesindel“ von dieser Straße soll sich im nahen Sindeldorf angesiedelt haben (Volkserklärung des Ortsnamens Sindeldorf, 1239 Siunneldorf, wohl vom altdeutschen Personennamen Sunnilo), ein alter Mönch spukt bei Diebach, ein schwarzer oder feuriger Mann begleitet die Dahinziehenden an der Kreuzung Sindeldorf—Diebach, das Wilde Heer braust dahin beim Muthof, im Harthäuser Wald geht in der Nähe dieser Hochstraße der Schimmelreiter um im Donnerwald, auf der Strecke zum Jägerhaus in Erstein spukt der Reiter ohne Kopf und wieder in der Nähe des Wachhäusles. Der „köpft Reiter“ geht auch im Ostteil der Straße auf dem Höhenrücken bei Hermuthausen um; er habe sich dort dem Fällen einer Eiche durch einen Bauern mit allen Mitteln widersetzt (die Geister der Natur schützen ihr Land vor der Bewirtschaftung!). Zahlreiche weitere Sagen spielen in Orten, Wäldern und Gründen des weiteren Umkreises der Hohen Straße. Noch behaupten die Bauern, daß auf dem Ginsberg westlich Wendel zum Stein die letzte große Heidenschlacht gegen die „Hunnen“ (Ungarn) geschlagen worden sei. Von deren geschichtlichem Durchzug sind ja die damaligen Zerstörungen von Rothenburg und von Wimpfen am Neckar Zeuge im Jahre 955. Im „Hühnerholz“, einer Volksumdeutung des Namens Hünenholz oder Hunnenholz, beim Wendischen Hof nahe der Hochstraße liegen in den dortigen Hügelgräbern (urkeltisch) und ebenso in solchen Gräbern bei Weldingsfelden (süddlich St. Wendel zum Stein) nach dem örtlichen Volksglauben solche „Hunnen“ begraben. Kleine Hufeisen, vom Landvolk „Hunneneisele“ genannt, finden sich in jener Gegend und auch sonst des öfteren im Bereich der Hohen Straße. In anderer Form berichtet die Überlieferung der einheimischen Bauern durch die von Mund zu Mund weitergegebenen und erst dann schriftlich festgelegten Flurnamen vom Dasein einer alten Überlandstraße auf dem Kocher-Jagst-Rücken. Auf seinem Westteil am Beginn des Harthäuser Waldes heißt ein Waldstrich unmittelbar an

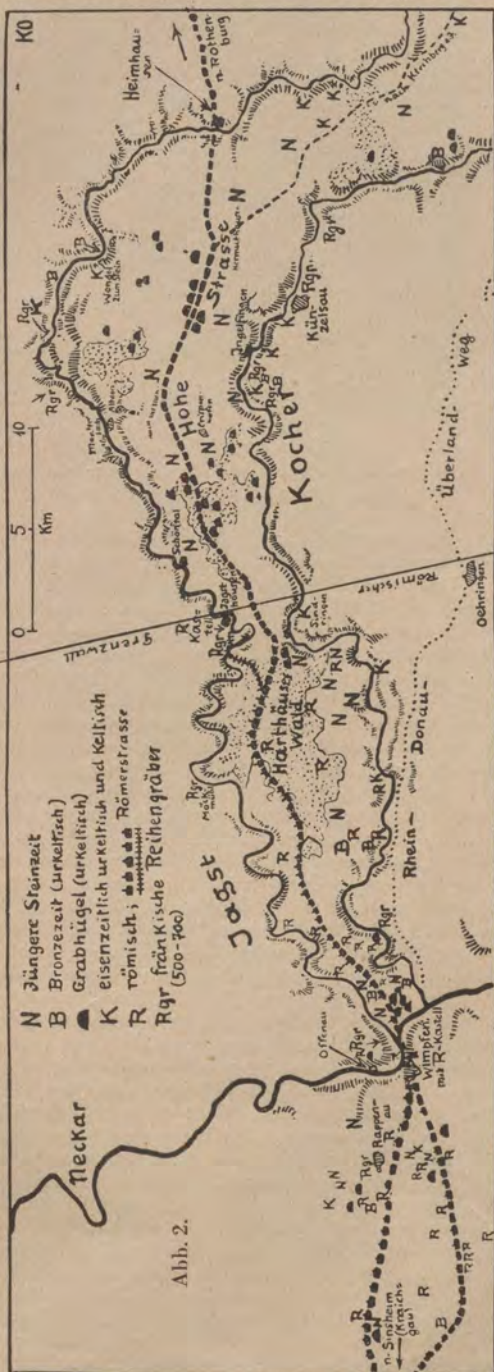




Abb. 3. Blick vom Lindle über Künzelsau nach Norden über das Kochertal mit dem Wüwa-Flachswerk (Gelände einer ur- und frühkeltischen Talsiedlung) auf Nagelsberg. Am Horizont die Wasserscheide der Kocher-Jagsthöhe mit der Hohen Straße.

der Kaiserstraße „An der Hohen Straße“, im Harthäuser Wald wird ihre Fortsetzung „Hochstraße“ genannt, dann folgt westlich der Wüstung Zweiflingen das „Straßenschlägle“ und weiterhin der „Straßenschlag“ und 8 km ostwärts nochmals dieser Name, ferner nördlich Crispenhofen die an die Straße grenzenden „Straßenäcker“ und weiterhin zweimal die Ackerflur „Straßen“; auch nach dem Abstieg der Hochstraße zur Jagst nach Heimhausen und Wiederaufstieg gegen Osten wieder auf der Höhe kommt die Flur „Straße“ an ihrer Fortsetzung vor und anschließend der Flurname „Leisen“ von den Fahrgeleisen mittelalterlicher Wagen (A b b. 19). An manchen Stellen weist die Hochstraße dem geübten Auge noch alte Fahrspuren auf 12 m Breite auf und Böschungen nebenan im Wald. Tatsächlich sollte nach dem Schwabenspiegel (um 1275) eine „Königstraße“ 16 Schuh weit sein, so daß ein Wagen dem andern ausweichen könnte.

„Königstraße“ ist in der fränkischen und nachfolgenden Kaiserzeit der mittelalterliche Name für Heerstraßen unter Verfügungsrecht des deutschen Königs. Nachdem jeder deutsche König dann den Kaisertitel führte, ist vom 15. Jahrhundert ab urkundlich der Name „Kaiserstraße“ für diese Reichsstraßen belegbar. Eine dem Zug nach alte Querverbindung unserer Hochstraße trägt heute zufällig den Namen „Königstraße“ ohne Beziehung zu einer mittelalterlichen Königstraße, weil dieser alte Querweg von Hohebach an der Jagst über Belsenberg nach Künzelsau am Kocher durch den württembergischen König Friedrich zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Verkehrsstraße ausgebaut worden ist. Solche Kreuzverbindungen laufen mehrere aus den schon vorgeschichtlich stark belegten Kocher- und Jagstorten über die Hochstraße des zwischenliegenden Höhenrückens. Sie verbinden auch seitlich der Hauptstraße liegende Ortschaften quer über die Hochstraße miteinander oder schließen sie an die Hochstraße an. Der alte deutsche Name für solche Seitenwege ist *D i o t w e g*. Ein solcher ist erstmals genannt in der Markbeschreibung von Würzburg im Jahre 779. Nachdem das Wort im urkundlichen Gebrauch seit dem 13. Jahrhundert abkam, wurde es vom Volk nicht mehr verstanden, zu „*D i e b s w e g*“ und vielleicht auch zu „*J u d e n w e g*“ (diutweg) verunstaltet. Vielleicht ist das Dorf Diebach, 1327 noch Tytebach geschrieben, nahe unserer Hochstraße ein solches Diotbach, das Diebsteigle bei Lampoldshausen ein Diotsteigle, und die Judenwege solche diutwege, Volkswege. Ein derartiger „Judenweg“ führt im römisch gewesenen Teil des Höhenrückens von dem dortigen Hochstraßenzug ab (siehe Karte A b b. 2, mit Querstrichen eingezeichnete Weglinie) über den Waldteil „Gassengrund“ nach Olnhäusen und Jagsthausen hinunter, sicherlich schon als Weg von den Römern zur Verbindung ihrer Kastele Wimpfen und Jagsthausen über die Hochstraße benützt. Ein anderer „Judenweg“ (vielleicht tatsächlich nach Judenbegehung in der Zeit der Judenzölle der Talorte so geheißen), läuft vom Kochertal bei Nagelsberg-Ingelfingen, wo im Talgrund eine ausgedehnte ur- und frühkeltische Siedlung festgestellt ist (A b b. 3), an der Deubachmündung hoch, an

„Diebsäckern“ (Dietwegsäcker?) vorbei und über der Diebachmündung weiter die Hochstraße überquerend ins Jagsttal hinüber über den altdeutsch wohl bedeutsamen Ort Altdorf (um 1100 Alechdorf, Dorf beim Alah, vorchristliche heilige Stätte!).

Unbekümmert um diese Querwege und ebenso unbekümmert um die wenigen auf der Hochfläche heute vorhandenen kleinen Ortschaften und Höfe zieht die Hochstraße ihre Bahn längs des Höhenrückens zwischen den beiden tiefeingeschnittenen Flüssen Kocher und Jagst, mit Abschneidung und Vermeidung dieser teilweise engen Täler und verkehrungünstigen Krümmungen. Es ist zu erweisen, daß sie längst vor allen diesen deutschen Siedlungen da war, und so ist es verständlich, daß sie keine einzige dieser Ortschaften berührt und alle abseits liegen! Fast durchweg ist diese Höhenstraße Wasser-scheideweg, und der Fernzug ist ihrer Führung auf der Karte ohne weiteres anzusehen (Karte A b b. 1). Nur Naturhindernissen weicht sie, in leichtem Bogen, aus, so



Abb. 4. Grabhügel im Kocherwald bei Jagstfeld gegenüber Wimpfen am Neckar im Einmündungsgebiet des Kochers und der Jagst am Anfang der Hohen Straße. Das Hügelgrab gehört einer großen Grabhügelgruppe urkeltischer Zeit an.

[Aufnahme: Dr. Kost]

einigen vom Kocher her im Westteil des Höhenzuges eingreifenden Schluchten oder einigen von der Jagst her nach Süden einschneidenden Bachklingen. Andererseits benützt dieser Überlandweg die in seiner Haupttrichtung liegenden Geländeeinschnitte bei der Überquerung des Jagsttales beiderseits Heimhausen zum unmittelbaren Auf- und Abstieg (A b b. 18 und 19). Auf seinem Zug von 50 km Länge zwischen Heimhausen und Wimpfen auf der Kocher-Jagst-Höhe wird nicht ein einziger Bach von diesem Fernweg überquert! Von seinem Lauf auf dem Höhenkamm kündet schon die an ihm liegenden Fluren mit ihren Namen. Nach flachem Anstieg im fruchtbaren Lehmgefülle mit Acker- und Obstbau bei Wimpfen von Jagstfeld aus in einer Tiefenlage von nur 160 m über Meereshöhe, ganz nahe an einer Gruppe von ehemals 60 urkeltischen Grabhügeln vorbei (A b b. 4) steigt der ursprünglich als gebahnte Straße gut erkennbare Weg (A b b. 5) an alter Einhegung der Flur „Hecke“ vorbei in gestrecktem Zug, zum Teil hier schon stark vergrast (A b b. 6) aufwärts über die aussichtsreiche Heuchlinger Spitz (207 m hoch) und den Eichbuckel (225 m) zum Hohenholz (262 m), an Kreßbach vorbei, mit umfassendem Blick auf beiden Seiten. Dort oben benützt die württembergisch-badische

Landesgrenze den Höhenweg zur Abgrenzung zweier Länder (Abb. 7 und 8). Im großen Harthäuser Wald geht der einfache Weg weiter, an dem früheren Sitz ritterlicher Dienstmannen Ernststein vorbei, wohl einer alten Zoll- und Geleitstelle, zum ehemaligen „Wachhäusle“ (324 m), am Waldteil „Tränkstube“ durch über Seehaus und Waldteil „Straßenschlägle“ an der Wüstung Zweiflingen vorbei (307 m; Abb. 10), mit Grabhügeln südlich der Straße im freien Feld (Abb. 9) in leichter Sen-



Abb. 5 (links). Der flach beginnende Anfang der Hohen Straße im Kocher-Jagst-Mündungsgebiet. Links und rechts angebaute Felder und Obstgärten, mit vorgeschichtlichen Siedlungsspuren. — Abb. 6 (rechts). Die hier zum Feldweg vergraste Hochstraße beim Aufstieg, als Markungsgrenze zwischen Hagenbach und Heuchlingen. Im Hintergrund zieht der Weg weiter hoch als Markungsgrenze Untergriesheim (Jagst) links und Willenbach-Ödheim (Kocher) rechts.

[Aufnahme: Dr. Kost]



Abb. 7 (links). Ein Landesgrenzstein an der Hochstraße mit dem württembergischen Wappen und K. W. = Königreich Württemberg. Auf der Rückseite des Steins ist das badische Wappen mit G. B. = Großherzogtum Baden eingehauen. — Abb. 8. Die Hohe Straße als Landesgrenze Württemberg-Baden und zugleich als Markungsgrenze Herbolzheim (badisch) links und Ödheim (württembergisch) rechts.

[Aufnahme: Dr. Kost]

kung über die nur $1\frac{1}{2}$ km breite engste Stelle des Bergrückens zwischen Kocher und Jagst (289 m hoch) wieder aufwärts, vom römischen Grenzwall (mit Wachturm an der Straße) überquert immer der Wasserscheide zustrebend über den Neuhof (348 m) und Waldteil „Straßenschlag“ nördlich und südlich von urkeltischen Hügelgräbern begleitet, als Waldweg zur aussichtsreichen hochgelegenen Kreuzung (mit der Querverbindung der Straße Forchtenberg und Weißbach der Kocherseite [Salzquell] nach Westernhausen auf der

Jagstseite), in annähernd 400 m Höhe. Weiter zieht den Hochrücken frei entlang der Weg als Feldweg, mit eindrucksvoller beiderseitiger Fernsicht an den „Straßenäckern“ hin an der abgegangenen Welschensiedlung „Walchenstein“ vorbei zu einer Dreimarkungsgrenze vor der Straßenkreuzung Ingelfingen—Aldorf (Alahdorf!) und Marlach, nördlich Diebach (A b b. 11) weiter über Flur „Straßen“ (A b b. 12) durch den heutigen Eichen-



Abb. 9 (links). Blick vom Ackergelände nahe der Hochstraße aus bei der Wüstung Zweiflingen (s. Abb. 10) gegen das Kochertal, mit flach geackertem Grabhügel im rechten Mittelgrund (an der Grenze des hellen Ackers mit dem dunklen Feld). Aus einem dort eingeebneten Grabhügel von 30 m Breite wurden vor Jahren eine Pfeilspitze und ein Messerchen aus Hornstein (späte Jungsteinzeit) und die Beigaben einer urkeltischen Bestattung, 6 Bronzeringe, 2 Bronzenadeln und 2 Gagatperlen geborgen (Heimatmuseum Öhringen). — Abb. 10 (rechts). Der Zug der Hochstraße bei der Wüstung Zweiflingen (im Walde rechts) als Feldweg, mit Fortsetzung gegen Westen am Waldsaum im Hintergrund. [Aufnahme: Dr. Kost]



Abb. 11 (links). Der Urweg „Hohe Straße“ an der Dreimarkungsgrenze Eberstal—Sindeldorf—Diebach, gegen Westen. — Abb. 12 (rechts). Die Wegflur „Straßen“ an der Markungsgrenze Eberstal—Diebach, mit steinernem Barockbildstock. [Aufnahme: Dr. Kost]

und Föhrenhain der vom Landvolk mit eingefügtem Marienbild kultisch verehrten „Hohlen Eiche“ (A b b. 13 und 14) zum „Hochholz“ südlich des Bühlhofs westwärts (A b b. 15 und 16). Weiterhin ist wieder beim „Kirchberger Wald“ und bei der nächsten Straßenkreuzung die Straße von ganzen Grabhügelgruppen umsäumt. Nördlich der alten Zollstätte und mittelalterlichen hohenloheschen Geleitstation Hermuthausen (Karte A b b. 2) in rund 430 m Höhe zieht die hier baumbesetzte und heute ausgebaute



Abb. 13. Der heilige Hain „Hohle Eiche“ (Markung Eberstal)
mit durchziehendem Fernweg, von Süden.

[Aufnahme: Dr. Kost]



Abb. 14. Die „Hohle Eiche“ mit Muttergottesbild. Der Hochweg
zieht unmittelbar an ihr vorbei. [Aufnahme: Dr. Kost]

Hochstraße weiter (A b b. 17), um durch einen Geländeinschnitt nach Heimhausen ins Jagsttal auf 274 m abzustiegen (A b b. 18 und 19 und Anmerkung S. 58) und sofort auf der Ostseite des Tales die Höhe wieder zu erklimmen, über Flur „Straße“ und „Leisen“ auf etwa 450 m Höhe gegen Simprechtshausen (A b b. 19). Im weiteren Zuge nach Osten wird dann eine andere, nordsüdlich über Mergentheim—Crailsheim laufende „Kaiserstraße“ 10 km östlich der Jagst überkreuzt. Unsere Hochstraße selbst aber läßt sich nach Osten, dem hochgetürmten Rothenburg über der Tauber zu, weiter verfolgen. Von dort weist ihr Zug in die Fernrichtung Nürnberg—Oberpfalz—Böhmen einerseits und Pegnitz—Hof—Thüringen andererseits (Karte A b b. 1). Eine Abzweigung unserer Hochstraße noch im Osten der Kocher- und Jagstlandschaft selbst bei Hermuthausen gegen Südosten folgt auch weiterhin dem Hochrücken zwischen den beiden Flüssen Jagst und Kocher und führt zum alten Salzort Kirchberg an der Jagst (Karte A b b. 2, gestrichelte Linie) mit den mehreren hundert Grabhügeln seiner Umgebung. Im Westteil des Kocher-Jagst-Rückens, in Wimpfen am Neckar (A b b. 20) vereinigt sich unsere Hochstraße mit dem alten, ihr ein Stück weit südlich gleichlaufenden Donau-Rhein-Überlandweg (südliche „Nibelungenstraße“), um mit diesem dann gemeinsam das rheinische Fernziel zu erreichen.



Abb. 15 (links). Der Fernweg auf der Kocher-Jagsthöhe als steiniger Feldweg südwestlich Bühlhof an den Rodeduren „Meißenäcker“ und „Holzäcker“, gegen Westen. — Abb. 16 (rechts). Ein Einzelblick auf den in Abb. 15 dargestellten Teil der Hochstraße. [Aufnahme: Dr. Kost]

Daß die Hochstraße im Mittelalter Kaiserstraße war, bezeugt schon ihr Name und die bekannten Geleitstationen und urkundlichen Geleitnachrichten; durch eine über Schöntal auf der Kocher-Jagst-Höhe in Straßennähe in Neusaß eingerichtete Wallfahrt reichen diese Nachrichten vom Geleitverkehr auf der Kaiserstraße bis in das 18. Jahrhundert. Aber wie steht es mit dem Fernweg in früheren, vormittelalterlichen Zeiten? Unsere Straße muß schon vor den ältesten deutschen Siedlungen des Hochrückens dagewesen sein, da sie für diese vielfach Markungsgrenze ist! Diese Siedlungen aber lassen sich durch ihre Namensform auf frühestens karolingische Zeit festlegen. Vom Kochertal einerseits und vom Jagsttal andererseits greifen die Markungen der ältesten deutschen Talsiedlungen des 6. und 7. Jahrhunderts (reihengräberzeitliche Belege) auf die Höhen herauf und stoßen fast durchweg an der Hochstraße aneinander. Bezeichnend ist dabei die Feststellung, daß die Straße in früherer Zeit vielfach doppelte bis dreifache Breite hatte. So läßt sich bei Stachenhausen feststellen, daß die zu Kulturland oder Wald gemachten Straßenstreifen als besondere Parzellen laufen und oft nicht den gleichen Besitzern haben wie die angrenzenden Parzellen! Nach dem Rückgang des mittelalterlichen Verkehrs auf der Hochstraße mögen dort die Bauern so manches Mal versucht haben, Teile der Naturstraße zu überackern und Marksteine zu entfernen oder zu versetzen. Im Volksgewissen mögen sich solche Versuche im Aberglauben ausgewirkt haben, wenn etwa nach dem Glauben der Einheimischen auf der Donnersteige am Wallenstein, jener abgegangenen Siedlung an der Hochstraße, vier Männer mit feurigen Hacken im Kampfe zusammentreffen. Solche Marksteinversetzer müssen ja vielfach mit feuriger Hacke, dem Werkzeug ihrer Schuld, umgehen.



Abb. 17. Die Hohe Straße als heutige Landstraße auf der Wasserscheide nördlich Hermuthausen (ehemalige hohenlohische Geleitstation), von Süden. Die Straße hebt sich mit der Baumreihe gegen den Himmel ab. [Aufnahme: Dr. Kost]



Abb. 18. Der Abstieg der Hohen Straße im Geländeeinschnitt des Hintergrunds zum Dorf Heimhausen an der Jagst, mit Jagstübergang. [Aufnahme: Dr. Kost]

Durch die Tatsache, daß weithin die Markungen der frühen deutschen Kocher- und Jagsttalorte an der Hohen Straße zusammenstoßen, ist diese als vor der Gründungszeit dieser Orte, also vor dem 6. bis 7. Jahrhundert vorhanden, erwiesen. Derselbe zeitliche Schluß ist aus der Tatsache zu ziehen, daß die Hochstraße sich nach keiner Ortschaft auf der Höhe ausrichtet, weil solche Ortschaften eben zur Zeit der frühen Begehung dieses Naturwegs noch gar nicht da waren. Da die Hochstraße aber auch als frühkirchliche Grenze, als Gerichtsgrenze (z. B. als Grenze der Centen Forchtenberg am Kocher und Krautheim-Ballenberg an der Jagst) sowie als Gaugrenze des Kochergaus einerseits und Jagstgaus andererseits belegbar ist, muß sie älter sein als diese frühdeutschen Einrichtungen. Nun heißt im Volksmund der westliche Teil des Hochweges zwischen Wimpfen und Jagsthausen die „Römerstraße“ (Karte Abb. 2). Doch muß unsere Hochstraße wiederum älter sein als die Zeit der römischen Besetzung, 2. und 3. Jahrhundert, weil ja nur ihr westlicher Teil im römischen Machtbereich, also in besonderer römischer Benützung, gewesen sein kann, ihr östlicher, nicht-römischer Teil aber ebenso vorhanden ist, und weil der römische Grenzwall die gesamte Hochstraße quer durchschneidet. Endlich setzt die vielfache Grabhügelsäumung, die auf unserer Karte (Abb. 2) nur in beschränktem Maße angedeutet werden konnte, diesen Hochweg unbestreitbar schon in die urkeltische Zeit, auf ein Alter von mindestens 3000 Jahren. Ja, über diese Zeit noch zurück kann mit großer Wahrscheinlichkeit schon steinzeitliche Begehung diese bedeutsamen Naturwegs auf dem Höhenkamm angenommen werden, weil sich die jungsteinzeitliche Besiedlung unserer Hochlandschaft und ihrer Ränder beweisen läßt. — Unsere Karte (Abb. 2) zeigt die bis heute erkannten jungsteinzeitlichen bandkeramischen Siedlungsstellen entlang der Hohen Straße von der Höhe über Wimpfen am Neckar (Bandkeramik mit Ackerbau-Großgeräten und Siedlungen der Rössener Kultur) über die besonders siedlungsgünstige Stelle an der Einmündung von Kocher und Jagst in den Neckar mit ihrem ausgezeichneten Bauernboden hinauf bis zum Ruckardshäuser Hof und Buchhof mit ihren fruchtbaren Lehm Böden und den bandkeramischen Siedlungsstellen im Höhengelände über Schöntal und westlich Schöntal und wieder vor dem Abstieg der Straße nach Heimhausen bei Büttelbronn mit einer Siedlung und



Abb. 19. Die Überschreitung des Jagsttals in Heimhausen. Quer zieht sich das Dorf mit seiner Steinbrücke über Fluß und Talau hinweg. Links erstiegt die Hochstraße das Höhengelände zwischen Kocher und Jagst gegen Westen in Richtung Wimpfen, rechts ihr Aufstieg über kennzeichnend benannte Fluren ostwärts gegen Rothenburg ob der Tauber.

Fund eines handkeramischen Steinhammers und einiger steinzeitlicher Emmerkörner dieser frühesten Bauern unseres süddeutschen Heimatbodens. Aber auch die starken Volksbewegungen der ausgehenden Jungsteinzeit um 2000 vor Beginn unserer Zeitrechnung haben sich der Hochstraße sicherlich bedient. Ihre Spuren hat diese bewegte Zeit tatsächlich hinterlassen in Höhen- und Hügelzungenbesiedlung in Schutzlage über Wimpfen und südlich des Harthäuser Waldes über dem Kocher, und an einer wichtigen Kreuzungsstelle der Hochstraße nördlich Crispenhofen durch ein trapezförmiges Steinheil. Bei offenerem Boden und längerdauernder fachkundiger Beobachtung des Kocher-Jagst-Höhengebietes würde sich die Zahl dieser Funde noch ganz wesentlich vermehren lassen. Westlich Ingelfingen bei Criesbach in der Au liegt ein Glockenbechermann bestattet, und zahlreiche weitere Funde in den Flußtälern zeigen auch deren stärkere spätsteinzeitliche Benützung an; ein spignackiges Steinheil dieser Zeit stammt von Eberstal aus der Gegend der nördlichsten Ausbiegung der Hochstraße (Karte Abb. 2), ein weiteres von der Höhe westlich Wimpfen (Bonfeld) vom Südstrang der Hohen Straße dort. Auch Schnurkeramik hat der Wimpfener Berg geliefert.

Im 2. und 1. Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung muß unsere Hochstraße stark begangen worden sein. Daß sie nicht nur Durchgangsstreifen, sondern daß ihre Umgebung auch Lebensraum der Urkelten gewesen ist in der Bronze- und Früheisenzeit, erweisen die vielen Hügelgräber und verschiedene Wohnstellen (Karte Abb. 2, Zeichen B). Viehzüchtendes Bauernvolk wird das wellige Höhengelände damals weitgehend für Weidebetrieb ausgenützt haben. Von der Bedeutung der Hochstraße in dieser Zeit für den Verkehr spricht die auffallende Aufreihung von Grabhügeln und ganzen Grabhügelgruppen entlang des Kamweges; nach alten Nachrichten sind sehr viel mehr solcher Hügelgräber der Straße entlang vorhanden gewesen und durch verständnislose Ausgrabung oder Überackerung erst in neuerer Zeit verschwunden.¹ So war und ist die westliche Fortsetzung der Hochstraße jenseits des Neckars im badischen Gebiet immer wieder von ähnlichen Grabhügelgruppen begleitet (für die Gegend von Sinsheim siehe Wilhelmi, Beschreibung der 14 Grabhügel bei Sinsheim, 1830, S. 13). Auch an anderen Höhenwegen wie z. B. demjenigen des Heuchelbergs westlich des Neckars etwa 20 km südwestlich unserer Kocher- und Jagstlandschaft folgen diese Totenmale dem Zug eines Hochwegs, und über den Bereich Süddeutschlands hinaus ist die Sitte der Bestattungen an Fernstraßen aus frühgeschichtlicher Zeit bekannt. So spricht die Edda im Lied von der Hunnenschlacht (Vers 10) vom „heiligen Grimal (Grabhügel der Gotenkönige), das an der Heerstraße liegt“, und noch in großgermanischer Zeit wurden, wie vordem auch in römischer (Via Appia), vornehme Tote gern an Überlandwegen bestattet, wie das Beispiel des Frankenkönigs Childerich I. zeigt. Später, in frühdeutscher Zeit, dienten umgekehrt vorzeitliche Hügelgräber als Anhaltspunkte für Grenzziehung. So berichtet die Wimpfener Immunitätsurkunde des Jahres 990 nicht nur vom Südstrang der dortigen Hochstraße, der „excelsa platea“, als Grenze zwischen den Ortschaften Untereisheim und Kirchhardt, sondern auch von zwei Grabhügeln als Malen im weiteren Grenzverlauf.

Eine besondere Rolle mag die Hohe Straße zwischen Kocher und Jagst für den urkeltischen Handel gespielt haben. Nicht nur für Bronzezufuhr und -durchfuhr, sondern auch für die Beförderung von Salz auf Sauntieren wird der Höhenweg seine Bedeutung gehabt haben. Die Salzquellen von Offenau im Neckar-Jagst-Winkel (Karte Abb. 2) bei Wimpfen, von Niedernhall am Kocher, und weiterhin am Südausläufer der Straße bei Kirchberg an der Jagst (Karte Abb. 1) mit seinen Hunderten von urkeltischen Hügelgräbern der Umgebung sprechen dafür. Als Stützpunkte solchen Verkehrs sind auf den Uferhöhen von Wimpfen am Neckar und Rothenburg ob der Tauber wichtige urkeltische Höhenbefestigungen anzunehmen, die durch die starken mittelalterlichen Be-

¹ „Zu gedachter sich an diesem Bühlhof vorbeiziehenden hohen Straßen, die meistens und sonderlich in selbiger Gegend anoch gepflastert ist, kommt man von Halmhausen (allwo eine Brücke über die Jagst dormalen gehet) durch eine ebenfalls gepflasterte hohe Steige auf Hermuthausen, und glauben die Leute von dieser gepflasterten Straße und Steige, daß, weiln die Steine darzu, mit vieler Mühe und Kosten, anderswoher haben herbey geföhret werden müssen, solche seyn in alten Zeiten, eben wie erstgedachte alte Mauer, von einem heidnischen Kaiser gemacht worden. Man beobachtet auch bey diesem Bühlhof und gedachter hohen Straße noch mehr als 30 dergleichen tumulos oder Hügel, von denen aber viele schon von denen Häfnern verstöret worden, ohne darauf Achtung zu geben, was ihren dabey vom Inwendigen sonderliches vorgekommen, weil sie die Erde von solchen Hügeln vor weit tüchtiger zu ihrem Geschirr, als andere Erden, in selbiger Gegend, halten.“

Christian Ernst Hansselmann, Beweis wie weit der Römer Macht in die Hohenlohische Lande... eingedrungen. Schwäbisch Hall 1768, Seite 97.

festigungswerke heute nur nicht mehr feststellbar sind. Sicherlich ist dieser Salzhandel auch in keltischer Zeit in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Beginn unserer Zeitrechnung und in der Zeit der Römer im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter Ausnützung der vorhandenen Wege fortgeführt worden, zumindest innerhalb des römischen Besetzungsgebiets. Nicht umsonst wird wohl bei Hagenbach nahe der Hochstraße (4 km nordwestlich Wimpfen) ein römischer Weihstein für den Handelsgott Merkur gestanden haben, welcher später dort durch Einmauerung in die Friedhofskapellenwand zufällig erhalten geblieben ist. Es ist wohl ebensowenig Zufall, daß auch bei Offenau mit seinen alten Salzquellen nahe der Eimmündung der Jagst in den Neckar neben einem Bildwerk der Quellgöttin Herekura ein weiteres Bildwerk des Merkur gefunden worden ist. Der Salzverkehr mag von dort aus bis auf unsere Höhe und unter Umständen sogar über sie gegangen sein. Freilich setzte wohl mit den Kelten der Talverkehr schon stärker ein; ihre teilweise bedeutenden Siedlungen bei Ingelfingen, Criesbach und Künzelsau (A b b. 3) im Kocher- und Oberreggenbach im Jagsttal könnten darauf schließen lassen. Am Nordostrand der Kocher-Jagst-Hochfläche in einer Tuff-Felswand über der Jagst dicht unter der Kapelle von St. Wendel zum Stein sind vor einigen Jahren ausgezeichnete, durch eine mitgefundene Silbermünze auf das letzte Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung datierte keltische Höhlenfunde gemacht worden. Sie lassen durch die beigefundenen zahlreichen Skelette auf eine Grablegung oder mindestens auf das Dasein der Kelten nahe einer geweihten Stätte schließen beim dortigen heiligen Salzquell. Dieser vorchristlich-altheilige Quell, an dessen Heilwirkung das Volk noch heute glaubt, wurde wohl nicht ohne Grund in deutscher Zeit dem Viehheiligen St. Wendelin geweiht. Das Weidevieh schon der Urkelten und Kelten der Kocher-Jagst-Hochfläche war salzbedürftig und findig in solchen Quellen und mag schon früh diesen Ort gewittert haben. Seine keltischen Herren werden dann den spendenden Quell verehrt haben. Später setzt in deutscher Zeit der Viehheilige Wendelin diese Beziehung auf anderer kultischer Stufe fort. Aus dem 18. Jahrhundert wird berichtet, daß noch „starke Wallfahrten“ dorthin gingen von Katholiken und sogar Lutheranern: „auch die letzteren nehmen ihres Viehs halber Zuflucht zum heiligen Wendelinus, dem Patron dieser Kirche, und opfern zur Erhaltung ihres Viehes oder nach Genesung desselben Geld“ (Fränkisches Archiv 1790, II, S. 209). Die Stiftung einer Kapelle in deutscher Zeit am Ort einer Einsiedlerklause an der Felswand von Wendel zum Stein ist nach dem Volksmund einem Schäfer zuzuschreiben, der dort einen Schatz (!) gefunden und damit die heutige Kapelle gestiftet habe. Dieser Schatz bestand wohl in einer vorchristlichen Weihgabe keltischer Goldmünzen, wie die in der erwähnten Höhle über der Kapelle gefundene spätkeltische Silbermünze der letzte Rest solchen Schatzes bei den Bestattungen der Höhle gewesen sein mag. Spätkeltische Münzfunde weist auch die südöstliche Abgliederung unserer Hochstraße (auf unserer Karte A b b. 2 gestrichelt gezeichnet) bei Laßbach, Dünsbach und Brachbach, aber auch bei Sindingen im Kochertal auf. Östlich des Hochflächenfundortes Laßbach am Ostrand unserer Karte unweit des südöstlichen Straßenstrangs der Hochstraße ist auf einer Höhenzunge beim Falkenhof durch einen Abschnittswall eine vorzeitliche Befestigung geschaffen, in der neuestens Eigenschlackenfunde gemacht worden sind. Diese Höhenbefestigung liegt unmittelbar über dem Tal der Jagst mit seiner nahen Keltensiedlung von Oberreggenbach und unmittelbar über dem vorzeitig besiedelt gewesenen Unterreggenbach. Auch der Name des Flusses Jagst wie der des Kochers darf wohl den Kelten oder schon ihren urkeltischen Vorfahren zugeschrieben werden. Sehr wahrscheinlich stammt auch das Wort Hall für Salzstätte von ihnen oder eher noch ihren Vorgängern. In der bedeutenden Keltensiedlung im heutigen Schwäbisch Hall am Kocher oberhalb des von uns betrachteten Gebietes sind auch Einbaumfunde gemacht worden, die auf Flußverkehr deuten. Im Winter mögen auch die zugefrorenen Flüsse Kocher und Jagst als Verkehrslinien benützt worden sein. In römischer Zeit deckt das Kastell Jagsthausen zweifellos die Talstraße. Von dieser Zeit ab hat also die Hochstraße zum mindesten manchen Nahverkehr an die Talverbindungen abgegeben. Wieweit die rücksichtslose quere Durchschneidung der alten Höhenstraße durch den römischen Limes mit seinen 9 ihm entlang auf dem Kocher-Jagst-Rücken gesetzten Wachttürmen, worunter einer unmittelbar an der Hochstraße, auch eine Abschränkung alten Handelsverkehrs mit sich brachte, entzieht sich unserer Kenntnis. Beachtlich ist immerhin, daß vor dem Limes die Ingelfinger Spätkeltensiedlung römische Beziehungen durch eingestreuete Terra-Sigillatascherben aufweist! Aber auch diese keltische Kochertalsiedlung wird vom römischen Kastell Jagsthausen her am besten über ein Teilstück unserer Hochstraße vor dem Limes erreicht; diese muß also auch in der Römerzeit nach wie vor beschränkt worden sein.

Vereinzelte frühe Germanenfunde des 3. Jahrhunderts bei Niedernhall, 4 km westlich Ingelfingen, sind dann die Vorboten des Alamannensturms vom Jahre 260, der aus der Gegend von Aub und Rothenburg, zum Teil auch auf unserer Hochstraße, gegen den römischen Limes geführt worden sein kann.

Nach der Römerzeit ist dann eine Verwaltung und Verödung des Höhengebiets auch im bisher besiedelt gewesenen Westteil des Höhenzuges zu erschließen und eine stärkere Begehung des großen Rhein-Donau-Überlandweges südlich des Kochers über Öhringen (Karte A b b. 1, punktierte Linie). Dieser Fernweg ist auch aus dem Nibelungenlied festzustellen, wie durch die Forschungen des württembergischen Historikers Karl Weller überzeugend dargelegt worden ist. Auch als dann der mittelalterliche Verkehr auf letzterem West-Ost-Fernweg mit dem Bau der Regensburger Brücke (1135—1146) an Bedeutung zurückging, ist bei unserer Hochstraße mit ihrer östlichen Haupttrichtung Nürnberg noch eine Fortsetzung des Überlandverkehrs anzunehmen. Noch 1235 zog Kaiser Friedrich II. von Nürnberg nach der Kaiserpfalz von Wimpfen auf dieser unserer Kaiserstraße, und erst um 1300 wurde dieser Fernweg beeinträchtigt durch die Zerstörung der Wimpfener Brücke durch Eisgang. Aber noch 1485 ist von einem hohenloheschen Geleit auf unser Kaiserstraße als Reichslehen urkundlich die Rede, und selbst bis in das 18. Jahrhundert ging der Verkehr zu der in der Nähe der Hochstraße gelegenen Wallfahrtskapelle von Neusaß, dem Urort des Cisterzienserklosters Schöntal. Diese Wallfahrt ist schon für das Jahr 1397 schriftlich bezeugt.

Heute liegen weite Strecken dieses altehrwürdigen Hochwegs vom Verkehr verlassen, vergrast und manchmal überwachsen und gar überwaldet in weltverlorener feierlicher Einsamkeit und Stille da. Auf weite Strecken ist die einstige Kaiserstraße zum bloßen Feld- oder Waldweg geworden. Dieser alte Hochweg ist nach Jahrtausenden der Begehung wieder stärker in die Natur einbezogen, von der er sich nie ganz gelöst hatte; ein Stück Natur ist trotz aller Begehung von einst der Höhenweg doch zu allen Zeiten gewesen. Eine lange Strecke des Ostteils der Straße zieht auf steinigem Boden dahin in einer Muschelkalkhochlandschaft mit ihren herben Wesenszügen (A b b. 1 1, 1 5 und 1 6). An Stelle der weiten Fruchtebenen treten unregelmäßige Kuppen und Höhenzüge; die dünne, oft mit Gesteinstrümmern übersäte Erdkrume trägt, soweit nicht neuerdings überackert, zum Teil noch magere Schafweide, welche die Beziehung des nahen Schäferheiligen Wendelin besonders begreiflich macht. Der dort öfter vorzufindende Flurname „Heide“ kündet von dieser Landschaft. Fluren wie „Steinbusch“ neben „Birken“ oder „Dörnich“ rufen auch demjenigen, dem eine Beschreibung des Hochwegs nur im Geiste vergönnt ist, ein Bild von charaktervollem Schlehengedörn oder Wildrosengebüsch hervor; eine Flur „Könlein“ ruft ein Bild sonniger Steppenheide wach mit ihren würzig duftenden Kräutern; das alte Wort „Könlein“ kommt sprachlich vom „kenle“, mittelhochdeutsch quenel, althochdeutsch chonele, unserem Wort Quendel, wie der wilde Thymian volkstümlich genannt wird. Weites, freies Gefilde mit hellem Lerchenlied eröffnet der Flurname „Lerchenbühl“ und „Lerchenfeld“. Wo die karge, stimmungsvolle Muschelkalklandschaft wieder in die sonst auf dem Hochrücken herrschende leichtbewegte Lettenkohlehochebene übergeht mit ihrem ergiebigeren Boden, liegt die Flur „Drossel“, der „Vogelbusch“ und das Waldstück mit dem schönen Namen „Vogelsang“. Diese klingende Volksbenennung bezeugt aber in Wirklichkeit nur die Wiederverwaldung einer mittelalterlichen Rodungssiedlung; sie entstand einst durch den „Sang“, das Absengen ursprünglichen Wildwuchses mit Hilfe von Feuer, durch einen altdeutschen Grundherrn oder Bauern namens Vogo oder Vocko, wie dem nüchternen Forscher die ältere Namensform „Vogesang“ (so 1266) erzählen kann. Der Vogelsang verstummt vor dem wilden Schrei des Habichts am großen Harthäuser Wald; dort liegen die Fluren „Habichtsbrunnen“ und „Habichtsflur“. Dieser pfeilschnelle Raubvogel gehört so gut zum Charakterbild unserer Höhenlandschaft wie der königlich über Höhen und Tälern, über Hängen und Steinriegeln seine Kreise ziehende Weih, von dem ein Quelltopf „Weihenbrunnen“ beim Neuhof berichten kann, oder der schwerfällig über den fischreichen Flußtälern mit großen Flügelschlägen dahinrudende Fischreiher. Er mag schon über dem alten Fernweg geschwebt haben, als hier Höhen und Täler um Kocher und Jagst noch die Heimat des Auerochsen waren wie des Wildschweins, des Hirsches und des Wolfs; aus den Fundschichten eines römischen Gutshofes am Ruckhardshäuser Hof kamen als Zeugen dafür Reste dieser Wald- und Wildtiere aus dem Boden zusammen mit einer zeitgebenden Münze des römischen Kaiser Antoninus Pius, um 160 n. Chr. Noch im Mittelalter heulten droben in diesen Wäldern die Wölfe, deren Dasein noch in dem Flurnamen „Wolf“ bei Crispenhofen, auch in „Wolfskehle“ und „Wolfsgrube“ nachklingt. Besonders den großen Harthäuser Wald, in dem auch allerhand Spuk, der Grünmantel und das Wilde Heer umgeht, mag mancher Landfahrer von einst gern hinter sich gebracht haben.

Dem Namen nach ist das ausgedehnte Gebiet des Harthäuser Waldes ja ein mittelalterlicher Weidewald gewesen, in der frühen fränkischen Zeit noch Königsbesitz, später Reichswald und dann herrschaftlicher Weidewald. Es ist ein alter Laubwald aus nachrömischer Zeit, und in ihm muß Buche (Hagenbuch) und Eiche („Lichteneich“, „Eichenbuckel“ als heutige Flurnamen) vorherrschend gewesen sein. Vordem, in der Vorzeit, war auch dieses Höhengebiet freier, mit weitem Blick über die beiden Talgewinde von Kocher und Jagst auf die hügeligen Fernen der Landschaften jenseits dieser Flußläufe. Vom heutigen Harthäuser Wald abwärts gegen das Mündungsgebiet der genannten Flüsse ist besonders alter Kulturboden, und den einsamen Wanderer, der heute von Ost nach West die Höhenstraße entlangschreitet, grüßt unten am Neckar schon von weither das vielgetürmte, hoch auf den Bergrand gestellte Wimpfen mit seinen gegen den Himmel scharf umrissenen Dächern, Giebeln, Kirchen und mächtigen Bergfrieden mit seiner alten, noch in ihren Resten herrlichen Hohenstaufenpfalz (Abb. 20). Sie künden von einem wichtigen Übergangspunkt unserer Hochstraße noch in deutscher Zeit.

Droben aber, auf dem Rücken zwischen Kocher und Jagst, liegt, vom Atem der Jahrtausende überweht, geheimnisvoll die alte Hochstraße. Viele Fragen stellt sie in der Stille der Einsamkeit und Besinnlichkeit dem heutigen Wanderer, aber wer sich ganz in ihre Geheimnisse versenkt, dem raunt sie auch Antwort und Kunde aus grauer Vorzeit.



Abb. 20. Blick auf Wimpfen über dem Neckar, den westlichen Durchgangspunkt der über den Kocher-Jagststrücker herkommenden Fernstraße. Links die Reste der hohenstaufischen Kaiserpfalz.

[Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg]

Die Ortsnamen des Kreises Crailsheim

Eine geschichtlich-sprachliche Betrachtung

Von J. Fischer

I. Siedlungsgeschichtliches

1. Allgemeines

Unter Ortsnamen im weiteren Sinne versteht man die Benennung sämtlicher Stellen und Striche einer Landschaft, also Fluß- und Bachnamen, Gewässer, Berge, Fluren, vor allem aber der Siedlungen (Höfe, Weiler, Dörfer, Städte). Unter Ortsnamen im engeren Sinne verstehen wir nur die Siedlungsnamen.

Die meisten derselben bestehen aus einem zusammengesetzten Hauptwort. Nach der Bedeutung des Grundwortes unterscheidet man Siedlerbezeichnungen (vor allem die Ortsnamen auf -ingen), Siedlungsbezeichnungen (Ortsnamen auf -heim, -hausen, -hofen, -kirch, -zell, -weiler u. a.) und endlich Stellenbezeichnungen, die ursprünglich Flurnamen waren (Ortsnamen auf -berg, -tal, -feld, -bach, -hardt usw.) und erst nachher auf die dort angelegte Siedlung übertragen wurden.¹

Soweit die Ortsnamen als geschichtliche Quelle in Betracht kommen, betreffen sie vor allem die Frage nach dem Alter und dem Gründer der einzelnen Siedlungen. Nur selten sind wir in der Lage, hierauf eine klare Antwort zu geben; so z. B. wurde der Weiler *Alexandersreut* 1789/91 von dem Markgrafen Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach an Stelle eines abgegangenen Hofes „zur Hardt“ angelegt, ebenso das Lustschloß *Ludwigsruhe* 1742 von Graf Ludwig von Hohenlohe-Langenburg an Stelle des früheren Weilers *Lindenbrunn*.

Die Frage nach dem Gründer einer Siedlung läßt sich in vielen Fällen aus dem Namen selber lösen. Bei den Ortsnamen auf -ingen haben wir Sippengründungen vor uns, z. B. *Gröningen* ist nach der dort selbhaften Sippe der *Groninge* benannt; diese wiederum nach ihrem Sippenführer *Grono*. Es ist eine müßige Streitfrage, ob dieser *Grono* (und die vielen sonstigen namengebenden Sippenführer) zur Zeit der Landnahme (im 3. und 4. Jahrhundert) gelebt haben oder ob sie die „Stammväter“ der Sippen schon lange vorher (etwa im 1. oder 2. Jahrhundert) waren. Beide Annahmen lassen sich begründen, keine aber beweisen. — Auch in allen anderen Ortsnamen, deren Bestimmungswort ein Personenname ist, können wir in dem Träger dieses Namens den Gründer des betreffenden Ortes erblicken, z. B. war der Gründer *Crailsheims* ein Adliger namens *Crawilo*, vielleicht derselbe, der auch *Kraillshausen* anlegte, wahrscheinlich aber sein Ahnherr. Sicherlich war der Namengeber der älteren Ortsnamen (auf -heim, -hofen, -stetten, -hausen u. a.) der Grund- oder Lehensherr der betreffenden Markung, dessen Name in Flur- und Familiennamen noch lange weiterleben konnte. Es wäre eine interessante Aufgabe der Familienforschung zu untersuchen, ob z. B. Namen wie *Krehl*, *Krayl* in oder um *Crailsheim*, *Walch* in *Wallhausen*, *Schrot* bei *Schrozberg* usw. ihre ursprüngliche Heimat haben. Bei den späten Siedlungen des Mittelalters können wir aus den Vornamen der Rittergeschlechter den einen oder andern Gründer einer Siedlung vermuten. Am Ende des Mittelalters mag auch hie und da ein Bauer seinen Namen dem Hof vererbt haben, wie es in neuerer Zeit die Regel ist, z. B. beim *Schummhof* Gemeinde *Satteldorf* oder beim *Kupferhof* Gemeinde *Michelbach a. d. H.*

Die Frage nach dem Alter der Siedlungen bietet mehr Schwierigkeiten. Zur mittelbaren Beweisführung stehen uns mehrere Hilfsmittel zu Gebote. Zunächst die Vor-

¹ Literatur. Zum ganzen Fragenkomplex vgl. Robert Gradmann, *Siedlungsformen als Geschichtsquellen und als historisches Problem*; Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte VII, 1943. (Dort viele Literaturangaben.) — Karl Weller, *Besiedlungsgeschichte Württembergs*, Bd. 3, Stuttgart 1938; desgl. über die Bestiedlung des Franken- und Alamannenlandes, Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F. II, 1894, und VI, 1898. — E. Kost, *Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit*; Württembergisch Frankens, N. F. 17/18, 1936. — K. Bohnenberger, *Die Ortsnamen Württembergs*, 1927. — Das Königreich Württemberg, Bd. 3 Jagstkreis, 1906. — Beschreibung des Oberamts *Crailsheim*, Stuttgart 1884; desgl. des Oberamts *Gerabronn*, Stuttgart 1847. — Quellen: Württembergisches Urkundenbuch, 11 Bände, Stuttgart 1858—1913. — K. Weller, *Hohenlohesches Urkundenbuch*, 3 Bände, Stuttgart 1899—1912.

geschichte. Haben wir im Kreis Crailsheim eine Siedlung, die auf der Stelle einer vorgeschichtlichen Siedlung liegt? Wohl sind in letzter Zeit hier und da Spuren der Vorgeschichte an und bei heutigen Ortschaften festgestellt worden und lassen sich bei aufmerksamer Beobachtung noch weitere auffinden; doch läßt sich von keiner einzigen Siedlung behaupten, sie sei (etwa in der Landnahmezeit) von den Alamannen auf der Stelle einer vorgermanischen (keltischen) Siedlung angelegt worden. Wir haben auch keinen keltischen Ortsnamen in unserem Kreise (vgl. dagegen das keltische Wort Hall = Salzstelle), höchstens könnte der Name Wallhausen auf eine Waldensiedlung, d. h. der voralamannischen Bevölkerung, hinweisen.

Unser Haupthilfsmittel sind die Ortsnamen selbst, die im einzelnen behandelt werden. Zuvor seien noch die anderen Merkmale für das Alter der Orte aufgeführt, zunächst die Bodenbeschaffenheit. Geologisch zerfällt unser Kreis in die Gebiete des Keupers, der Lettenkohle und des Muschelkalks. Während die Keuperhöhen sehr walddreich sind und fast durchweg späte Besiedlung aufweisen, bildet die Lettenkohle die weiten Ebenen des „Gäus“ mit seinen fruchtbaren Feldern; die Jagst selber, die doch das Rückgrat unserer Landschaft ist, bietet erst von der Brettachmündung an Raum zu Siedlungen im Muschelkalk (Bächlingen). Es ist zu beachten, daß alle -ingen-Orte und die meisten -heim-Orte im Jagsttal oder darüber in einem Seitentälchen liegen (Gröningen, Bröchlingen).

Die schriftliche Überlieferung eines Ortsnamens ist oft rein zufällig. Leider sind uns nur wenige Namen aus dem 1. Jahrtausend bezeugt, so z. B. Gröningen, Hengstfeld durch die Schenkungsbücher des Klosters Fulda. Der Brand des Klosters Ellwangen um 1100 vernichtete viele Urkunden aus der Crailsheimer Gegend. Außer Fulda verdanken wir vor allem Würzburg und den Edlen von Hohenlohe manche ältere Nachricht.

Auch die Kirchenheiligen der älteren Kirchen lassen Schlüsse auf die Bedeutung des betreffenden Ortes zu; doch sind die Gleichsetzungen der Heiligen Martin, Petrus, Michael und Johannes mit den Kulturen der germanischen Götter Wotan, Donar, Ziu und Balder sehr vorsichtig anzuwenden. Jedes Schema wäre verfehlt. Wohl aber sind die Ursparreien von großer Bedeutung. Solche liegen in Roßfeld, Crailsheim, Gröningen, Rot am See, Michelbach a. d. H., Insingen (für Hausen am Bach), Bächlingen, Billingsbach, Lendsiedel (für Kirchberg), Ruppertshofen und wohl auch in Gammesfeld. Weit wichtiger sind die Adelsitze. Der Dorfadel, der in seinen Anfängen bis in die Landnahmezeit der Franken zurückreicht (6. Jahrhundert), setzt sich im Mittelalter aus den zwei Schichten der alten Mittelfreien² und der neuen Dienstadligen (Ministerialen) zusammen, die im einzelnen nicht mehr auseinanderhalten werden können. Besonders wichtig sind die Nachweise der Edelfreien, der Nachfolger der alten Hundertschaftsführer. In unserem Kreise sind folgende edelfreie Geschlechter bezeugt: die Grafen von Flügellau, der ehemaligen Maulachburg, die zugleich das Amt des Gaugrafen innehatten. Mit ihnen verwandt waren die Edlen (Grafen) von Lobenhausen und von Lohr. Im Südwesten des Kreises saßen die Edlen von Speltach, im Südosten die von Rihtilbach (Riegelbach), an der Jagst die von Burleswagen, unterhalb Lobenhausen die Edlen von Sulz (-Kirchberg), und von Langenburg. Wahrscheinlich gehörten auch die Herren von Gröningen und von Gammesfeld zu den Edelfreien, wenigstens die um 1100 genannten Mitglieder. An der Brettach saßen die Edlen von Bebenburg und Werdeck-Lobenhausen.

Das letzte Kennzeichen für das Alter eines Ortes ist seine Siedlungsform. Doch bieten unsere Ortschaften wenig Unterschiede. Alle größeren Orte weisen die Form des Haufendorfes auf. Die Kirche liegt teils im Mittelpunkt des Ortes, z. B. in Stimpfach, Jagstheim, Rot am See, Blaufelden, gewöhnlich aber ist sie etwas abseits gelegen, z. B. in Roßfeld, Mariäkappel, Satteldorf und vielen anderen; die ursprünglichen Höfe liegen an einer kurzen Straße, die sich an einem oder beiden Enden gabelt. Durch die Straßenführung läßt sich der alte Kern eines Dorfes leicht herauschälen. Die Höfe reihen sich in unregelmäßigen Abständen an dieser Straßengabelung auf; häufig, aber keineswegs überwiegend, kehren die Häuser die Giebelseite der Straße zu. Die Bauweise ist vielfach die des Fachwerkhäuses, besonders dort, wo die Wohnräume über der Stallung liegen. „Fränkische“ Hofanlagen mit abgeschlossenem Hofraum sind selten.

Eine ausgesprochene Stadtsiedlung weist Crailsheim auf, dessen von der Stadtmauer eingefasster Kern im Südwesten von der Johanneskirche und der ehemaligen Burg der Herren von Crailsheim, im Südosten von dem markgräflichen Schloß und im Nordosten von dem Diebsturm flankiert wird. Langenburg, Kirchberg, Hornberg und Bartenstein sind aus der Burganlage herausgewachsen; die 1373 für Hornberg verliehenen Stadtrechte hat Gerlach von Hohenlohe allerdings nie verwirklicht.

² V. Ernst, Die Entstehung des niederen Adels, Stuttgart 1916. Mittelfreie, Stuttgart 1920.

2. Vor- und frühgeschichtliche Wege

Bei allen diesen Wegen handelt es sich nicht um Straßen mit festen Unterlagen, wie sie die Römer innerhalb des Limes erbauten, sondern nur um sogenannte Naturwege, also Nah- und Fernwege, die über die Höhen wegführten, weil die Täler versumpft und mit Auwald bewachsen waren, die Flüsse auf Furten überschritten und ihre Spuren teils in mittelalterlichen Wegen, teils in Orts- und Flurnamen (z. B. Namen wie Hohenberg, Hochweg, Heerweg u. a.) hinterließen. Das sicherste Kennzeichen für die vorgeschichtlichen Wege sind die Bodenfunde in Siedlungen und Grabhügeln. Da aber Grabhügel nur noch in Wäldern erhalten sind, auf dem flachen Feld aber längst dem Pflug und der Hacke der Bauern zum Opfer fielen, ist die Aufstellung vorgeschichtlicher Wege nur soweit möglich, als die Grabhügelgruppen zur Bestätigung von Wegelinien dienen, die wir aus anderen Gründen ansetzen können.

Die Orts- und Flurnamen, die Sitze der Edelfreien und die Urkirchen sind die wichtigsten Hilfsmittel, um festzustellen, wieweit wir heutige Wegelinien als frühgeschichtlich ansehen können. Auf diese Weise lassen sich in unserem Kreis etwa zehn Verbindungswege aus dem Mittelalter annehmen.³ Sie zweigen meist im Westen von der sogenannten „Nibelungenstraße“ ab, jenem vor- und frühgeschichtlichen Fernweg, der Rhein und Donau verband und in Nordwürttemberg vom Kraichgau her über Öhringen lief, dessen nördlicher Strang über Crailsheim und dessen südlicher Strang über Ellwangen führte. Von diesem zweigte bei der Stöckenburg ein Weg ab, der über Gründelhardt und Stetten nach Jagstheim, von da zur Pfannenburg und Lohr auf die Höhe bei Wegses führte, wo er sich mit dem zweiten Weg vereinigte, der, aus Richtung Schwäbisch Hall kommend, über Großaltdorf, Lorenzenzimmern, am Burgberg vorbei entweder über den Kreuzberg bei Altenmünster oder über Onolzheim am „Zollstock“ auf der „Heerstraße“ nach Ingersheim führte, dort die Jagst überquerte und an den Reihengräbern vorbei (wo vermutlich Wiceligen lag) über Westgartshausen auf die Höhe bei Wegses sich hinaufwand, um von da aus etwa der heutigen Straße nach Dinkelsbühl zu folgen. Der Hauptweg verließ das Kochertal bei Geislingen, erstieg die Höhe bei Hohenberg und zog über Ilshofen, Saurach (Surheim), nördlich Maulach und Roßfeld (Flurname Straße, 1357 Hof) nach Crailsheim, wo die Jagstfurt bei der heutigen Brücke anzunehmen ist; an der Schönebürg vorbei führte er über Hohenberg, Wüstenau, Bergertshofen gegen Feuchtwangen, von wo ein Strang über Herrieden, Ansbach nach Nürnberg verlief, während der andere am Hesselberg vorbei, mit dem Hauptstrang der „Nibelungenstraße“ vereinigt, sich zur Donau zog. Bei Ilshofen zweigte eine vierte Linie ab, die über Allmerspahn, Lohenhausen über die Jagst nach Bölgental, Gröningen, Bronnholzhelm in Richtung Dombühl zog. Zwischen Wolpertshausen und Ilshofen zweigte ein weiterer Weg ab, Richtung Ruppertshofen, Lendsiedel, Kirchberg, wo der Jagstübergang und die Salzquelle im 13. Jahrhundert durch drei Burgen (Sulz, Hornberg und Kirchberg) gesichert war. In Rot am See kreuzten sich bereits in frühgeschichtlicher Zeit mehrere Wege, außer dem von Kirchberg einer aus der Richtung Bächlingen, Michelbach, Gerabronn, Amlshagen, der bei Kleinbrettheim die Brettach überschritt; einer aus der Richtung Crailsheim, Gröningen, Wallhausen mit der Fortsetzung der späteren „Kaiserstraße“ über Blaufelden, Riedbach nach Mergentheim; endlich die Fortsetzung des Kirchberger Zuges gegen Brettheim, westlich Insing, Lohr nach Rothenburg, dem alten Herzogssitz von Ostfranken. Dorthin wiesen auch die beiden folgenden Wegezüge: der eine vom Jagsttal über Brühlhingen, Billingsbach, an Blaufelden vorbei gegen Schmalfelden, Leuzendorf, und der letzte, der von Heimhausen über Herrentierbach, Schrozberg, Speckheim, Leuzendorf nach Rothenburg führte, ein Teil der Kaiserstraße Wimpfen—Nürnberg, die als „Hohe Straße“ vom Kocher-Jagstrücken herkommt (siehe S. 47). Außer der erwähnten mittelalterlichen Kaiserstraße führte eine zweite von Regensburg über Dinkelsbühl, Crailsheim, Mergentheim nach Frankfurt, eine Nord-Südverbindung bestand zwischen Rothenburg und der Maulachburg, die über Lohr, Insing, Wettringen, Michelbach an der Lücke, Bronnholzhelm bei Neidenfels über die Jagst führte (Burg Burleswagen!) und über Tiefenbach, Roßfeld die Flügellau erreichte. Von Würzburg aus, dem kirchlichen und politischen Mittelpunkt Ostfrankens, zog sich eine Straße über Giebelstadt nach Weikersheim, Niederstetten, Schrozberg, Rot, Crailsheim.

³ Vgl. hierzu K. Weller, Die Reichsstraßen des Mittelalters im heutigen Württemberg, Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F. XXXIII, 1927, Seite 1—43; vor allem Nr. 36 (Stöckenburg), Nr. 37 (Crailsheim), Nr. 38 (Schrozberg), Nr. 43 Crailsheim, Nr. 47 Kirchberg, Nr. 48 (Kaiserstraße). Für einzelne Hinweise sei Herrn Dr. Kost auch an dieser Stelle gedankt.

3. Siedlernamen (Ingen-Orte)

Um 260 n. Chr. durchbrachen die Alamannen, die sich vorwiegend aus swebischen Stämmen zu einem Kampfverband zusammengeschlossen hatten (daher der Name Alamannen, d. h. „verbündete Männer“), den römischen Grenzwall. Unsere Gegend liegt gerade in dem spitzen Winkel zwischen dem obergermanischen Grenzwall und der rätischen Grenzmauer. Es ist anzunehmen, daß sich die Alamannen vor ihrem Durchbruch ins Dekumatland in diesem Raume sammelten; doch geben uns weder Bodenfunde noch sonstige Quellen eine Nachricht hierüber. Es ist auffallend, daß auch im Neckar- und Donaugebiet, wo die Alamannen sich im 3. und 4. Jahrhundert niederließen, keine Alamannengräber dieser Zeit bis jetzt nachgewiesen sind.⁴ In dieser „Landnahmezeit“ hatten die Stämme und Sippen offenbar noch keine festen Wohnsitz, sondern gingen, je nach dem Gebot der Lage, bald weiter vor, bald zurück. Deshalb konnten sie ihre Aufenthaltsorte nicht nach einem landschaftlichen oder baulichen Merkmal bezeichnen, sondern nur nach den Leuten selbst, nämlich nach der jeweiligen Sippe. So wurden die Sippenamen auf -ingen unsere ältesten germanischen Ortsnamen.

Für ihr hohes Alter sprechen außerdem ihre günstige Lage auf besonders fruchtbaren Böden, die Größe ihrer Markung (sogenannte Urmarken, von denen wieder andere Orte herausgenommen wurden), das Bestehen einer alten Kirche oder einer Urfparrei, das Vorkommen eines Ortsadels, und nicht zuletzt die Tatsache, daß in den württembergischen Urkunden von 700 bis 800 über ein Drittel aller Ortsnamen auf -ingen endet.

Einige sprachliche Bemerkungen dürften hier am Platze sein. Die meisten germanischen Namen sind aus zwei Wortstämmen zusammengesetzt, z. B. Dietrich, Siegfried, Hermann. Während als zweiter Teil nur etwa 20 Wortstämme üblich sind, ist die Zahl der ersten unbegrenzt. Im täglichen Gebrauch wurde es üblich, den zweiten Namensteil wegzulassen; Namen wie Sigo, Diemo usw. nennt man einstämmige Kurzformen. Wenn von dem zweiten Teil noch der Anfangsbuchstabe beibehalten wurde, z. B. von Dietmar dann Dietmo oder mit Angleichung Diemo gebildet wurde, entstand eine zweistämmige Kurzform. Diese Kurzformen wurden häufig noch verkleinert (Kosenamen), mit -ilo (neuhochdeutsch -le), mit -ico (neuhochdeutsch -ke oder -chen) und mit -izo (vgl. Heinz, Kunz, Fritz). Die Übersetzung germanischer Namen, besonders der Verkleinerungs- und Kurzformen, führt oft zu Mißverständnissen, weshalb sie besser unterbleibt. Die germanischen Namen bedeuteten eine Art Weiheformel. „Dietrich“ hieß nicht einfach „Volksheerscher“, sondern bei der Namengebung wünschte der Vater seinem Sohne: „Mögest du der Herrscher deines Volkes werden.“ Deshalb die vielen Namen, die Kampf, Ehre, Ruhm, Mut usw. bezeichnen; daher auch die stabreimende Bindung bei der Benennung der Söhne, z. B. Gunther, Gernot, Giselher; oder Siegfried, Siegmund, Sieglinde in derselben Familie; mitunter auch im zweiten Namensteil: Widumer, Walamer und Theodemer, dessen Sohn dann Theoderich war. „Gröningen“ bedeutet: zu den Groningen, d. h. den Leuten, der Sippe eines Grono, Gruono. Die Endung -ingen ist entstanden aus „jung“ und bedeutete ursprünglich den Sohn, dann den Nachkommen, den Angehörigen, das Volk und schließlich die Bewohner; -ingen ist der Wemfall der Mehrzahl, abhängig von dem Verhältniswort „zu“.

In unserem Kreise haben wir nur vier -ingen-Orte, nämlich Bächlingen, Brüchlingen, Gröningen und das unsichere Wiclingen. Über die Bedeutung der Namen vgl. Teil II, S. 79.

Bächlingen (1077 Badilingen, 1226 Bechelingen) liegt in einer fruchtbaren Talmulde der Jagst; seine Markung umfaßte die Orte von der Brettachmündung bis Unterregenbach; zu seiner Urfparrei gehörten bis zur Reformation Langenburg, Dünsbach, Forst, Oberregenbach, Hirden und Nesselbach.

Brüchlingen (1357 Bruhtlingen) hat seine Bedeutung an das jüngere Billingsbach verloren.

Gröningen (9. Jahrhundert Gruningen, 1102 Groningen, 1108 Gruonigen) hat heute noch eine der größten Markungen des Kreises; auch Satteldorf und Ellrichshausen sind von Gröningen aus angelegt. Sein Kirchenheiliger Kilian weist auf eine würzburgische Urfparrei, der vielleicht eine Martinskirche vorausging.⁵ Seine Lage auf Lettenkohle ist fruchtbar, wenn auch ungleich.

Wiclingen kommt nur in einer Urkunde vor, wonach Sifrid von Wicelingen, Dekan in Augsburg, um 1130 Croelsheim an das St.-Moritz-Stift in Augsburg schenkte. Sicher ist darunter nicht Witeslingen bei Dillingen zu verstehen, sondern ein Ort in der

⁴ H. Stoll, Alamannische Siedlungsgeschichte, archäologisch betrachtet. Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte VI, 1942, Seite 1—25.

⁵ G. Hofmann, Urkirchen in Württemberg. Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte VI, 1942, Seite 26—43.

Umgebung von Crailsheim, dessen Name zu Wizo, Witizo gehört und eine Alamannensiedlung nahe legt. Es gibt nur einen Ort, der dieser Forderung nahe kommt, die Stelle, wo die fränkischen (alamannischen?) Reihengräber aufgefunden wurden, bei Wittau (Wit-au) auf Markung Ingersheim.

4. Siedlungsbezeichnungen

a) Ortsnamen auf -heim. Wenn wir die -ingen-Orte ins 4. und 5. Jahrhundert verlegen dürfen, so sind die -heim-Orte nur wenig später anzusetzen, im 6. und 7. Jahrhundert. Dies ergibt sich nicht nur aus der Lage auf fruchtbarer Lettenkohle und aus den fränkischen Reihengräberfunden von Ingersheim, sondern vor allem aus ihrer Lage an einem alten Fernweg und im Umkreis eines alten Edelsitzes. Bei Crailsheim, Jagstheim und Ingersheim legt sich ohne weiteres der Gedanke nahe, daß die Wahl des Ortes durch die Sicherung der Jagstübergänge bestimmt war. Um die Maulachburg, den Sitz des Gaugrafen, liegen sechs -heim-Orte beinahe im Kreis herum, nämlich außer den genannten drei noch Onolzheim im Süden, Surheim (Saurach) und Gofersheim (abg. nördlich Maulach). Ähnlich, wenn auch nicht so klar und vollständig, sind an der oberen Tauber Oestheim und Frankenheim (mit Wettringen und Insing) gruppiert, wahrscheinlich zur Schutze der Herzogsburg in Rothenburg, zu der Gröningen und Bronnholzheim die Verbindungspunkte bilden, während Brettheim mit Klein-Brettheim und Brettenfeld zur Bebenburg gehörten. Im Bühlerthal wird bereits um 742 das castrum Stocheimarobure, die Stöckenburg und ihre Martinskirche, erwähnt. Um sie liegen die -heim-Orte Stockheim (abg.), Talheim und Sontheim; vielleicht ist auch Westheim am Kocher von der Stöckenburg aus benannt, obwohl es der Kumburg (Kochenburg) näher liegt. Nur für Heuchlingen (1054 Huchilheim) und Speckheim ist keine Beziehung nachzuweisen (Schrozberg? Gammesfeld?).

In der Namensbildung lassen sich deutlich zwei Gruppen unterscheiden. Die eine hat als ersten Bestandteil einen Personennamen; es war wohl der Edle, der den Ort zur Sicherung der fränkischen Herrschaft an der Grenze des Waldgebirges (ahd. Virgunna, heute Virngrund) anzulegen hatte; über ihre Namen Crawilo usw. vgl. II. Teil. Die zweite Gruppe ist mit einer Landschaftsbezeichnung zusammengesetzt, so Jagst-heim und Brettheim = Brettach-heim. Speckheim kommt von mhd. specke = Knüppeldamm; Surheim (Saurach) ist nach dem sauren, moorigen Boden benannt. Das Wort heim selbst bedeutet nicht nur Heim, Haus, Wohnung, sondern, wie im Gotischen, auch Dorf, Siedlung; vgl. englisch hamlet = Weiler.

b) Hofen-Orte. In manchen Gegenden, z. B. im mittleren Neckartal, sind die -ingen- und -heim-Namen verschmolzen zur Endung -igheim, z. B. Besigheim, Bietigheim. Ähnlich sind an der oberen Donau und in der Schweiz -ingen- und -hofen-Namen zu -ighofen, -kofen, -ikon zusammengesogen worden. Daraus ergibt sich, daß zeitlich die -heim- und -hofen-Orte den -ingen-Siedlungen nicht viel nachstehen. Die Hofen waren die ersten Ausbausiedlungen der freien Bauernsöhne, die aber von den Grundherren angesiedelt wurden. In unserer Umgebung haben nur Ilshofen (Ulleshoven) und Ruppertshofen (mit seiner Martinskirche) eine Bedeutung erlangt, wohl im Zusammenhang mit der Maulachburg, dem Sitz des Gaugrafen. Ilshofen erhielt bereits 1330 Stadtrechte. Zu Ruppertshofen gehörte auch das abg. Guttershofen; unmittelbar bei der Flügellau lag Hergershofen. Wohl zur Speltachburg (1162 Spelte) gehörte Markertshofen (1090 Marcuartheshoven) und Hellmannshofen (1373 Heilwigheshoven) bei Gründelhardt, vielleicht auch Ganshoven (1183), ein Ortsteil von Jagstheim. In der Nähe der Grafenburg Lohr liegen Weipertshofen, Siglershofen (1136 Sigeleshoven) und Gerbertshofen (1024 Gerbrechtshoven). Während Bergertshofen (1357 Berkershoven) bei Leukershausen wohl von den Edlen von Riegelbach aus besiedelt wurde, dürften Helmschhofen (1345 Helwigheshoven) bei Gröningen und Gerigshofen (so 1299, wohl = Gersbach bei Ellrichshausen) von Gröningen aus angelegt worden sein. Sehr zahlreich sind die Hofen bei Bächlingen: Ottenhofen (1371 Otelshofen = Hürden), Elpershofen (1300 Elpershoven), das abg. Reichertshofen bei Dünsbach und das abg. Sunhoven (so 1357) bei Langenburg. Das verzelte Hertershofen (1171 Hertrichshofen) bei Hausen am Bach dürfte zur Urmarkung von Insing oder zu Lohr (bei Rothenburg) gehört haben; für das abg. Dautenhofen kann nur Schmalfelden selbst in Frage kommen.

c) Hausen-Orte. Während die Hofen („zu den Höfen“) als Ansiedlungen freier Bauern zu betrachten sind, müssen die -hausen-Orte („zu den Häusern“) als grundherrliche Siedlungen mit unfreien oder halbfreien (hörigen) Bauern angesehen werden. Zu dieser Auffassung berechtigt uns vor allem die Rechtsformel „Haus und Hof“; während das Hofrecht einen vollen Anteil an der Markung und der Allmende gewährte, war das

Nutungsrecht der Halbfreien und Unfreien nur auf ein halbes Hofrecht, eine Hube, oder noch weniger, eine Selde, ja auf ein bloßes Wohnrecht, ein Haus, beschränkt. Es ist kein Zufall, daß viele der -hausen-Orte einen Ortsadel aufzuweisen haben und manchen Nachbarort an Bedeutung überragen; mit dem wirtschaftlichen Rückgang der freien Bauern sank auch der Einfluß der Hofen; umgekehrt erfuhren die herrschaftlichen Hausen durch die Niederlassung der Ortsadligen eine Steigerung ihrer Bedeutung und ihrer Volkszahl. Es läßt sich nicht mehr mit Sicherheit bestimmen, von welchem Grundherrn die einzelnen Hausen angelegt wurden; da sie jünger als die -hofen-Orte sind, ist ihre Lage auch auf weniger fruchtbarem Boden und in größerer Entfernung vom Sitze des Grundherrn zu suchen. Von der Maulachburg aus wurden wohl angelegt: Lobenhäusen, deren Grafengeschlecht bereits um 1100 bezeugt ist; Erkenbrechtshäusen (mit Ortsadel und Wasserburg), Wollmershausen (Ortsadel), Weidenhausen (jetzt Mühle), Herboldshäusen Gde. Lendsiedel, Eckartshäusen und Gaugshäusen bei Ilshofen; Gauchshäusen Gde. Honhardt zählt wohl zu Lohr, zu dem Westgartshäusen und das mit ihm verschmolzene Lickartshäusen (Ortsadel) bestimmt gehörten, ebenso das abg. Ramboldshäusen oder Lampredtshäusen Gde. Waldtann. Ebenso ist Stelzhäusen bei Marktlustenau als Eigengut der Edeln von Riegelbach bzw. der Herren von Krefberg anzusprechen. Leukershäusen dagegen dürfte eher mit Horschhausen, Ellrichshäusen, Volkershausen, Triftshäusen, Wallhausen und Anhausen von den Grundherren von Gröningen angelegt worden sein, während Hilgartshäusen, Herberthshäusen und Engelhardshäusen, vielleicht auch Heroldshäusen bei Beimbach, Grundholden der in Rot am See, später auf der Bebenburg ansässigen Edeln waren. Hausen am Bach gehörte vor 1202 zur Pfarrei und damit zur Urmarkung von Insing; Ehringshausen wurde 1101 von Heinrich von Gammesfeld an Kloster Komburg geschenkt. Krailshäusen mit seiner Martinskapelle ist zu Schrozberg, Rechenhausen zu Langenburg-Bächlingen, Raboldshäusen, die beiden Rakkoldshäusen (abg.), Geroldshäusen und Simmetshäusen zu Brühlchingen = Billingsbach zu rechnen. Vom Jagsttal aus (Mulfingen) wurden gegründet: Zaisenhäusen, Ganertshäusen, Ettenhausen, Alkertshäusen, Simprechtshäusen und Heimhausen, ein stattlicher Kranz grundherrlicher Siedlungen. Die Lage des 1090 genannten Hagestaldeshusen ist unbestimmt.

d) Stetten und Weiler. Wie Hausen und Hofen kommt auch Stetten allein als Ortsname vor; so z. B. Stetten bei Gründelhardt. Auch sprachlich zeigt es dieselbe Bildungsweise; es sollte heißen: „zu den Stätten“ und ist der Wemfall der Mehrzahl von „die Statt, Stätte“. Die Bedeutung ist nicht nur eine beliebige Stätte oder Stelle der Landschaft, sondern eine Viehställe, Viehställe oder Schuppen, die mit Wohnungen für die Hirten versehen waren. Sämtliche Stetten liegen an einem Bach, wie es für den Weidebetrieb notwendig ist, oder wenigstens an einer Wasserstelle. Mit Ausnahme von Niederstetten, das bereits im 9. Jahrhundert als villa Stettene bezeugt ist, sind alle Stetten unseres Kreises erst ins 13. oder 14. Jahrhundert zu setzen. Neustädtlein Gde. Lautenbach hieß Niwenstat, Selgenstadt bei Leukershäusen 1474 Selgenstatt. (Unter-, Ober-) Deufstetten ist 1268 Tiufstetten genannt. Funkstatt (1345 Funkstat) und Lenkerstetten (1384 Lenckerstetten) sind mit Personennamen zusammengesetzt, während Gagstatt (1357 Gakstat, 1408 Haagstatt) die Viehställe am Gehag bedeutet.

Die -weiler-Orte sind zeitlich den verschiedensten Jahrhunderten zuzuweisen, vom 8., wo vor allem im Elsaß und Lothringen sehr viele -weiler-Namen beurkundet sind, bis zum 14. Jahrhundert, wo die Rodung und der Ausbau der Markung schon wieder zum Stillstand kommt. Der Versuch, die Weiler unserer Gegend an die mittelalterlichen Burgen anzuschließen, wie es mir im Geislinger Bezirk müheelos gelang, ist hier nicht überall durchzuführen. So mag eine einfache Aufzählung genügen: Humelsweiler Gde. Rosenberg gehörte früher stets zu Honhardt, heute noch zur Pfarrei daselbst. Randenweiler Gde. Stimpfach, Connenweiler bei Rechenberg, Buckenweiler Gde. Lautenbach sind die südlichsten -weiler-Orte des Kreises Crailsheim. Ihnen folgen: Bernhardsweiler Gde. Lautenbach, das bei Marktlustenau abg. Bartsweiler, Rötswweiler Gde. Waldtann (1391 Röschweiler; mhd. rosche = Rutsche, jäher Berghang), Banzenweiler Gde. Gründelhardt, abg. Reinsweiler (1085 Reginheresweiler) am Burgberg, Sattelweiler (1357 Sytelwiler, im 18. Jahrhundert neu angelegt) bei Satteldorf und das bei Gröningen abg. Wolfhartsweiler. — Odilsweiler Gde. Gagstatt lag hinter der Burg Sulz; in der Nähe liegt Weckelweiler (1357 Weckelwiler), von mhd. wacke, weckelin = Feldstein, Steinblock). Nördlich der Brettach reiht sich Weiler an Weiler: Ober- und Unterweiler (1300 aber

Regelshagen und Zigelbach genannt), Wittenweiler, mit Erpfersweiler, Nieder- oder Unterweiler Gde. Blaufelden und dem abg. Lampertsweiler, abg. Leupoldsweiler bei Riedbach und Lutzenweiler, so 1345, aber 1544 Lutzmans'öhe bei Billingsbach, das von 1357 bis 1434 erwähnte Emhartzwiler oder Eynertwiler bei Blaufelden, das abg. Aloswiler bei Nesselbach, Sigisweiler, Lentersweiler, Kottmannswiler, Konawiler statt des im Bauernkrieg abgegangenen Kunenweiler Gde. Schmalfelden, Groß- und Klein-Bärenweiler, auf Markung Spielbach noch Böhmweiler, Bovenzenweiler (= Bonifatiusweiler), Enzenweiler und Hummertsweiler.

e) Orte auf -dorf Verhältnismäßig alt sind einige Orte auf -dorf. Wie der Name besagt, waren es von Anfang an größere Siedlungen, Dörfer; doch sind die meisten derselben in unserer Gegend in der Entwicklung stecken geblieben. Das älteste dürfte Musdorf bei Rot am See sein (Mus = Moos), dessen Michaelskapelle bis 1478 zu Schmalfelden gehörte; über den Muswiesenmarkt, der in dem Bebenburger Urbar von 1444 erstmals erwähnt wird, vgl. K. O. Müller, Geschichte des Muswiesenmarktes, Württembergische Vierteljahreshefte, Neue Folge XXXIII, 1927, S. 68—167. Auch Satteldorf reicht wahrscheinlich noch vor das Jahr 1000 zurück; sein Kirchenheiliger Nikolaus weist auf Komburger Einfluß um 1100. Zwischen Wallhausen und Niederwinden lag das abg. Kreuzeldorf (mhd. kreuß, kriu = Krebs), an der Brettach Liebesdorf und bei Beimbach der Ortsteil Oberndorf. Leuzendorf (1248 Lutesdorf) und das benachbarte (bayerische) Leuzenbronn sind von fünf -dorf-Orten umgeben: Standorf (= Stammdorf, aus Baumstämmen), Bossendorf (Bossen = grobe Steine, Quader), und die bayerischen Schnepfendorf, Brunzendorf und Hemmendorf.

f) Einige Besonderheiten. Ein echt fränkischer Ortsname ist Lohr Gde. Westgartshausen. Abd. gi-lari, lara bedeutet „Wohnung, Haus“. Es muß aber den Sinn „Edelsitz“ gehabt haben; der genaue Wortsinn kann erst erschlossen werden, wenn die zahlreichen Lohr oder Lahr in Mittel- und Unterfranken zum Vergleich beigezogen sind. Das Geschlecht der Edlen von Lare kommt bereits um 1100 im Komburger Schenkungsbuch vor; es war mit den von Lobenhausen und von Flügellau verwandt. — An der Wörnitz liegt Larrieden, an der oberen Tauber Lohr und Lohrbach, bei Frauental der Lohrhof (9. Jahrhundert Lara); bei Bamberg liegt ein Weiler Lohr und am Main die bekannte Stadt Lohr. Auch Zusammensetzungen wie Brackenlohr, Custenlohr, Hafenlohr u. a. sind zu beachten.

Bei Stimpfach wurde 1429 der Hof Burkler an Burkhard von Wolmershausen zu Lehen gegeben. Der Name ist entweder als Burg-lar oder als Burk- = Burkhard's-lar zu deuten. Ob der Hof auf dem „Alten Schloß“, der sogenannten Rappenburg, lag, ist unsicher.

Auf der Crailsheimer Hardt, im Stubensandstein, liegen die Orte Grobenuh und Wäldershub (1319 Welderichshub). Eine Hube war ein halber Hof. Beide Orte dürften erst um 1300 entstanden sein.

Wegses (1357 Wegsezze = Siedlung an dem frühgeschichtlichen Wege) Gde. Westgartshausen und Nusez, 1357 Nusatz bei Honhardt, wohl das heutige Neuhaus, sind mit mhd. sez, saz = Sitz, Wohnsitz, Wohnung zusammengesetzt. Lentsiedel (1231 Lantsideln, 1303 Lentsideln) gehört zu mhd. sidel, sedel = Wohnsitz, Siedlung. Lantsidel ist die Übersetzung des lateinischen accola; man verstand darunter eine grundherrliche Siedlung von ursprünglich freien, dann aber abhängig gewordenen Bauern der älteren Rodungszeit.

g) Kirchliche Siedlungen. Neben den adligen Grundherrn waren die Klöster die Hauptträger der Rodung und Siedlung. Die älteste Klosteranlage unseres Kreises ist wohl Altenmünster, das zwar erst 1326 erwähnt wird, aber wohl bald nach 740, der Gründung des Bistums Würzburg wahrscheinlich von den Grafen des Maulachgau angelegt wurde. Auf diese Zeit weist der Kirchenheilige Petrus (und Maria), der Lieblichheilige der von Rom ausgehenden Bonifatiusmission, ferner die nahe Lage bei der Maulachburg. Da vor 764 Kloster Ellwangen gegründet wurde, ist anzunehmen, daß Altenmünster nur etwa 20 Jahre lang als Kloster bestand. Die Ansicht K. Wellers, daß Altenmünster die Kirche für die umliegenden -heim-Orte war (Kirchengeschichte, S. 16), ohne ein Kloster zu sein, dürfte nicht zutreffen; denn vor der Petruskirche in Altenmünster bestand die Martinskirche in Roßfeld; ferner wird mit „Münster“ wohl eine Stifts- und Stadtkirche bezeichnet, wie z. B. heute noch in Ulm und Schwäbisch Gmünd, aber keine Leutkirche. Daß keine urkundlichen und baulichen Merkmale auf das ehemalige Kloster weisen, schließt sein tatsächliches Bestehen nicht aus. Ein zweites Kloster des 11. Jahrhunderts entstand in Unterregnbach, von dem geringe Baureste, aber keinerlei urkundliche Nachricht vorhanden sind. Auch von Zell bei Schrozberg haben wir keine Urkunde; da es kirchlich zur Bonifatiuskirche von Oberstetten

gehörte, dürfen wir den Einfluß von Würzburg annehmen. Wahrscheinlich wurde es von Oberzell (bei Würzburg) um 1200 angelegt, ebenso wie 1202 Bruderhartmannszell bei Hausen am Bach durch Bruder Hartmann von dort als Zelle der heiligen Kunegundis gegründet wurde, unter Loslösung von der Pfarrei Insing; 1290 wurde die Zelle in ein Frauenkloster umgewandelt, so daß der Hauptort Hausen am Bach von jetzt ab Frauenhausen hieß; seit der Reformation wird die Zelle als Klosterhof bezeichnet. (Ähnlich wurde kurz vor 1170 Veitszell, das heutige Jagstzell, von Ellwangen aus gegründet.) 1253 wurde das kurz zuvor gegründete Kloster Kreuzfeld (Crucefelt) bei Schrozberg wegen des Streites mit Kloster Schäftersheim aufgelöst und letzterem eingegliedert. (Benennung wohl nach einer Kapelle zum heiligen Kreuz.) — Um 1282 wurde das Frauenkloster in Mistlau a. d. J. gegründet von der Gräfin Elisabeth von Lobenhausen; 1479 löste der Abt von Komburg das Benediktinerinnenkloster auf und zog das Vermögen ein. — 1347 bestand in Gammesfeld eine Frauenklause, über deren weitere Geschichte nichts bekannt ist. — 1462 wollte Markgraf Albrecht Achilles in Mariäkapelle eine Zweigniederlassung des Karmeliterklosters von Dinkelsbühl gründen; die Ausführung unterblieb aber. — Welche Bewandnis es mit dem Waldteil Nonnenkapelle bei Gründelhardt hat, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. — 1344 bestand in Andenhause = Anhausen bei Gröningen eine Kapelle, die 1360 von der Pfarrei Gröningen abgetrennt wurde; seit 1359 wohnte dort ein Einsiedler der Paulinereremiten; 1403 wurde die Kapelle zum Kloster erweitert; 1525 wurde es von den Bauern geplündert und teilweise zerstört; nach der Reformation traten viele Mönche aus dem Orden aus; der letzte Klosterbruder zog 1557 nach Heilsbrunn. Nach 1700 wurden die Klostergebäude abgebrochen.

h) Burgen. Es ist nicht immer sicher festzustellen, welche Burgstätte d. h. Burgstellen (mundartlich Burstel oder Buschel) mittelalterlich und welche vorgeschichtlich sind. Nur Bodenfunde können hierüber Aufschluß geben. Bestimmt vorgeschichtlich sind die Ringwälle auf dem Burgberg, da die Grabung von 1935 sie einwandfrei als Keltenburg der frühen Latènezeit (400 v. Chr.) erwies. Die Pfannenburg bei Alexandersreut mit ihren beiden Ringwällen ist sicher vorgeschichtlich (Hallstattzeit?), trug aber auch im Mittelalter Gebäude (Ziegelfunde u. a.), wahrscheinlich der Zehe von Jagstheim. Ebenso weist die Schönebürg bei Goldbach den Rest eines Ringwalls und einen tiefen Halsgraben auf, der vorgeschichtliche Entstehung nahelegt; aber auch hier haben wohl die Ritter von Goldbach = Lickartshausen eine kleine Burg erstellt; der im 14. Jahrhundert genannte Hof Schonbuch, Schonberg lag etwa 100 m weiter rückwärts. Weitere Wehranlagen wie das Alte Schloß bei Stimpfach, der Schloßberg bei Birkelbach, die Abschnittswälle bei Beimbach u. a. sind noch nicht genügend erforscht.

Germanische Burgen der Merowinger- und Karolingerzeit sind erst vom 8. Jahrhundert ab nachzuweisen. Außer der Stöckenburg und Komburg (Kochenburg) kommen vor allem die Flügelaue und einige Ortsburgen in Frage. Aus dem zwischen 823 und 1152 wiederholt genannten Namen des Maulachgaves können wir schließen, daß der Adelich des Gaugrafen an der Maulach lag, wohl auf der Stelle der Wasserburg Flügelaue (1240 Flugelaowe; mhd. vlüjen = fließen, umströmen); der Name „Maulachburg“ ist in älteren Urkunden nicht erwähnt, nur 1169 kommt unter den Würzburger Stiftsherren ein Sigefridus de Muleburg vor, dessen Stammburg im Württembergischen Urkundenbuch IV, 366, als „unermittelt“ bezeichnet wird. Über den Namen Maulach vgl. unten Seite 71. Zum Maulachgau zählten 823 bzw. um 742 die Stöckenburg, 848 Hengstfeld, Altdorf, 1024 und 1152 Magenbach, Gerbertshofen, Stimpfach, Sulzbach, Gauchshausen, Hohentann und Eschenbach, 1033 Regenbach und Schmalfelden. Der Maulachgau erstreckte sich also von der Bühler auf der Höhe des Virngrunds bis Magenbach und nördlich bis Schmalfelden und Regenbach.

Im 9. und 10. Jahrhundert waren die Burgen der Edelfreien entweder feste Höfe innerhalb des Ortes; solche müssen wir z. B. in Gröningen, Bächlingen, Rot am See suchen; oder es waren Wasserburgen wie z. B. die Speltachburg (Sch'ößbuck), in Honhardt, Erkenbrechtshausen, die Flyhöhe bei Blaufelden (wohl nach der Quelle benannt, die im Burggraben entspringt; mhd. vlüjen = fließen, strömen), Brettheim, Gammesfeld, Schrozberg u. a. Erst im 11. Jahrhundert, als die Lehen erblich wurden (1027 auf dem Reichstag zu Ulm), kamen die Höhenburgen auf, da bei den zahlreichen Erbstreitigkeiten und Fehden die Talburgen nicht mehr genügend Schutz boten. So erbauten die Gaugrafen auf einem Umlaufberg der Jagst die Burg Lobenhausen und auf einem Keuperhügel die Burg Lohr vor 1100; die Maulachburg aber erhielt in der Folgezeit den Namen Flügelaue (erstmalig 1240 erwähnt). Es ist nicht bei allen Höhenburgen eine entsprechende ältere Taloder Ortsburg nachzuweisen; doch dürften nachstehende Wehranlagen einander entsprechen: Gröningen — Burleswagen, Rot am See — Behenburg, Bächlingen — Langen-

burg (ebenso Muldingen — Jagstberg, Kreis Künzelsau), ferner der Herrenhof bei der Kirche in Ellrichshausen und die Burg auf dem Rotenberg. Den Höhenburgen in Rechenberg, Wolmershausen, Hornberg, Kirchberg, Sulz, Leofels, Morstein, Falkenstein (?), Amlshagen, Werdeck und Bartenstein (vielleicht Alt-Bartenstein bei Riedbach?) steht keine entsprechende Talburg gegenüber; doch könnten Flurnamen und Ortssagen noch manchen Fingerzeig geben. Manche Wasserburgen blieben bestehen, während viele Ortsburgen im Laufe der Zeit abgetragen und gänzlich beseitigt wurden, z. B. in Crailsheim (hinter der Johanneskirche), Gröningen, Hengstfeld (hinter der Kirche), Lickartshausen, Wallhausen, Blaufelden, Blaubach u. a. — Ortsnamen auf -burg haben wir nur einen: Langenburg, ursprünglich Langenberg, d. h. die Burg auf dem langgestreckten Berg. Roßbürg bei Hengstfeld, Reinsbürg bei Reubach und die Schönebürg haben die umgelautete Form -bürg, die mundartlich mit -berg (berch) zusammenfällt. Die Eulenburg Gde. Tiefenbach hieß 1411 „Erlrichshüser Bürge“.

Ungarnburgen, d. h. zum Schutz gegen die Ungarn im 10. Jahrhundert angelegte Flichburgen, sind bis jetzt weder in unserem Kreis noch in der weiteren Umgebung nachgewiesen.

Fast auf jeder Markung findet sich der Flurname „Berg“ ohne weiteren Zusatz. Da hiermit oft nur unbedeutende Höhen bezeichnet werden, liegt die Vermutung nahe, daß der Flurname „Berg“ noch einen anderen Sinn hat als „Anhöhe“, nämlich eine „bergende, schützende Stelle“, um darin das Vieh auf der Weide bei Nacht unterzubringen. In manchen Gegenden, z. B. bei Stuttgart und Ehingen a. d. D. wurde der „Berg“ zur Burg ausgebaut und gab einem Adelsgeschlecht den Namen.

Hier lassen sich noch die Namen auf -hagen und Hürden anreihen. Mhd. h a g, h a g e n bedeutet „Dornbusch, Zaun, Hag = Hecke“, dann einen mit einem Hag umfriedeten Ort. In unserem Kreis liegen: Amlshagen (1261 Amelungeshagen), Gemmhagen (1338 Gebenhan, 1345 Gebenhagen), Regelsagen (so 1300 und 1359, der alte Namen für Oberweiler), Rückershagen (1331 so) bei Gerabronn, Steinehaig Gde. Oberspeltach (1357 Steineheg, später Steinehaag). Ein einfaches Hagen wird 1251 erwähnt (Krafto de Hagen), wahrscheinlich mit Amlshagen gleichzusetzen. Der Hagenhof Gde. Roßfeld hieß 1333 der Hof zum Hagen, desgleichen 1357, wo auch ein Gut „ze Hindern Hagen“ und ein Hof zu Hagenhart, der „wüste liegt“, bei Maulach erwähnt ist. Zwischen Maulach und Rüdern lag damals Kutzenhagen. — Zum Worte Hagen ist auch „Zaun“ zu vergleichen, das lautlich zu englisch town = Stadt und zu keltisch dunum = Stadt, Burg gehört.

Der vereinzelte Namen Hürden Gde. Bächlingen ist dem Weidebetrieb entnommen und kann mit Hagen und Stetten in der Bedeutung verglichen werden. Mhd. hürde und hurt ist „Flechtwerk, Umzäunung“, aber auch Brücke, Türe. 1371 hieß der Ort noch Otels-ober, aber 1357 bereits „zu den Hurden“; demnach bestanden eine Zeitlang beide Orte nebeneinander.

i) Wendensiedlungen. Im Gefolge der Awaren drangen slawische Stämme ins Frankenreich ein, so daß Karl der Große um 800 die Ostmark als Bollwerk vorschob und die awarische, böhmische und sorbische Mark gründete. Trotzdem sickerten im 9. Jahrhundert immer neue Scharen von Slawen oder Wenden, d. h. Angrenzer, Grenznachbarn, im bayerischen Nordgau und am oberen Main ein; 1007 gründete Kaiser Heinrich II. das Bistum Bamberg zur Bekehrung der heidnischen Wenden. Wie stark der Einfluß der Wenden im heutigen Nordbayern war, ergibt sich aus den vielen slawischen Flußnamen wie Wörnitz (die Gekrümmte), Rezat (der Fluß, Bach), Pegnitz, Regnitz, Rednitz, Selbitz u. a. Rund zwei Dutzend Ortsnamen auf -winden geben von ihren Siedlungen heute noch Zeugnis, z. B. Windenheim, Winden, Wineden, Grimschwinden, Herrnwinden bei Rothenburg und viele andere. Während aber im Nordgau und am oberen Main geschlossene Siedlungen auftraten, sind die Streusiedlungen in Unter- und Mittelfranken und Württemberg von deutschen Grundherren veranlaßt worden; ob die Wenden Knechte oder Kriegsgefangene waren, läßt sich im Einzelfall kaum entscheiden.

In Württemberg haben wir folgende Wendensiedlungen: Im Kreis Crailsheim: Ober- und Niederwinden bei Rot am See, Heufelwinden (1351 Heuvelwinden) bei Gammesfeld, Windisch-Bockenfeld bei Leuzendorf. Abgegangen sind der Hof Windenberg oder Windberg bei Maulach und Altenwinden bei Geifertshofen (Gaildorf). Im Kreis Hall liegt: Windisch-Brachbach bei Obersteinach, im Kreis Mergentheim Dreischwingen (Traisewinden) bei Niederstetten, im Kreis Öhringen Windischenbach, das ist Windisch-Pfedelbach. Weitere Orte in Schwaben siehe Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, 1938, Seite 220 f. Im Gegensatz zu Bayern ist in Württemberg kein einziger Fluß- oder Bachname slawischer Benennung, wenn man von der Zwerg-Wörnitz, einem Nebenflüßchen der Wörnitz absieht.

3. Stellenbezeichnungen

Unter Stellenbezeichnungen versteht man ursprüngliche Flurnamen, die später auf den dort angelegten Ort übertragen wurden. Solche Stellenbezeichnungen kommen bereits im 8. und 9. Jahrhundert urkundlich vor, z. B. 4 Orte auf -bach, 7 auf -au, 6 auf -berg, 2 auf -feld, darunter Hengstfeld, 3 auf -tal, 6 auf -reute, 6 auf -wangen, darunter Ellwangen, u. a. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa die Hälfte der -ingen-Namen und die Hälfte der Siedlungsnamen insgesamt. Die Möglichkeit, daß Orte wie Billingsbach, Rot am See, Gammesfeld u. a. bereits in die fränkische Landnahmezeit zurückreichen, wird also durch den Namen allein nicht widerlegt.

a) Flüsse und Bäche. Man nimmt gewöhnlich an, Jagst, Kocher, Tauber u. a. seien keltische Namen. Jagst sei „die Kalte“, Kocher der „Gekrümmte“. Man sagt, die Endungen -isa, -ana seien keltisch. Es würde den Rahmen unserer Arbeit weit überschreiten, alle die einschlägigen Fragen aufzurollen.⁶ Aber man bedenke: Die Wenden, die kaum einige hundert Jahre in Nordbayern auf markomannisch-fränkischem Boden lebten, haben fast alle bedeutenderen Flüsse slawisch benannt; und die Alamannen und Franken, die im 1. Jahrtausend mehr als 500 Jahre in unserer Gegend seßhaft waren, und die kaum einen Ortsnamen von den Kelten übernommen haben, sie hätten fast alle Flußnamen von Kelten und Illyrern übernommen! Solange kein zwingender Grund vorliegt, deutsche Namen aus anderen Sprachen abzuleiten, sollte man bei deutscher Erklärung bleiben. Warum kann die „Jagst“ (1024 Jagas) nicht aus ahd. Jag-isa entstanden sein? Jag- von „jagen“ = eilen; -isa aus wisa = Wiese, ursprünglich „feuchte Stelle, Wasser“. (W in Zusammensetzungen fällt gewöhnlich aus.) Gerade in unserem Kreis, von Crailsheim bis Bählingen, verdient die Jagst mit ihrem starken Gefäll wohl diesen Namen. Ähnlich leite ich Kocher (Kochen) von mhd. koch, = ahd. quēc = quick, lebhaft, munter ab; vgl. Kochbrunnen = mhd. quechbrunne. Die Endung -ana dürfte zu dem von Förstemann, Ortsnamen II, 77, erwähnten Anara = gesprinc = Ursprung, Quelle zu ziehen sein.

Die Bachnamen auf -ach (ahd. ahva = Wasser, Bach) sind etwas älter als die auf -bach. Wir haben in unserem Kreis: die Brettach; vgl. Brettheim = Breteheim). Bret- ist eine mundartliche ältere Form für breit, heute brät; die Bezeichnung „Breitenbach“ paßt vor allem für den Oberlauf. Bei Jagstheim mündet die Speltach (1162 Spelte); die Wasserburg Speltach lag zwischen zwei Bächen; spelt = Spalt, Gabelung. Nach der Burg erhielt der ganze Bach den Namen. Etwas weiter nördlich fließt die Maulach in die Jagst; außer dem Namen des Maulachgaus vgl. 1108 Mullenbach, den Ort an dem Maultierbach, der nach einer Maultierweide benannt ist, wie Roßbach nach einer Roßweide. Stimpfach (1024 Stimpah) ist nach dem durch „Baumstümpfe“ fließenden Bach, dem heutigen Reiglersbach benannt. Keine echten Namen auf -ach sind Saurach (1248 Surheim) und Gunzach (1319 Gunzen); die Endung -e, -ich wurde als -ach gedeutet.

Sehr zahlreich sind die Namen auf -bach. Um Wiederholungen zu vermeiden, seien die Ortsnamen auf -bach und die Bäche in der Reihenfolge von Süd nach Nord aufgeführt. Die linken Nebenflüsse der Jagst sind: der Sulzbach oberhalb Randenweiler, nach einer Salzlecke oder Wildsulz benannt; im 14. Jahrhundert war dort ein adliges Geschlecht begütert. Der Goldbach vor Appensee führt seinen Namen von dem roten Untergrund des roten Mergels und Sandes. Ähnlich ist der Name des Dorfes Goldbach zu erklären. Es folgen der Klingenbach (aus der Mühlklinge), der Steinbach von Honhardt bis zum Weiler Steinbach (1172 Steinbach). Steinbach am Wald (1277 Steinbach of dem wald) liegt an einem zur Rot eilenden Bächlein. Der Brunnenbach von Jagstheim hat von einem früheren Feldbrunnen den Namen. Unterhalb Jagstheim kommen die schon genannte Speltach und Maulach, dann bei Ingersheim der Flachbach (nach dem flachen Tale), bei Crailsheim der Lohbach (nach einer früheren Lohmühle) und der Saubach (entstellt aus Sauerbrunnenbach). Am Schmiedebach oder Tiefenbach liegen die gleichnamigen Orte (1345 Smidebach, aufgegangen in Tiefenbach, 1345 Tieffenbach; „tief“ ist ein Tal, das man mit dem Wagen nicht überqueren kann). Triensbach (1091 Trienesbach, 1333 Trintsbach, 1348 Triensbach; von einem Personennamen Truant, Trüent) liegt an dem Grundbach (nach dem Talgrund, der oberhalb Lobenhäuser zur Jagst führt). Der Scherbach unterhalb Dörrenz hat seinen Namen entweder von mhd. schern = eilen oder mhd. scheren = scharren, kratzen, graben. Dünzbach ist entweder von Personennamen Tunizo (1226 Tungebach, 1345 Tingbach) oder von mhd. dinsen = ziehen, reißen, schwellen abzuleiten. Der Weiler Nesselbach (1226 Nezzelbach) ist nach den Nesseln, Brennesseln be-

⁶ Vgl. L. Traub, Württembergische Flußnamen aus vorgeschichtlicher Zeit in ihrer Bedeutung für die einheimische Frühgeschichte. Württembergische Vierteljahresshette für Landesgeschichte, N. F. XXXIV, 1928, Seite 1—28.

zeichnet. Endlich **Regenbach** (1033 Regenbach, 1226 Reinbach) ist entweder nach dem dortigen Wildbach (mhd. regen, rein = Regen) oder nach einem Personennamen benannt.

Die rechten Nebenflüßchen der Jagst sind: Die **Rot**, die bei Wäldershub entspringt und von Maßenbach und dem abg. Abtsbach (1024 Rota — Maunbach — Apybach) Zufluß erhält; entweder als Rot = Rodung oder als Personennamen Ruot zu deuten, der in Riegersheim (1409 Rugersheim, Ruot-ger), Ropfershof (Ruot-frid) und dem Rothof vorkommt, Maßenbach von Personennamen Maço. Bei Stimpfach (siehe oben) mündet der Reiglersbach (mhd. reigeler = Reiherhalter, Reiherjäger); zu seinem Einzugsgebiet gehören Ruppertsbach Gde. Waldtann (1386 Rupersbach = Ruod-bert, Ruppert) und der Hof Käsbach (1357 Kesebach, nach der auf dem Hof lastenden Abgabe). Krettenbach (1315 Crettenbach) ist wie das abg. Kretenbach bei Rot am See als Krötenbach zu erklären; mhd. krotte, krötte = Kröte, Frosch. Der von Ofenbach Gde. Westgartshausen (1357 Ofenbach, nach einem Brennofen daselbst) kommende **Degenbach** verdankt dem blauen Mergel oder Lehm = degel seinen Namen. Bei Ingersheim folgt der **Dümpfelbach** (mhd. tümpfel = tiefe Wasserstelle, Strudel) und der **Trud** enbach bei Crailsheim, der mit Truten oder Hexen nichts zu tun hat, sondern von einem Personennamen Trudo oder Ger-trud abzuleiten ist; vgl. 1194 Truhdolvesbach bei Dertingen, 1300 Trutenbach bei Backnang. Der **Hammerbach** soll eine Hammerschmiede getrieben haben; der heute fast vergessene **Breitenbach** kam aus dem Breitensee beim Eichwald. Auf Markung Beuerbach fließt der **Arbach** (1414 Markbach = Grenzbach) bis zur Heldenmühle; der **Kühnbach**, richtiger Kienbach = Kiefernbach, gab einem Hof den Namen (1248 Cenebach, 1357 Kenbach), dann dem Orte **Beuerbach** (1251 Burlebach, 1357 Burlbach; vom Personennamen Burilo), heißt dann **Kreuzbach** (entweder nach einem früheren Feldkreuz oder weil dortige Felder zur Kreuzkapelle in Crailsheim gehörten), versickert nördlich vom Auhof bis zur Teufelsklinge und mündet oberhalb der Weidenhäuser Mühle. Der **Entenbach** (nach einem Wildtentümpel am Ursprung) nimmt nördlich von Satteldorf den **Tierbach** (nach einer Tier- Wildlache daselbst) auf und fließt durch die Sumbachklinge (=tosender Bach) bei Neidenfels in die Jagst, bei der sogenannten Jagstweg d. h. tiefe Wasserstelle. Die von Horschhausen über Gröningen eilende **Gronach** ist der „Bach auf Gröninger Markung“; solche Abkürzungen kommen öfters vor, z. B. Pfullenberg bei Pfullingen, Nellental bei Nellingen, Geiselstein bei Geislingen (Steige). — Alle Quellen und Bäche von Wallhausen bis Baufelden fließen zunächst der Brettach zu. Sie entsteht aus zwei Quellflüssen, einem südlichen, der bei **Michelbach** an der Lücke (michel = groß) entspringt und an **Asbach** vorbeifließt (Asbach oder Aspach kann sein = Esbach, Asbach = Espan, das ist eine in der Flur ausgesparte Weide; oder = Eschenbach, Aschenbach wie 1299 Aschbach bei Ellrichshausen; ferner = Abtsbach, so 1377 Asbach bei Waldtann; endlich = Espach, Aspach = Espenwald, -ach ist hier Sammelbegriff wie in Birkach, Heselach u. a.). Von Triftshausen ab fließt die Brettach als **Weidenbach** (nach den Weidenbüschen) durch Wallhausen und versickert dann in den Klüften des Muschelkalks. Zwischen Wallhausen und Gröningen war 1262 ein Hof **Flinsbach** (mhd. vlins = Feuerstein, Kiesel). In der Nähe dort liegen die Orte **Schainbach** (von mhd. scheim = Glanz, Schaum) und **Limbach** (= Lindenbach). Der Hauptarm der Brettach entspringt bei Ehringshausen, fließt durch Brettheim, wo sie neuen Zufluß erhält vom **Saubach**, nimmt bei **Reubach** (= Reut-bach, Rodungsbach) den vom Wasserschloß Reinsbürg kommenden **Schlöbleinsgraben** auf, bei Brettenfeld den kräftigen **Seebach** (von Rot am See), bei Kleinbrettheim den von **Kälberbach** (an einer Kälberweide) und **Blaufelden** kommenden **Blaubach** (nach dem Untergrund benannt). Auf der Bergzunge zwischen Brettach und Blaubach steht die Ruine **Bemburg** (Bebenburg). Ähnlich wie der Weidenbach fließt auch der **Wies** enbach am gleichnamigen Orte (1328 Wisentbach, 1345 Wyzenbach, 1351 Wisenbach, wohl von „Wiese“, kaum von „Wisent“) und an **Sa** lbach vorbei (1221 Salhach?, 1367 Salpach, von mhd. salhe = Salweide), am Ende unterirdisch der Brettach zu. Über der unteren Brettach liegen **Beim** bach (wohl = Bäum-bach) und **Michelbach** an der Heide.

Der **Röt** elbach (= Rot-tal-bach) erhält kleinere Zuflüsse von **Billingsbach** (1323 Bullingesbach, Personennamen Bulling) und **Mittelbach**. Der **Tierbach** bei Herrentierbach (1156 Dierbach; Tier = Rotwild) heißt von Ettenhausen ab Ette; der Bachnamen stammt von dem Ortsnamen, dieser vom Personennamen Atto. **Ried** bach (1054; der aus einem Ried kommende Bach) und **Güt** bach (unsicher, da ältere Urkunden fehlen) gehören gleichfalls zum Tal der Ette.

Nur wenige Bäche entwässern zum Taubertal, vor allem der **Vor** bach bei Schrozberg, der seinem Forellenreichtum den Namen verdankte (mhd. forhe, forhel = Forelle). Die **Sand** tauber bei Böhmweiler Gde. **Spiel** bach (Bach an einem Feld, auf dem

Ritterspiele abgehalten wurden) und der Spindelbach bei Leuzendorf, der in einem „spindelförmigen“ Erdfall verschwindet, fließen der Tauber unmittelbar zu.

Der Fleckenbach, bereits 1357 Hof und Mühle, fließt durch die blinde Rot zum Kocher. (Fleck = aufgeteilte Wiesen oder Äcker.)

Jenseits der europäischen Wasserscheide im Einzugsgebiet der Donau und Wörnitz liegen das Tal der Rotach, das von Rötlein und Lautenbach (= lauten, hellen Bach) kommt, und das Tal der Zwerg-Wörnitz, deren Oberlauf Schönbach heißt (nach der Schönmühle d. h. Schönmehlmühle) und bei Riegelbach (1265 Rihiltbach, Personennamen) das württembergische Gebiet verläßt.

Einige abgegangene Orte auf -bach sind Hambach Gde. Gröningen (aus Hahnenbach, 1448 Hanenbach; von einem Personennamen), das bereits genannte Künbach, richtiger Kienbach Gde. Satteldorf (siehe oben S. 72), S mid eb ach (so 1345), in Tiefenbach aufgegangen, Zage lbach (so 1300), heute Unterweiler genannt (mhd. zage l = Schwanz; am Ende der Markung gelegen), Ilgenbach (1357) bei Langenburg (Ilge = Lilie, Schwertlilie), das bereits genannte Kretenbach bei Rot am See. Wisgartbach, so nach 1351, wohl = Wischart bei Wolmershausen, ferner Mirspach und Rumpelbach, wohl bei Funkstätt und Bockenfeld gelegen, im Hohenloher Lehenbuch 1351 bis 1371. Zu Aspach bei Ellrichshausen ist die Stelle (1367) nachzutragen: daz wiler Aspach, daz an die mark zu Horsthausen stezet.

b) Von den Ortsnamen auf -brunn (-bronn) weist unser Kreis mit seinen vielen Quellen mehr als ein Dutzend auf; daß aber alle späte Siedlungen sind, ergibt sich aus der geringen Bedeutung, die sie im Mittelalter und, mit wenigen Ausnahmen, auch heute noch haben. Urkundlich am frühesten bezeugt ist Bergbronn Gde. Waldtann (1164 Berengerebrunnen, d. h. Brunnen eines Berenger); Gerabronn hieß 1226 und öfters Gerhiltebrunnen, also Brunnen einer Gerhild; doch kommen im 14. Jahrhundert auch andere Formen vor, z. B. 1351 Geroldbrunnen, 1369 Gerhartbrunnen. Eine ziemlich hochliegende Quelle befindet sich in Hochbronn (1357 Hohenbrun) Gde. Weipertshofen. Kreßbronn bezeichnet entweder eine Quelle, an der Kresse wächst, oder bei der Krebse vorkommen; ähnlich wie Kreßberg (bei Marktlustenau) aus Krebsberg entstanden ist. Schönbronn Gde. Marktlustenau hieß früher auch Schönbrünlein, so 1542 Schoenbrünlin, während Schönbronn Gde. Hengstfeld 1345 Schonebrunne heißt. „Schön“ wird ein Ort genannt, der eine gute Aussicht bietet; ahd. scōni ist das Eigenschaftswort zu skouwan = schauen. Mergenbrunn = Marienbrunn, 1357, ist in Mariäkappel aufgegangen. Könbronn Gde. Schrozberg (1345 Kinbrunn, 1346 Kinderbrunn, 1384 Kennebrunn) gehört wohl zu mhd. kenel, kengel = Rinne, Röhre; vgl. das Rinnen-brünnele in Crailsheim. Hirschbronn bei Ettenhausen (1334 Hirzbrunnen) verdankt der Jagd seinen Namen. Einen erst dem 18. Jahrhundert entstammenden Namen trägt der Sauerbrunnen Gde. Roßfeld, wo 1702 eine Sauerquelle gefaßt und zu einem Bade ausgestaltet wurde, das aber im 19. Jahrhundert wieder einging. Ob das 1699 genannte Heilichbrunn sich auf Heiligenbronn Gde. Spielbach oder auf Heilbronn am Neckar bezieht, ist ungewiß. Aber auch die Formen von 1367 Heilkenbrun und Heylgenbrunne beweisen, daß der Ort seinen Namen einer als heilig, d. h. heilbringend, heilsam verehrten Quelle verdankt, wie Heilbronn. Abgegangene Ortsnamen auf -brunn sind Blindenbrunn (1357 Blindenbrun), das später Lindenbronn hieß und seit 1742 Ludwigsruhe benannt ist. Durzbrunn (1217 Durzpurne) war der Ort, wo 1202 Bruder Hartmann eine Zelle errichtete; ob Durz- zu mhd. turse = Riese oder zu einem Personennamen Durre, Dürr gehört, ist unsicher. Heute wird der Ort als Klosterhof bei Hausen am Bach bezeichnet. Maisenbrunn oder Neissenbrunn bei Nesselbach hieß 1226 Neisenbrunnen, 1357 Meysenbrun. Mhd. meise bedeutet Traglast, Traggestell, während mhd. der meiz, meiß „Einschnitt, Holzschlag“ bezeichnet. O nek p r u n (1367) zwischen Schrozberg und Spielbach ist sprachlich unklar.

Verschiedene Rätsel gibt das Lehenbuch Gerlachs von Hohenlohe auf, mit den Worten: Item ... hat er gelihen ... Hansen Meister von Elzzendorf daz gut zu Taubenbrunnen ... Item auf dem gut haben sie verkauft ein wisen, leit bei Lache, die hat er gelihen Herman Schoberlin von Lache anno 1358. Der Ort Lache lebt heute noch in dem Flurnamen Lachensee nördlich Crailsheim weiter; das Gut Taubenbrunn ist in der Nähe davon zu suchen, wahrscheinlich der schwache Brunnen im sogenannten Fallteich; mhd. toup bedeutet taub, wertlos, gering. Die adligen Bürger Taube in Dinkelsbühl und die Lacher in Hall waren Verwandte der Herren von Crailsheim und sind öfters mit diesen zusammen genannt, so 1289, 1290. Vermutlich lag der Hof Lache auf oder an dem heutigen Karlsberg.

Einzelstehende Namen, die nach einem Gewässer gebildet sind, haben wir in Appensee, Burleswagen und Schwarzenhorb vor uns. Appensee (so im 14. Jahrhundert), der

See des Abts (von Ellwangen), entstand aus Abten-see. S c h w a r z e n h o r b Gde. Mariäkappel, 1183 Swarzenhorve, bezeichnet den Weiler am schwarzen Sumpf. Ganz anders verhält es sich mit B u r l e s w a g Gde. Satteldorf. Die Benennung der hoch über dem Jagsttal thronenden Burg der Edlen von Burlongesuae (so 1085 und öfters) bezog sich ursprünglich auf die Wasserstelle (mhd. der wâc oder die wâge = die Woge, Strömung, tiefe Wasserstelle) in der Jagst, die noch heute „Jagstweg“ heißt. Der Name ist „gewandert“, d. h. auf die im 11. Jahrhundert erbaute Burg übertragen worden.

Da unser Kreis nur an wenigen Stellen den mittleren und unteren Muschelkalk erreicht, fehlen, im Gegensatz zum Kochertal, die Salzquellen. Daher weisen nur zwei Ortsnamen auf ein Salzvorkommen hin: Sulz bei Kirchberg an der Jagst und Salzbrunnen an der Brettack bei Beimbach. Der Name Sulz ist vom Tal aus auf die Burg Sulz übertragen worden: er ist „gewandert“.

c) Ortsnamen mit der E n d u n g - a u bezeichnen eine Siedlung am Wasser; die Grundbedeutung von Au (mhd. ouwe, ahd. ouwa, auwa) ist das Wasser (vgl. lateinisch aqua, deutsch Ach), dann das Land am Wasser, desgleichen im Wasser = Insel. Später wurde der Begriff Au auf das Weideland am Wasser, auf die Wiese überhaupt ausgedehnt. An erster Stelle haben wir die Bezeichnung Au in „A u h o f“ Gde. Satteldorf (1357 im Gültbuch der Herrschaft Hohenlohe: das Holz die Auwe, und der große Zehnte zu der Auwe).

Der Name W ü s t e n a u (bei Mariäkappel, 1251 Wsten, 1288 Wostin ebenso W ü s t e n bei Maulach, 1079 Wostene, 1351 Wosten) weist auf eine frühere, abgegangene Siedlung hin. Beide Weiler, sowohl das bei Maulach wieder abgegangene, wie das bei Mariäkappel mit seinem Burgstall (Schloßberg) liegen an der vor- und frühgeschichtlichen Straße, die vom Kochertal über Crailsheim nach Feuchtwangen führte. Auch das bei Honhardt 1357 genannte A l t a u w e legt die Annahme einer älteren Siedlung nahe; es ist darunter wohl Altenfelden zu verstehen. Daß die F l ü g e l a u, „die umflossene Au“, die Nachfolgerin der Maulachburg war, wurde bereits oben ausgeführt. Zum Wortteil Flügel-, abzuleiten von mhd. vlügen, vlüen = fließen, umströmen, vgl. noch den Namen der Wasserburg F l y h ö h e bei Blaufelden, wo im oberen Teil des Grabens eine Quelle entspringt und den Graben ringum unter Wasser hält.

M a r k t l u s t e n a u hieß früher nur Lustenau, d. h. die anmutige, liebliche Au; vgl. 1254 Lustenowve?, 1370 Lustnawe. Es wurde vom Kreßberg aus benannt. Zwei gleichnamige Orte, M i s t l a u Gde. Waldtann und Gde. Gagstatt (um 1090 Mistelouwa), lassen auf das üppige Vorkommen der Mistel schließen. Ersteres wird auch Mistlau an der Laube, 1434 Mistlau uf dem Walde benannt. W i t t a u Gde. Westgartshausen ist die „Au eines Wito“. E i c h e n a u Gde. Lendsiedel (1357 Eychenauwe) ist die mit Eichen bewachsene Au, H e g e n a u Gde. Brettheim die an der Hege, d. h. der Rothenburger Landhege gelegene Au, während H e s s e n a u Gde. Ruppertshofen wahrscheinlich die Au eines Besitzers namens Heß (Hesso?) bezeichnet. Alle diese Namen auf -au gehören der zweiten Rodungszeit vom 11. bis 13. Jahrhundert an; außer Marktlustenau blieben alle kleine Weiler. An diese Gruppe lassen sich zwei Namen auf -wiesen anschließen, nämlich E i c h s w i e s e n (1359 Eychswiesen, Sitz eines Edelknechts) und R e i c h e r t s w i e s e n, beide Gde. Riedbach (nach einem Personennamen Eich, Kurzform zu Eicholt, Agiwald, bzw. zu Reichart, Richard).

d) Nach der B e w a c h s u n g werden die Orte auf -buch, -busch, -hardt u. a. bezeichnet. Die meisten von ihnen gehören in die späte Rodungszeit, etwa ins 13. Jahrhundert. B u c h Gde. Triensbach heißt 1345 an zwei Stellen: Buch, ebenso 1357 zu Buche, während Buch Gde. Hausen am Bach bereits 1261 als villa Buoch und 1345 als „zu dem Buche“ erscheint, ebenso 1360. Mhd. daz buoch bedeutet „Buchwald“. Auf Markung Honhardt wird 1357 ein B u c h e n h o f erwähnt, nicht zu verwechseln mit W a l d b u c h Gde. Oberspeltach, das im Lehenbuch Krafts von Hohenlohe (zwischen 1351 und 1371) zuerst Buoch, dann zu dem Buch heißt, 1434 zu Buch auf dem Wald und erst im 16. Jahrhundert als Waldbuch vorkommt. Mehrere Orte, die früher die Endung -buch aufwiesen, haben diese durch -berg oder -bürg ersetzt, so Hohenberg bei Mariäkappel (1351 Hohenbuch, 1357 Hohenberg) oder die Schönebürg Gde. Goldbach (1345 Schonberg, Schonburg, ebenso nach 1351, aber 1414 Schönbuch). Der Burgberg hieß 1334 Burchberg, 1364 aber Buchelberg, 1366 Buhelberg, aber im Hohenlohischen Gültbuch von 1351 bis 1371 Buchberg. Dieser Wechsel von Burg und Buch ist mundartlich zu erklären, ebenso der von -berg und -bürg mundartlich berch. Die Schreiber, die oft aus einer anderen Gegend stammten, gaben die Namen wieder, wie sie die Leute aussprachen.

Eine sehr späte Siedlung, erst aus dem 15. Jahrhundert, stellt H e i n k e n b u s c h dar, mundartlich Hankebusch = Hof an dem Gebüsch eines Heinicke, Heinke (Verkleinerung zu Hein-rich). Es ist möglich, daß eine der im Hohenlohischen Gültbuch um 1357 erwähnten Höfe seinen Namen an Heinkenbusch abgab, etwa Hagenhart.

Eine ganze Anzahl unserer Siedlungen sind nach der Lage an einem Wald benannt. Ein ausgedehnter Herrschaftswald wurde „Forst“ benannt. Deshalb hieß die Siedlung am Fuße des Morstener Forstes, von dem die Reiherhalde noch einen Bestandteil bildet, bereits 1226 Forst, ebenso 1303 Vorste, 1358 Forst, während 1370 auch Klein-Forst erwähnt wird. Der „Forst“ bei Honhardt war zweifellos der Wald oder die Hard, nach der die nördlich und südlich davon gelegenen Dörfer Gründelhardt (1306 Grindelhart, 1357 Grindelhart) und Honhardt (1176 Hoinhart?, 1314 Hohenhart) ihren Namen tragen. Mhd. grindel, grintel bedeutet Riegel, Balken, Stange; wahrscheinlich war zum Schutz gegen das Wild ein Zaun aus Stangen errichtet. Der Name Hohenhart ist von dem an einem „Hochweg“ gelegenen Wald, eben dem „Forst“, auf die Siedlung im Tal, das heutige Honhardt, übertragen. Der Mittelpunkt der fast 70 qkm großen Urmarkung (Honhardt, Gründelhardt und Speltach) war noch 1162 die Wasserburg „Spelte“, nach der sich die Edlen von Speltach benannten, ist aber nach dem Aussterben dieses Geschlechts nach der Wasserburg, dem heutigen „Schloß“, in Honhardt verlegt worden, während der ursprüngliche kirchliche Mittelpunkt wohl auf dem „Kirchbühl“ bei Altenfelden anzunehmen ist.

Weitere Ortsnamen auf -hardt sind: Kühnhard Gde. Reubach (1345 Kyenhart, 1351 Kyenhart, Kynhart = Kien-hard, Kieferwald), der Schlechardtschhof Gde. Gröningen (1354 das Holz Slerode = Schlehenrodung), nach dem Wald Schlehard = Schlehenwald benannt. Abgegangen sind Contzenhart bei Roßfeld (so 1357, nach einem Personennamen Kunz), Hagenhart bei Maulach (so 1357; der mit einem Zaun, Hag, umgebene Wald) sowie Wyschart bei Wollmershausen (vgl. 1351 Bruon von Wisgartbach); Wisgart = Wiges-hart; vgl. Wiprecht von Wolmershausen, um 1400. Ein Hof „zu der Hart“ befand sich 1292 und später bei Hengstfeld, auf der Stelle des Ingersheimer Hardthofes wurde 1789 Alexandersreut angelegt.

Im Norden unseres Kreises liegen drei Orte mit der Namensendung -holz: Eichholz Gde. Riedbach, Metzholz Gde. Gammesfeld und Weikersholz Gde. Reubach. Eichholz kann Eichenwald bedeuten, kann aber auch der Wesfall des Personennamen Eichold sein (um 1357 Eychholz). Metzholz (1377 Mettesholz) gehört zu dem Personennamen Mahtuin, Matwin; Weikersholz zu dem Personennamen Wikart, Wighart.

Die dritte Bezeichnung für Wald, Lohé, mhd. lôch, lohe, lô, ist in den Namen Hohenlohe und Lutzmanslohe (abg. bei Billingsbach) enthalten. Der Name der Herren von Hohenlohe, ein Zweig der Edelfreien von Weikersheim, von denen sich Adelbert von Weikersheim 1178 erstmals von Hohenloch zubenennt, kommt von ihrer Stammburg Hohlach, Hohen-loch = Hohen-wald, im Gollachgau bei Uffenheim.⁷ 1232 wurden die Edlen von Hohenlohe als Verwandte derer von Langenburg in unserer Gegend ansässig; 1314 wurden sie mit Crailsheim und Honhardt, vor 1366 mit Kirchberg und 1438 mit Bartenstein belehnt. Da um 1250 bereits Öhringen, Neuenstein und Waldenburg hohlenlohisch wurden, so ist die Bezeichnung „Hohenloher Ebene“ für den östlichen Teil von Württembergisch Franken wohl berechtigt. Der Grafentitel findet sich bei den Herren von Hohenlohe im 13. und 14. Jahrhundert nur vereinzelt, wird aber von 1450 ab regelmäßig geführt; den Fürstentitel erhielt das Haus Hohenlohe im 18. Jahrhundert in der Kirchberger Linie zuerst. — Lutzmanslohe (vom Personennamen Lutzmach Krafts von Hohenlohe erwähnte Lutzenwiler.

Waldtann hieß 1383 nur Tanne (d. h. der Tann, Tannwald), 1437 heißt es erstmals Waldtann. Ähnlich hieß der Belzhof Gde. Honhardt 1407 Tannwald (Tanbold); erst vom 17. Jahrhundert an nach einem Besizer Belz = Balthes, Balthasar „der Belzhof“.

Eine nach Alter und Bedeutung anscheinliche Gruppe stellen die Ortsnamen auf -feld, -felden dar. Es sind durchweg waldfreie, fruchtbare Ebenen des Lettenkohlegebietes. Altenfelden Gde. Honhardt (wohl die Altauwe oder Ahaue von 1377) konnte nach der Lage der Orte mit dem im Kumburger Schenkungsbuch 1085 erwähnten Althenwineden identisch sein; doch lag dieses wahrscheinlich bei Geifertshofen. Hengstfeld (848 Hengesfelt) und das erst 1303 erwähnte, aber bestimmt weit ältere Roßfeld sind nach der Einteilung der Weide benannt; wie in Maulach die Maultiere, so wurden bei Roßfeld die Rosse auf die Weide getrieben, während die Hengste weiter entfernt untergebracht waren. Gammesfeld (1101 Gammesfelt) hat um 1100 einen Ortsadel und eine Kirche, ist also als der Mittelpunkt der Umgebung anzusehen. Schmalfelden (Smalefeldon) kommt 1033 mit Regenbach an Würzburg, als kaiserliches Gut Konrads II. und seiner Gemahlin Gisela. Blaufelden (1157 Einwich de Blauelden; nach dem Untergrund des Blaubachs) weist ebenfalls einen Ortsadel auf, wird aber erst 1362 von

⁷ K. Weller, Geschichte des Hauses Hohenlohe. 2 Bände. Stuttgart 1904 und 1908.

der Mutterkirche in Michelbach (Heide) getrennt. **Brettenfeld** (1345 Brettenvelt) ist entweder aus Brettheim-feld oder Brettach-feld abgeschliffen worden; die Nähe von Rot am See und der Bebenburg (Bemberg) hielten den Ort immer im Schatten. Ebenso kam **Kreuzfeld** (1253 Crucefelt) nicht empor, weil das Nonnenkloster zum heiligen Kreuz durch das benachbarte Frauenkloster Schäfersheim niedergehalten und nach kurzem Bestehen aufgehoben wurde. Für **Windischbockenfeld** Gde. Leuzendorf fand ich nur die wenigen Belege: 1287 Sefridus dictus Bockenfelt, Mönch des Klosters Korbung, und 1351: ecker und wisen zu Bikenfelt. Als Wendensiedlung mag es bis ins 9. Jahrhundert zurückreichen, doch kam all diesen Wendenorten keine Bedeutung zu.

e) Nach der Höhenlage sind die Orte auf -tal und -berg, -halde, -bühl u. a. benannt. Nur ein Ort weist die Endung -tal auf: **Bölgental** bei Gröningen (1295 Belgental, 1333 Belgental) liegt nicht im Tal, sondern auf weithin sichtbarer Höhe. Der Name ist „gewandert“; unterhalb Bölgental bei der Heinzenmühle hat die Jagst eine Mulde ausgewaschen, die sich für eine kleinere Siedlung wohl eignete und als die ursprüngliche Stelle von Bölgental anzusprechen ist. Mhd. belgel bedeutet „kleiner Schlauch, Sack“. — Eine ähnliche Bedeutung hat das bei Mariäkappel abgegangene **Däschen** (1351: zwei gutled zu Daschen); mhd. tasche, tesche = Tasche, kleiner Sack. Der Begriff der Klinge, einer engen Schlucht, liegt im Namen **Mainkling** Gde. Honhardt. Obwohl wir eine der größten Teilgemeinden vor uns haben, ist in älterer Zeit nicht ein urkundlicher Beleg zu finden außer 1466: Mayenklinge. Ob die Form Mayen- aus Magen- von einem Personennamen Mago (oder von einem Familiennamen May oder von dem Monatsnamen Mai) oder von mhd. magen, main = mächtig, groß abzuleiten ist, läßt sich nicht bestimmen entscheiden. Für letztere Erklärung spricht nicht nur die starke, heute gefaßte Quelle, sondern auch die wahrscheinliche Gleichsetzung mit dem 1357 erwähnten Hof Trachenloch. Eindeutig dagegen ist **Wittmersklingen** Gde. Bartenstein, das 1334 Wittgersklingen hieß und zu dem Personennamen Wittger gehört.

Auf eine Hanglage weisen die Ortsnamen auf -halden, so **Halden** Gde. Marktustenau (1446 Halden), **Rockhalden** Gde. Ellrichshausen, das um 1500 Rockenhalden hieß und „die zum Roggenbau benützte Halde“ bedeutet; endlich **Oshalden** Gde. Westgartshausen, das 1345 Aschhalden, 1357 Oshalden hieß und 1387 als Unter-oshalden erwähnt wird, gehört vielleicht zu dem Namen Oswald, wenn die Angabe der Beschreibung des Oberamts Crailsheim, Seite 506, richtig ist, daß der Flurname Osbühl urkundlich Oswaldbühl laute. Eine Ableitung von Asen = Götter oder von Ashe = Esche ist sprachlich nicht zu rechtfertigen, eher eine solche von Aas, mundartlich Oos, = verendetes Vieh.

Eine geringe Anhöhe wird mit **Bühl** bezeichnet, ahd. buhil, mhd. bühel, das zum selben Wortstamm von „beugen“ gehört wie Buckel. Mit -bühl sind zusammengesetzt: **Emmertsbühl** Gde. Wiesenbach, 1300 Einhartsbuhele, vielleicht mit dem um 1357 erwähnten Emhartwiler, um 1434 als Meynhartwiler, Eynergwiler erwähnten Weiler gleichzusetzen. Der Personennamen Einhart entstand aus Aginhard, Eginhard. **Gaisbühl** Gde. Marktustenau kann nur von „Geiß“ = Ziege abgeleitet werden; auch die Flurnamen **Geißelfeld** (= Geißhaldefeld) und **Geißelholz** bei Gaisbühl und die mundartliche Aussprache **Gäsbühl** weisen darauf hin. **Hörbühl** bei Stimpfach kommt von mhd. hor, horwe = Kot, Sumpf, ähnlich wie **Spaichbühl** bei Gründelhardt (1351 Speychbuhel, Speichbuehel) nur von mhd. speich = Speichel, Schlamm abgeleitet werden kann, weil die Wiesen am Fuße des Bühls stark versumpft waren. (Eine Ableitung von mhd. specke, spicke = Knüppeldamm ist sprachlich ganz unhaltbar.)

f) Nicht weniger als 30 Orte unseres Kreises tragen die Endung -berg. Etwa ein Drittel derselben waren ritterliche Siedlungen und trugen Burgen. Es sind: **Bemberg** bei Brettenfeld (1157 Beburc, Burg eines Bebo, Babo), ein Edelsitz und Mittelpunkt des Brettachtales; **Hohenaltenberg**, irrtümlich als Hochhaldenberg wiedergegeben, heute meistens seit 1357 auch Eberhardsberg genannt, war der „Alte Berg“, im Gegensatz zu **Kirchberg** und **Hornberg**. Heute ist die ganze Stelle durch einen Steinbruch abgegraben. **Hornberg** (1216 Horenburc, 1222 Hornburc) ist nach dem vorspringenden Berge, dem „Horn“, benannt; **Kirchberg** (1245 Kireperg?, 1271 Kirperch) erhielt seinen Namen im 13. Jahrhundert von einer Leutkirche, die auf dem Berge gegenüber Burg Sulz und Hornberg errichtet wurde. 1271 nennt sich Raveno von Sulz auch von **Kirchberg**; also dürfte bald nach der Kirche auch eine Burg auf der Stelle des späteren Schlosses entstanden sein. **Kreberg** bei Marktustenau (1299 Crebsperck, 1331 Chrebsperch) war wohl nach einem früheren Krebswasser am Fuße des Berges so benannt. **Neuberg** Gde. Oberspeltach (1357 Nuwenburg) gehörte von 1261 bis 1421 den Rittern von **Neuberg**, die sich wohl im Gegensatz zu dem nahen **Vellberg** (1102, 1263 Velleberc; mhd. velle = Fall, Sturz) so hießen. **Rechenberg** (1263 Rechenberch) läßt sich lautlich weder

mit „Reh“ mhd. réch, réhes, noch mit „rächen“, noch mit ric, rickes = Gehege zusammenstellen, sondern nur mit Rechen = Harke, was aber keinen Sinn ergibt, trotz des Wappens, oder mit dem starken Zeitwort régen = aufragen, sich erheben, das mundartlich zu réchen wurde. Auch die Ableitung von einem Personennamen Redo ist möglich. Ob der Name Rechenberg aus der Gegend von Wassertrüdingen übertragen wurde, ist fraglich. Schrozberg (1262 Schrotsberch, 1249 Srotsperch), nach dem Personennamen Scot (Scrutolf), ist eine alte Wasserburg.

Bäuerliche Siedlungen, die nach ihrer Höhenlage benannt wurden, sind: Bräunersberg Gde. Marktustenau (1542 Breunoltsberg, vom Personennamen Brunolt); Brunzenberg Gde. Gründelhardt (nach 1351: Chunrad von Bruntzenberg; Personennamen Brunizo); Eichelberg Gde. Jagstheim, um 1480 aus einem Gereut entstanden, hieß noch 1630 Eichenberg; Binselberg Gde. Michelbach (Heide) 1357 Bynselberg, wohl = Binsenhaldeberg; Hahnenberg Gde. Maßenbach, 1327 Heimenweiler, also mundartliche Entstellung aus Hame-weier oder -berg; Hohenberg Gde. Mariäkappel nach 1351 Hohenbuch, 1357 Hohenberg; nach der Lage an einem Hochweg; abg. Hermannsberg bei Beuerlbach, 1345 Hermansberg; wahrscheinlich nach Hermann von Beuerlbach, 1331 erwähnt; abg. Hertenberg Gde. Waldtann, beim Neuhaus, 1460 erwähnt, von hart, hard = Wald; Imberg, abg. bei Maulach, auf der Flur Himmelhaus, wohl der um 1357 erwähnte Hof ze Windberg, Widenberg (wohl nach einer Wendensiedlung); ein abgegangener Ort Langenberg Gde. Rechenberg soll 1429 und 1461 östlich vom Eichshofe gestanden sein, der 1526 Hof zum Aigen heißt. Nestleinsberg Gde. Weipertshofen hieß 1391 Eschenau, 1464 Eschnersberg, 1511 Estlensberg, 1655 Estleinsberg, ist also eine deutliche Entstellung aus „Eschenberg“; ähnlich entstand der Name Lixhof bei Weipertshofen aus Lisenberg (so 1357, zu der Lichsen 1429); Lichse oder Lüchse bedeutet „Lehm“; Michelberg war 1226 und 1357 der Name des Kupferhofs Gde. Michelbach (Heide); 1476 war der Hof im Besitz Engelhard Kupfers. Der Reibenberg Gde. Triensbach heißt in dem Hohenloheschen Gültbuch um 1357 Rissenberg und Reibenberg; der Hof ging wohl nach den Zerstörungen des Städtekriegs 1449 ein; in einer Urkunde des Triensbacher Rathauses heißt es nämlich im Jahre 1505: der Reisenberg wo vormem ein weilerlein was. Der Name ist abzuleiten von dem Personennamen Riso. Der abgegangene Hof zum Ronenberg (so 1357) lag wohl auf dem Ronbühl bei Appensee; mhd. rone, ron bedeutet „umgestürzter Baumstamm, Klog“. In derselben Markung lag 1357 der Hof zum Surnberg, vielleicht auf dem Sonnenberg bei Unterspeltach. Der Streitberg Gde. Stimpfach (1429) trägt seinen Namen entweder von einem Streit (vgl. Zankhof) oder von mhd. struot, strüet = Gebüsch, Sumpf. Schüttberg Gde. Westgartshausen (um 1357 Schipperg) heißt so nach einer Schütte, d. h. Anschwemmung, Schutthalde. Seibotenberg Gde. Michelbach (Heide) kommt von dem Personennamen Seibot, Sigiboto. Rudolfsberg war vor 1549 nur ein Waldteil und wurde in diesem Jahre als Siedlungsland an einige Bauern verteilt. Vehlenberg Gde. Waldtann hieß 1357 Veinberg, 1489 Felenberg, 1529 aber Follenberg; die Ableitung von einem Personennamen Follo, Vollo ist möglich, aber nicht sicher. Waidmannsberg, 1317 Wignaugesberg, 1421 Weickmannsberg, vom Personennamen Wignand oder Wigman. Zwischen Waidmannsberg und Leukershausen lag 1421 ein Hof Hungertal. Abgegangen ist Snarrenberg, 1357 zwischen Saurach und Lobenhausen gelegen.

g) Von Ortsnamen auf -eck befindet sich im Kreis nur einer, der auf eine Ritter-siedlung hinweist: Werdeck Gde. Beimbach (1220 Werdeckke). Zur Ableitung des Namens mhd. werde, wert = Land am Wasser, Insel vgl. 1378: das Phelinsgut, das da ligt uf dem werd unter Werdeck; ferner den Wald Eckberg zwischen der Rotmühle und dem Hof Werdeck. — Schöneck Gde. Gagstatt ist eine Neubildung des 19. Jahrhunderts, ähnlich wie Schönblick.

Die Ortsnamen auf -fels, Leofels und Neidenfels, gehören ebenfalls der Ritterzeit an. Leofels Gde. Ruppertshofen hieß 1303 Lewenfels, 1364 Lauenfels, und ist nach dem Wappentier des Löwen benannt. Neidenfels wurde im Zusammenhang mit dem Burleswager Streit und dem Burgfrieden von 1397 ums Jahr 1390 im Tal auf einem Tuffsteinfels erbaut, und so erklärt sich der Namen Nidenfels = Truffels (1391). Eine Ableitung von „nieder“ ist unmöglich, sonst müßte der Name „Niedenfels“ oder „Niederfels“ lauten.

Etwas zahlreicher sind die Burgennamen auf -stein, die mit Ausnahme von Wildenstein alle im Muschelkalkgebiet liegen. Die älteste dieser Burgen ist wohl Falkenstein bei Unterregenbach, von dem allerdings kein urkundliches Zeugnis vorliegt. Katzenstein bei Bächlingen oberhalb Hürden war wohl die Heimat der 1299 erwähnten Würzburger Kleriker Johannes und Heinrich von Katzenstein. Weitere Urkunden fehlen. Beide Burgen erhielten ihren Namen von dem Wappentier des Falken bzw. der

Wildkage. Um 1247 wird erstmals Bartenstein genannt, das ursprünglich westlich Riedbach lag, wie der Flurname Alt-bartenstein ausweist. Wann und von wem die Verlegung erfolgte, war nicht festzustellen. Der Name wurde schon früh von Barte = Hellebarde, Streitaxt abgeleitet, wie auch das Wappen zeigt; auch ein Personennamen Bardo, Barto kann in Frage kommen. Bei Billingsbach liegt die Ruine Hertenstein (1314 Hertenstein, 1316 und öfters Hertenstein); der Name gehört wohl zu Hard = Wald. Morstein (1288 Morstein), auf einem kühnen Felsvorsprung über der Jagst erbaut, verdankt seinen Namen gleichfalls dem Wappenbild eines Mohren, wohl in Erinnerung an ein Kreuzzugerlebnis. Bei Wildenstein, das 1482 zu dem wilden stein heißt, stimmen die Lage und die Zeit der Erbauung nicht zu den übrigen Namen auf -stein. Der „Fels im Walde“ ist wohl bei dem Bau des Schlosses beseitigt oder einbezogen worden. Herren von Wildenstein sind im 13. und 14. Jahrhundert nicht bekannt. }

h) Während der Ausbau der Markungen vor der Jahrtausendwende zahlreiche Siedlungen auf -hofen-, -hausen, -stetten u. a. im Gefolge hatte, sind es im 14. Jahrhundert im allgemeinen nur noch Höfe und kleinere Weiler, die noch entstehen. Hier sind zu nennen: der Bechhof (1357 Bechoven) Gde. Honhardt, während der Beeghof Gde. Ellrichshausen erst im 16. Jahrhundert entstand; die Pechgewinnung erfolgte aus Fichtenharz; auf Honhardter Markung war 1357 ein Buchenhof (abg.), während der Sandhof „ze Santgrube“ und der Ipshof „zu dem Tups“, 1597 Dühshof hieß (Name unklar). Der Belzhof hieß 1407 Tanbold = Tannwald seit 1604 nach dem Besitzer Belt = Balthasar; der Hirschhof hat seinen Namen von der Jagd, der Reifenhof gehörte vielleicht zu dem 1377 erwähnten Burgstall zu Griffenburg (Personennamen Grifo, Rifo); der Reishof, mundartlich Rashof, war wohl der Hof eines reisman, d. h. eines berittenen Boten. Der 1357 bei Honhardt erwähnte Hof zu dem Stockech heißt so schon 1345, während der Stöckenhof bei Jagstheim 1366 und 1370 zu den Stocken = Baumstümpfen heißt. Ferner seien erwähnt: der Eichshof Gde. Rechenberg (1526 zum Aigen = Eigentum, freies Gut), der Vötschenhof bei Leukershausen (1432 Fegenhof, wohl von dem Personennamen Fazi = Bonifatius), der abg. Hätzehof Gde. Gagstatt (Personennamen) und der Horschhof Gde. Amlshagen (mhd. horst = Gebüsch, Gestrüpp). Zwischen Schrozberg und Wiesenbach lag 1367 ein Hof Steinriegel; in der Nähe liegt Naicha, dessen Name aus „zu den Eichen“ entstellt ist. Teile, die dem Flurzwang entzogen waren und als Allmende der Dorfgenossen oder als Herrngut bewirtschaftet wurden, waren zum Schutz gegen das weidende Vieh mit einem Flechtzaun umgeben, den man mhd. als biunte, biunde (aus bi-wendi = Umzäunung) bezeichnete. Im Crailsheimer Kreis sind drei Namen mit biunt zusammengesetzt: Allmerspann (1090 Almareshiunt; Personennamen Albmar oder Altmar), Diembot (1375 Dyenbuend; von Personennamen Dimo oder Diemot) und Söllbot Gde. Bächlingen (1462 Selbund), sel entweder = sal = Herrenhof oder gekürzt aus selde = Bauerngut. Zu den abgeordneten Flurstücken zählte auch der Espan oder Espach, wie die Form häufig entstellt wurde. Ein Hof Espach befand sich 1335 an der Jagst unterhalb Wollmershausen. Der Name Bügenstegen (1300 Buochenstegen = Buchen-steg) sei an dieser Stelle eingereiht, ebenso der abg. Hof zu dem Stege (1357) bei Honhardt und der Stegenhof Gde. Waldtann. Der bei Neidenfels abg. Stengelschhof hieß 1345 Stegeltshof, das ist Steg-holz-hof; bis ins 10. Jahrhundert führte nur ein Steg über die Jagst.

Endlich sind noch mehrere Rodungsnamen aufzuführen, die sich über den ganzen Kreis erstrecken, vor allem über das Keupergebiet. „Roden“ ist die fränkische Form für „reuten“, d. h. Baumstümpfe oder Steine ausgraben. Im Süden dieses Kreises liegt Eckarroth (1357 Eckenrode, d. h. Rodung eines Ecko), Cleonrode bei Mariäkappel, ein abgegangener Hof auf der Flur „Kläret“, 1331 Clerod, 1366 Cleonrode, d. h. Rodung bei einem Kleen-feld, mhd. klêwen; Sunkenrod = versunkene Rodung, der frühere Name von Gaisbühl. Im nördlichen Teile liegen Rot am See, 1333 Rod, 1345 uf dem sewe zum Rode (die einzige Rodung, die als alte Siedlung anzusprechen ist; vgl. oben S. 64); Atzenrod (1226 Otzenrode, ebenso 1297 und 1357) bei Langenburg ist von einem Personennamen Ozo, Othizo abzuleiten, der später als Ato aufgefaßt wurde; Eichenrod Gde. Spielbach hieß früher Euchariusrod, nach dem Kirchenheiligen von Spielbach; Reupoldsrot Gde. Schrozberg mit seiner romanischen Kapelle zum heiligen Martin kann bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen; Rodung eines Riut-bald.

Rötlein Gde. Lautenbach bedeutet die „kleine Rodung“; das von Markgraf Alexander 1789 angelegte Alexandersreut ist ziemlich jung. Reubach gibt ein älteres Reut-bach wieder und Wolfskreut Gde. Leuzendorf ein Wolfsgereut. Noch sind zwei Rüdern zu erwähnen, Rüdern Gde. Tiefenbach (nach 1351 Rudern) und Rudern, abgegangen bei Langenburg (1226 und 1357 Rudern); beide Namen kommen von mhd. das riet, die rieder = ausgereutete Stellen.

II. Sprachliche Erklärung

Mit Personennamen gebildete Ortsnamen

Da die Erklärung der Ortsnamen, die von Personennamen (PN.) abgeleitet sind, immer wieder auf die Schwierigkeit stößt, die vorliegenden Personennamen nicht nur in ihrer Form, sondern auch in ihrer Bedeutung festzustellen, soll im folgenden der Versuch gemacht werden, den Lehrern und Heimatfreunden eine wissenschaftliche Erklärung der mit Personennamen zusammengesetzten Ortsnamen unseres Kreises zu bieten.⁸ Um die gesuchten Namen leichter zu finden, soll das Verzeichnis in alphabetischer Reihenfolge der heutigen Namensformen angelegt werden. Daß trotz aller Bemühungen manche Frage offen bleibt, liegt in der Natur der Sache bedingt.

Alkerthausen Gde. Herrentierbach, 1326 Alkershusen, von PN. Alker, aus Adalger; adal, zusammengesetzt al- = edel, vornehm; ger = Speer.

Allmerspänn, Groß- und Klein-, 1090 Almaresbiunt, 12. Jahrhundert Almanneshunth, PN. Almar aus Altmar, Albmar oder von Almann aus Altmann, Alpmann; Alt = alt, Alp = Elfe; mar = berühmt.

Aloswiler, 1226 abg. bei Nesselbach, PN. Alos aus Alois, Alwis; Al = alle, wis = Führer.

Amlishagen, 1261 Amelungeshagen, PN. Amelung = Sohn des Amalo; Sinn von amal = stark, tüchtig. Der an sich ostgotische Name kommt auch bei anderen Stämmen vor.

Anhausen, abg. Kloster bei Gröningen, 1344 Andenhausen, PN. Ando, zu ahd. ando = Eifer, Zorn.

Atzenrod, 1226 und öfters Ogenrode, PN. Ogo, nicht Ago, aus Othizo; ahd. oth, odi = Neigung, Möglichkeit, Glück.

Büchlingen, 1077 Bachilingen, 1226 Bechelingen, PN. Bachilo, Verkleinerungsform zu Bacho = Badicho; altenglisch beado = Kampf (ahd. badu, batu fehlt).

Banzenweiler Gde. Gründelhardt, so 1480, PN. Banzo, aus Bandizo; germ. bandu, got. bandwa bedeutet Banner, Fahne. Die zu Banzenweiler gehörige **Betzemühle** ist nach einem Besitzer Betz aus dem 18. Jahrhundert benannt.

Barenstein, 1247 Bartenstein, entweder von PN. Barto = Kurzform zu Bart-hart, Bartholf oder von ahd. barta = Axt, Beil.

Bautzenhof Gde. Rechenberg, 1183 Pusonwilare, PN. Puso, Buzo; entweder zu „böse“, ahd. bosi, oder zu „Busse“, ahd. buozza = Strafe, Sühne, gehörig. Doch macht der heutige Doppellaut auf gewisse Schwierigkeiten.

Bemberg, 1157 Bebenburg, PN. Bebo, Babo; Babo ist ein Lallwort = Mutter oder Vater.

Bergbronn, 1164 Berengerebrunne, PN. Beringer; berin = Bär, Bären, ger = Speer.

Beuerlbach, 1251 Bvrlebach, PN. Búriilo, Vkl. von búr = Bauer.

Billingsbach, 1323 Bullingesbach, PN. Bulling, aus Butilo von Budo, Boto = Gebieter, Herr.

Windisch-bockenfeld, eine Wendensiedlung im Felde eines Bucco, Bocco; durch Umlaut aus Bokenfeld, so 1287 bzw. Bückenfeld entstand Bikenfeld, 1351. Bucco ist entweder Abkürzung aus Burk-hard oder = ahd. boc = Bock.

Bossendorf Gde. Leuzendorf kommt nicht von einem PN. Bosso, Bozzo, sondern von „Bossen“ = roh behauene Steine, Bossensteine; es bildet den Gegensatz zu **Standorf** = Stammdorf, aus Baumstämmen, das mundartlich Sto'dorf, nicht Standort lautet. **Bovenzenweiler** Gde. Spielbach gehörte ursprünglich zur Bonifatiuskirche in Oberstetten, daher der Name „Bonifatiusweiler“.

Bräunersberg Gde. Martklustenau, 1542 Breunoltsberg, PN. Brunolt; brún = braun, olt aus walt = Walter, Herrscher.

Bronnholzheim Gde. Gröningen, 1296 Brunoldesheim, PN. Brunolt, brun (mit kurzem u) zu ahd. brunja = Brünne, Panzer.

Brunzenberg Gde. Gründelhardt, 1351 Bruntzenberg, PN. Brunizo von obigem Wortstamm.

Buckenweiler Gde. Lautenbach, PN. Buck, von Bucco = Bock; vgl. Bockenfeld.

Burleswagen, 1085 Burlougeswac, PN. Burg-louc; ahd. louc = Flamme, Feuer, Lohe; burg = Burg. Ein Zusammenhang mit dem benachbarten Namen Beuerlbach ist abzulehnen wegen der verschiedenen u-Laute.

Crailsheim (1136 Crowlesheim, 1178 Chrowelsheim, 1240 Craulwesheim) und **Kraillshausen** Gde. Schrozberg (1303 Crowelshusen), PN. Crowilo, fränkische

⁸ E. Förstemann, Altd deutsches Namenbuch. I. Personennamen. II. Ortsnamen. Nordhausen 1856—1872.

- Form für *Ārawilo*, zur Völlform *Āra-wolf* = „Krähen-wolf“. Eine Ableitung von *Crawolf* aus *Grawolf* = *Grau-wolf* ist nicht ausgeschlossen, doch ist die Ableitung von ahd. *krā*, *krawa* = *Krähe* vorzuziehen.
- C o n n e n w e i l e r** Gde. *Rechenberg* und *C o n a w e i l e r* Gde. *Schmalfelden* (1300 *Kuenewilere*, *Kuonewilere*) von *Kuono*, *Kuno*, Kurzform zu *Konrad*, *Kunibert* u. a.; *kuoni* = *kühn*, *scharf*, dgl. *C o n z e n h a r t*, abg. bei *Roßfeld*.
- D i e m b o t** Gde. *Lendsiedel* (1375 *Dyenbund*) von PN. *Thiomot*, oder *Dimo*, *Thiu*; *thiu* in *thio-muoti* = *De-mut*; *thionon*, *dionon* = *dienen*, und *-bot*, *-band* = *biunde* = *Baind*, *umzäunte Flur*.
- D ö r r m e n z** Gde. *Lendsiedel* (1246 *Dorminci*, 1345 *Dormunze*) hat seinen Namen wahrscheinlich von der Bewachung mit einer *Minzenart*, der *Dürrminze*, wohl der *Wegminze gleichzusetzen*. (?)
- E c k a r r o t** Gde. *Honhardt* (1357 *Eekenrode*), PN. *Ecko* zu *Eckewart* u. a., aus *Agio*; *ag-* = *scharf*, mhd. *ecke* = *Schärfe*.
- E h r i n g s h a u s e n** Gde. *Gammesfeld* (1101 *Iringeshusen*) vom PN. *Iring*, der häufig vorkommt, besonders in der *Sage* (vgl. *Iringes weg* = *Milchstraße*), aber in seiner Ableitung ganz unsicher ist, wahrscheinlich zu *is* = *Eis* oder altenglisch *iren* = *Eisen* gehört.
- E l l r i c h s h a u s e n** (1240 *Oulricheshusen*, 1271 *Elrichusen*, 1273 *Elrichenhusen*), in der ersten Urkunde zwar vom PN. *Ulrich*, aber später stets von PN. *Elrich*, aus *Edel-rich* abzuleiten. Ahd. *adal*, *edel* = *vornehm*, *adlig*; *rich* = *Herrscher*.
- E l p e r s h o f e n** Gde. *Dünsbach* (1300 *Elpershoven*, 1357 *Elvershofen*, *Elbrechtshofen*, 1377 *Elfershoven*), vom PN. *Elbrecht*, *Alfberaht*; *alf* = *Elfe*, *Albe*; *beraht*, *berht* = *glänzend*.
- E m m e r t s b ü h l** Gde. *Wiesenbach* (1300 *Einhartsbuhale*, 1357 *Emhartwiler*), von PN. *Einhart*, aus *Agin-hart*; *Agin* = *scharf*, *Schwert*; *hart* = *hart*, *kühn*, *stark*.
- E n g e l h a r d s h a u s e n** Gde. *Wiesenbach* (1335 *Engelgershusen*, 1345 *Engelshusen*, 1366 *Engellingershusen*), vom PN. *Engil-heri*; *engil* = *Engel*, *heri* = *Heer*, *Krieger*; oder von *Engil-hart*; *hart* = *hart*, *kühn*.
- E r k e n b r e c h t s h a u s e n** Gde. *Triensbach* (1278 *Erkenbrechtshusen*, nach 1351 *Erkenprehtshusen*) zu PN. *Ercanbreht*, *Ercan-beraht*; *ercan*, *erchan* = *ausgezeichnet*; *bercht*, *beraht* = *glänzend*.
- E r p f e r s w e i l e r** Gde. *Wittenweiler* (1367 *Erbersweiler*, 1362 *Erpferswyler*) zu PN. *Erpfer*, *Arb-heri*; von *erbi*, *arbi* = *das Erbe*, *ererbte Besitztum*; *heri* = *Heer*, *Krieger*.
- E t t e n h a u s e n** bei *Bartenstein* (1334 *Ettenhusen*), PN. *Etto*, *Atto*, zu *ath-* *adal* = *edel*.
- F u n k s t a t t** Gde. *Leuzendorf* (1345 *Funkstat*, 1351 *Funkstat*), wohl vom PN. *Funk*; zu ahd. *funcho*, mhd. *vunke* = *Funke*, *Zunder*.
- G a m m e s f e l d** (1101 *Gammesfeld*, 1358 *Gammersveld*), von PN. *Gaman*, zu *Gamanulf* u. a.; ahd. *gaman* = *Freude*.
- G a n n e r t s h a u s e n** Gde. *Bartenstein* (1334 *Ganhartshusen*, 1351 *Ganartenhusen*), PN. *Ganhart*; altnord. *gan* = *Zauberei*, *Wahrsagung*, *hart* = *kühn*, *stark*.
- G a u c h s h a u s e n** Gde. *Honhardt* (1024 *Govcheshusen*, 1152 *Goweshusen*), PN. *Gouch*, zu ahd. *gouh* = *Kuckuck*.
- G e m m h a g e n** Gde. *Leuzendorf* (1338 *Gebengan*, 1345 *Gebenhagen*), von PN. *Gebo*, zu *Gebe-hard* u. a.; Stamm *geban* = *geben*.
- G e r a b r o n n** (1226 *Gerhiltbrunnen*, ebenso 1300; 1357 *Gerhaldbruonn*, 1351 *Geroldbrunn*) entweder vom weiblichen PN. *Gerhilt* oder von *Gerold*; *ger* = *Speer*, *hilt* = *Kampf*, *old* = *wald* = *Herrscher*.
- G e r b e r t s h o f e n** Gde. *Weipertshofen* (1024 *Gerprehtghouen*, 1152 *Gerbrechtisowe*), vom PN. *Gerbrecht* = *Speerglänzend*.
- G e r o l d s h a u s e n** Gde. *Herrentierbach* (1354 *Geroldshusen*), PN. *Gerold* = *Speerwaller*, *Sperrherrscher*.
- G e r s b a c h** Gde. *Ellrichshusen* ist vielleicht das 1299 genannte *Gerigshoven*; PN. *Gerig* = *Gerwig*; *wig* = *Kampf*.
- G o f e r s h e i m**; abg. bei *Maulach*, 1357 erwähnt, PN. *Gofer* wohl entstellt aus *Gottfried*; *got* = *Gott*, *fridu* = *Schutz*, *Friede*. Vielleicht ist der Ort nach einem *Gottfried* von *Hohenlohe* erst benannt worden.
- G r ö n i n g e n** (1102 *Groningen*, 1108 *Gruoningen*), PN. *Grono*, *Gruono*, zu *Gruonhart*, *Gruonmuot*; ahd. *grōni* = *grün*, *blühend*, *lebensfrisch*. Der Ort *G r u n a h a* = *Gronach* leitet seinen Namen von dem Namen der *Markung Groningen* ab, nicht von *gruoni* unmittelbar.
- G r o ß b ä r e n w e i l e r** Gde. *Schmalfelden*, über das keine älteren Nachrichten vorliegen, war wohl ein *Bernwiler*; vom PN. *Bero*, *Berin* = *Bär* abzuleiten.

- H a h n e n b e r g** Gde. Matzenbach, 1327 Heimenweiler, PN. Heimo, Kurzform zu Heimb-
 bert, Heinold u. a. In fränkischer Mundart wurde Heim zu Ham; daraus Häm-
 en-, Hahnenweiler bzw. -berg.
- H e i n k e n b u s c h** Gde. Triensbach, mundartlich Hankebusch, kaum der „Heubusch eine
 Holzmark“ 1358, eher Hagenhart 1357; Heinke, eine Vklf. zu Heinrich u. a., lebt in
 dem häufigen Familiennamen Heinkelein weiter.
- H a g e s t a l d e s h u s e n**, 1090 im Komburger Schenkungsbuch, abg., vom PN. Hagustald
 = Hagbesitzer, zu gotisch staldan = besitzen.
- H e i n z e n m ü h l e** Gde. Gröningen, die schon 1357 bestand, wahrscheinlich nach einem
 Heinz (Heinrich) von Crailsheim benannt. Heinz Kzf. auf -z zu Hein-rich, Hagan-rich.
- H e l d e n m ü h l e** Gde. Satteldorf, 1411 Heldenmüla, von einem PN. Held, ahd. halid
 = Held, Kämpfer.
- H e l l m a n n s h o f e n** Gde. Gründelhardt (1375 Heilwigeshofen), vom PN. Heilwig
 heil = heil, gesund, von guter Vorbedeutung; wig = Kampf.
- H e l m s h o f e n** Gde. Gröningen (1345 Helwigeshoven, nach 1351 Helmhoven), von PN.
 Helwig, zu hal = Held, Mann, und wig.
- H e r b e r t s h a u s e n** Gde. Brettheim (1274 Herprichusen, Herfrithusen), vom PN. Her-
 brecht oder Her-frid; heri = Heer, Krieger, brecht oder bert = glänzend; frid
 = Schutz.
- H e r b o l d s h a u s e n** Gde. Lendsiedel (1338 Herborteshusen, 1357 Herbolghusen), von
 PN. Heri-bald; bald = kühn; oder Heri-wald.
- H e r g e r s h o f e n**, abg., Gde. Roßfeld (1357 Hergershoven), von PN. Heriger; ger
 = Speer.
- H e r m a n n s b e r g**, abg., bei Beuerlbach (1345 Hermansberg), vom PN. Heri-man;
 man = Mann.
- H e r o l d s h a u s e n** Gde. Beimbach (1372 Herolteshusen), PN. Herold, Heri-walt; walt
 = Herrscher, Walter.
- H e r t e r s h o f e n** Gde. Hausen am Bach (1171 Hertrichshofen), PN. Herderich, Harde-
 rich; hard = hart, kühn; rich = Herrscher (nach 1254 Hertingeshofen).
- H e r t e r i c h s h a u s e n**, 1357 zwischen Eichenau und Sulz bei Kirchberg genannt;
 Lage unbekannt; PN. Herterich wie oben.
- H e s s e n a u** Gde. Ruppertshofen (1303 Hesenowe, 1345 Hessenawe), zu PN. Hesso,
 Hasso = der Hesse, oder von einem Familiennamen Heß.
- H e t z e l h o f** Gde. Gagstatt, abg. (bereits 1304 erwähnt), vom PN. Hezel, Hezilo;
 doppelte Vklf. auf -z und -l von Namen mit Hadu- = Kampf.
- H e u c h l i n g e n** Gde. Riedbach (1054 Huchilheim, 1222 Huchelheim, 1371 Heuchelheim),
 vom PN. Huchilo, aus Hugichilo; doppelte Vklf. auf -ch und -l; hugu = Gedanke, Geist.
- H e u f e l w i n d e n** Gde. Gammesfeld (1351 Heuvelwinden), kaum von dem PN. Hufilo,
 da sonst Heufelwinden zu erwarten wäre, sondern von mhd. hiuvel = Wange, Boden-
 erhebung, oder von mhd. hiufelin = Häuflein, kleine Erhebung. Winden weist auf
 Wendenleute.
- H i l g a r t s h a u s e n** Gde. Brettheim (1147 Hiltwarteshusen, 1259 Hildegarteshusen),
 entweder von Hilde-wart = Kampf-wärter, Kampf-hüter, oder von dem weiblichen
 PN. Hilde-gard; gard = Umfriedigung, „Garten“, geschützter Raum.
- H o r n u n g s h o f** Gde. Riedbach, hieß früher Horneckhof, nach den Horneck von Horn-
 berg, die seit 1387 im Besitz eines Teils von Riedbach waren.
- H ü b n e r s h o f** Gde. Rechenberg, so 1461, nach einem Besitzer Hübner; der Familien-
 name Hübner bedeutet „Besitzer einer Hube, eines halben Hofes“.
- H u m m e r t s w e i l e r** Gde. Spielbach, aus Humberts, Huni-berts-weiler. Huni =
 Hunne, Riese, bert, beraht = glänzend.
- I n g e r s h e i m** (nach 1351 Ingershein, 1357 Ingersheim), von einem PN. Ingheri, Ingu-
 heri; Ingo = der Gott des Lichtes und Feuers; heri = Krieger.
- K l e i n - a n s b a c h** Gde. Reubach erhielt seinen Namen von dem ausbadischen Teil
 des Ortes: Klein-Onoldsbach. PN. Onold vgl. Onolzheim.
- K o t t m a n n s w e i l e r** Gde. Herrentierbach (1362 Kotmanswyler), von PN. Kotmann,
 zu Kotte = Hütte, kleines Gehöft; vgl. Hausmann, Hofmann, Waldmann u. a. Namen.
- K ü h n h a r d** Gde. Reubach (1345 Kyenhart, Kyevert, nach 1351 Kynhart), entweder vom
 PN. Kunihard (ahd. kuni, kunni = Geschlecht, hard = stark, kühn) oder von Kien-
 hart = Kiefernwald.
- L a m p e r t s w e i l e r**, zwischen Billingsbach und Raboldshausen abg. um 1400, vom
 PN. Land-ber.
- L a m p o l d s h a u s e n** oder **R a m b o l d s h a u s e n**, abg. bei Waldtann (nach 1351

- Lampoldshusen; 1375 Lantprehtshusen, 1379 Ramprechtshusen, 1414 Ramprechts; hawsen; heute Waldteil Rampoldshusen), vom PN. Land-bald oder Land-ber**t** bzw. Rand-bald, -ber**t**; Land = Land, rand = Schild; bald = kühn, bert, brecht = glänzend.
- Lenkerstetten Gde. Beimbach (1384 Lenkerstetten), PN. Lenker, Lantger = Land-speer. Lenterweiler Gde. Billingsbach (1362 Lendrichswyler), PN. Land-rich = Landes-herrsch**er**.
- Leukershäusen (1317 Luggershusen, 1348 Luckartshusen), vom PN. Liudger oder weiblichen Liudgard; liudi = Leute, Volk. Von diesem Ortsnamen ist Liekarts-häusen, ein Ortsteil von Westgartshusen, mit einem Ortsadel, schwer zu trennen (1345 Lickartshusen, Lycharthusen, 1354 Leckartshusen, 1358 Lieggarthusen), vom PN. Liubger oder Liobgard; liub, liob = lieb, teuer.
- Leupolsweiler, abg. bei Riedbach, vom PN. Leupold, Liut-bald.
- Leuzendorf (1248 Lutesdorf, 1377 Lewtsdorf, Lawtsdorff), vom PN. Liutizo, Liugo, Vklf. von Liudo; liudi = Leute, Volk.
- Liebsdorf Gde. Michelbach (Heide) (1355 Liebendorf), PN. Liobini, Liub-wini = lieber Freund.
- Lobenhäusen Gde. Gagstatt (1085 Luobenhusen, 1139 Lobenhusen), vom PN. Lobo, Kzf. von Lobegis, Lobaher = Lober u. a.; lob = Lob, Preis.
- Markertshofen Gde. Gründelhardt (1090 Marcuarteshouen), PN. Mark-wart = Grenz-wart, Grenz-hüter.
- Matzenbach (1024 Magunbach, 1152 Manzenbuoah), PN. Mago aus Mahtizo, Vklf. auf -z von maht = Macht; oder von Mazzo, Kzf. Mazolf u. a.; ahd. maz = Speise, Nahrung. Zur selben Gemeinde gehört die Melbersmühle, die nach ihrem Erbauer Hans Melwer, Sichelschmied aus Dinkelsbühl, vor 1433 benannt wurde, mhd. melwer = Mehlhändler.
- Metzholz bei Gammesfeld, 1377 Metteinsholtz, vom PN. Mahtwin, Mathin; maht = Macht, win = Freund.
- Morstein (1288 Morstein), kaum von dem PN. Mor, Kzf. zu Morolf u. a., sondern von dem Wappenbild eines Mohrenkopfes.
- Naicha Gde. Wiesenbach, nicht von einem PN., sondern durch falsche Silbentrennung „zu de-n Eichen“ = Neichen.
- Neidenfels Gde. Satteldorf (1391 Nidenfels, Nydenfels), nicht von dem PN. Nido, zu Nithard u. a., sondern von mhd. nide, nit = feindliche Gesinnung, Eifersucht; weil während der Burgstreitigkeiten um Burleswagen um 1390 erbaut.
- Onolzheim (1333 Onoltsheim, 1348 Onolghem), vom PN. Onold, Onoald, Aunoald; ahd. aun-, altenglisch ean = mächtig, stark (?) und walt = Herrscher.
- Ottenhofen, später Hürden bei Bächlingen, 1371 Otelshofen, vom PN. Otulf, Audulf; ot = Glück, Besiz; ulf, -olf = Wolf.
- Raboldshäusen (1477 Rappoldshäusen), vom PN. Rat-bold = im Rate kühn oder nach der Form Rabenolzhusen (14. Jhd.) von Raban = Rabe und walt = Herrscher.
- Rakkoldshäusen, abg. bei Billingsbach (1357 Oberrackershusen, Niderrackershusen), vom PN. Racco bzw. Raccher, Racold; rag = wrac = Recke, Geächteter. Zum selben Wortstamm gehören vielleicht die Ortsnamen Rechenhäusen Gde. Michelbach (1291 Rechenhausen) und Rechenberg (1263 Rechenberch); PN. Recho von Ragicho, Reccho = Recke, Geächteter. (?)
- Randenweiler bei Stimpfach, vom PN. Rando, Kzf. zu Rantbert, Randolph u. a.; rand = Schild.
- Zum Wort rag-, ragan = Rat der Götter, gehören: Regelshagen (so 1300), heute Oberweiler, von Ragilo, Vklf. auf -i; Regenbach (1033 so, 1226 Reinbach), von PN. Ragino, Regino (?); Reinbottenhäusen, abg. bei Satteldorf (so 1432 und öfters), vom PN. Reinbot, wohl Reinbot von Wolmershausen, der im 14. Jahrhundert wiederholt genannt ist. Reinbot = Ragin-boto = Bote des Götterrates.
- Reinsweiler Gde. Oberspeltach (1085 Regenshereswilare), abg. vom PN. Regin-heri = Götterkrieger.
- Reißenberg, vor 1505 abg. bei Triensbach (1357 Rissenberg, 1366 Reißenberg), PN. Rizo, Rizzo, Kzf. von Rizulf; ahd. riszan = reißen.
- Riegelbach bei Marktustenu (1265 Rihtelbach, 1273 Rihtilbach), PN. Richilt; rich = Herrscher, hilt = Kampf, Kämpferin.
- Rückershagen Gde. Gerabronn (Ruggershagen), von PN. Rugger, Rüdiger, Ruotger; hrud = berührt, ger = Speer. Zum gleichen Wortstamm gehört Rupperts-hofen (1303 Ruoprechtshoven), vom PN. Ruod-ber**t** oder Ruod-pre**ch**t = ruhmes-glänzend; und Rudolfsberg Gde. Mariäkappel, 1549 aus einer Holzmark entstanden; PN. Rudolf, Ruod-olf = Ruhmeswolf.

- Reichertswiesen Gde. Riedbach (so 1444), von PN. Reichert, einer späteren Form von Richard, Richart.
- Reupoldsrot Gde. Schrozberg, vom PN. Riud-bald; riud = rötlich, alt; bald = kühn.
- Schrozberg (1249 Scrotsperch, 1262 Schrotsbere), PN. Scrot, Kzf. von Scrutolf; ahd. scrotan = schroten, schneiden.
- Zum Wortstamm sig = Sieg gehören Seibotenberg Gde. Michelbach (Heide), vom PN. Seibot = Sigi-bot = Siegesbote; Sigisweiler Gde. Schrozberg (1245 Sigewinswyler), vom PN. Sigi-wini = Siegesfreund; das benachbarte Sichertshausen bei Niederstetten, vom PN. Sigi-hart = Siegeskühn; endlich Siglershofen Gde. Stimpfach (1136 Sigeleshoven), vom PN. Sigilo, Kzf. zu Sigil-heri.
- Simprechtshausen und Simmetshausen Gde. Herrentierbach (1103 Sintprechtshusen, 1360 Sinbrechtshausen, Sinbrechtshausen), beide vom PN. Sind-brecht; sind = Weg, Reise; brecht, bert = glänzend.
- Simonsberg Gde. Ellrichshausen, nach dem Simonsbauern Ende des 16. Jahrhunderts benannt. Der frühere Name Lichtenstern ist von dem Kloster Lichtenstern bei Löwenstein, das hier bereits um 1400 Besitz hatte, abzuleiten; Uta, eine geborene von Maiefels, um 1341 die Gemahlin des Frig von Burleswagen, war 1367 bis 1376 Äbtissin des Klosters Lichtenstern.
- Triensbach (1091 Trienesbach, 1333 Trintsbach, 1348 Trienspach), entweder vom PN. Truant = „vertrauend“ (zu ahd. truwan, truan = trauen, vertrauen) oder zu mhd. tren, trien = Drohne, Hummel, vgl. Trembert als Vollform. Auf letzteres weist die mundartliche Form „Trespe“.
- Triftshausen Gde. Gröningen (1345 Triffenhausen, nach 1351 Triftghusen, Trifshusen), vom PN. Triffo, zu mhd. tref, trif = Schlag.
- Unterstelzhausen (1303 angeblich Stezelshusen), kaum von einem PN., sondern von mhd. stelze = schmal auslaufender Teil einer Flur.
- Vehlenberg Gde. Waldtann (1357 Velnberg, 1489 Felenberg, 1529 Follenberg), entweder zum PN. Folo, Volo, Kzf. zu Volmar, Folrad u. a., oder zu mhd. vaele = Fehlschlagen, Fehlhalde.
- Volkershäuser Gde. Ellrichshausen (1090 Uolcheshusen, nach 1351 Volkartshusen, 1358 Volkershusen), vom PN. Volkert, Volkhart, Fulchard; ahd. fulc = Volk, hard = stark, kühn.
- Die Völkermühle Gde. Wildenstein hat ihren Namen wahrscheinlich von der Familie Völker, die von 1500 an in Magenbach und Umgebung begütert war.
- Waidmannsberg Gde. Leukershäuser (1421 Weickmannsberg; die Formen Wickmanns, Wignandsberg waren nicht aufzufinden), wahrscheinlich vom PN. Waidman, Weikman; ahd. weida = Weide, Jagd; Weiko Vklf. auf -co, cho = Weidico.
- Wäldershuh Gde. Wildenstein (1319 Welderichshuh), vom PN. Walderich, Walterich; ahd. waltan = walten, herrschen; rich = Herrscher; verstärkender Sinn des Namens.
- Wallhausen (1243 Walhusen, ebenso 1251 und 1257; 1260 Wallenhusen, im 14. Jahrhundert meist Walnhusen), entweder vom PN. Wallo = Walho, Walzho = der Fremde, Welsche; oder direkt von dem Volksnamen der Walchen, Welschen, d, h. einer vordergermanischen Bevölkerung, etwa von Gröningen aus benannt.
- Weckelweiler Gde. Lendsiedel (1357 Weckelnwiler), soll vor Zeiten „Völklinweiler“ geheiß haben; dann vom PN. Völklin, vkl. Kzf. zu Volk-mar u. a., andernfalls zum PN. Wegilo, oder von wacke, weckelin = Feldstein.
- Westgartshäuser (1255 Vschershvsen, 1300 Wskershusen, 1303 Uskershusen), von einem PN. Usger oder Usgard (weiblich), aus Wisi-ger, Wisi-gard; wisi von ahd. wiso = Heerführer oder wis, wissi = gewiß, sicher; ger = Speer, gard = Hüterin.
- Witmersklingen Gde. Bartenstein (1334 Witigersklingen), vom PN. Witiger; ahd. wit = weit, ger = Speer.
- Wollmershausen Gde. Tiefenbach (1262 Wolmershusen, ebenso 1261 und 1276, vom PN. Wolmar, entweder aus Wolomar = wohl-berühmt, oder aus Wolfmar = Wolfs-berühmt.
- Noch manche Einzelfrage auf dem Gebiet der Ortsnamenkunde wäre zu lösen. Vor allem konnte die Frage der Wüstungen oder abgegangenen Siedlungen nur gelegentlich gestreift werden, ebenso die Darstellung der Burganlagen, der Mühlen und anderer Anlagen nur in kurzen Umrissen erfolgen. Die Ortsnamenforschung bildet nur einen Bruchteil der Heimatforschung; wenn man bedenkt, wie reichhaltig die Geschichte unseres Kreises ist, wie anziehend das Gebiet der Mundart, des Brauchtums, der Sage und wie reichhaltig die Namenkunde (Personen-, Familien-, Orts- und Flurnamen) ist, welche geringe Fortschritte über die Arbeiten von Bossert und andere hinaus gemacht wurden, so kann man nur wünschen, daß auch auf dem Gebiete der Heimatforschung neue Mitarbeiter erstehen.

Die Grenzstreitsage vom falschen Schwur bei Schöpfer und Erde und ihre rechtsgeschichtlichen Hintergründe

Von Emil Kost

Über den Hühberg im Jagstgebiet des Kreises Künzelsau zieht über einen vorgeschichtlichen Grabhügel die Markungsgrenze zwischen Altkrautheim und Unterginsbach. Der zu Altkrautheim gehörige Nordteil des Hühbergs springt gegen die Unterginsbacher Markung nach Süden vor, und dieser auffallende Grenzvorsprung zugunsten von Altkrautheim ist im Volksmund durch eine Sage erklärt:¹

Altkrautheim und Unterginsbach lagen einst im Streit wegen der Flur „Urteil“² auf dem Hühberg. Ein Bürger von Altkrautheim schwur, nachdem er zuvor im Ort Erde in seine Schuhe getan und in seinem Hut einen Schöpflöffel (vom Volk „Schöpfer“ genannt) verborgen hatte: „So wahr der Schöpfer über mir ist, stehe ich auf Altkrautheimer Erde!“ Er gewann damit der Gemeinde das „Urteil“.



Abb. 1 und 2. Der „Löffelstein“ auf der Markungsgrenze von Brettach und Cleversulzbach (Kreis Heilbronn, 700 m südöstlich Cleversulzbach).

[Aufnahme: Dr. Kost]

Eine ganz entsprechende Sage knüpft sich im Kreis Heilbronn (Neckarsulm) an den Löffelstein, einen Grenzstein am Rande des Haldenwaldes zwischen den Markungen von Brettach und Cleversulzbach.³ Auch dort springt die Brettacher Markung stark gegen die Cleversulzbacher bis in die Nähe dieses Ortes vor, und auch dort ist diese Lage durch die Sage begründet, ein gottvergessener Förster habe bei einem Grenzstreit das Waldstück dadurch an Brettach zu bringen gewußt, daß er geschworen habe, so wahr ein Schöpfer über ihm sei, stehe er auf Brettacher Boden. Zuvor habe er in seinen Hut auf dem Kopf einen Schöpflöffel und in seine Schuhe Brettacher Erde getan. Zur Strafe für diesen Meineid müsse er umgehen als Häldegeist im grünen Jägerrock, von Hunden begleitet.

Sehr ähnliche Grenzstreit- und Schwursagen werden aus derselben Landschaft berichtet von der Flur Hälde zwischen Neuenstadt a. K. und Gochsen, wo ein Neuenstadter Jäger den Falschschwur zugunsten seines Ortes geleistet habe, der nun zur Strafe ebenfalls als Häldegeist umgehen müsse, und von der Grenzmarkung von Roigheim wird eine entsprechende Sage erzählt, wo ein Schieder, ein Felduntergänger, den Meineid geschworen habe.⁵

Diese württembergisch-fränkischen Sagen sind nicht die einzigen

ihrer Art; schon der volkskundlich sammelnde und forschende, aus Schwaben stammende Universitätsprofessor Birlinger hat erkannt, daß diese Sage Gemeingut der germanischen Stämme ist.⁶ Was hier vom Brettacher Schulzen, im Amt Tuttlingen von einem Vogt der Herrschaft Conzenberg gegen Herren von Enzberg, in der Schweiz vom Klostervogt zu Muri erzählt wird, begegnet dem Sagenforscher bis nach Island.⁷ Die Belege lassen sich um weitere Beispiele vermehren; so wie der Wurmlinger um eine Waldgrenze zwischen Nendingen und Tuttlingen falsch schwur,⁸ so eine Gräfin von Eberstein im Rockertwald im Schwarzwälder Murgtal und muß heute als Rockertweible am Tatort umgehen,⁹ und so ein Lautlinger im Besitzstreit zwischen seinem Ort und Hossingen;¹⁰ auch er muß als Geist büßen. Im bairwarischen Gebiet tat im Streit der Hindelanger gegen die Wertacher ein Doktor Bach den Schwur in obgenannter Form und muß als Schimmelreiter spuken,¹¹ wie im ersten Beispiel auf dem Hühberg der Schimmelreiter umgeht. Im Streit der Geißfelder gegen die Gerolzhöfer um einen Wald ist ein Hirte unter gleichen Umständen der Meindige und geht zur Strafe als „Waldpöpel“ in dem umstrittenen Wald um.¹² Die entsprechende Sage spielt in der Westeifel um einen Wald zwischen den Gemeinden Metterich und Badem; dort schwört der älteste Mettericher den Eid.¹² In der Schweiz, in Muri, hat der betrügerische Vogt des Klosters nicht bloß Erde des Klosters in seine Schuhe getan, sondern auch einen weitzackigen Kamm, im Volksmunde „Richter“ genannt (zum Richten der Haare), nebst einem Schöpflöffel im Hut versteckt, und geschworen: „So wahr ich auf dem Grund und Boden des Klosters Muri stehe und über mir den Schöpfer und den Richter weiß, usw.“ Unmittelbar nach diesem Schwur hat ihm der Belzebug mit einem Ruck den Kopf vollständig umgedreht, so daß ihm das Gesicht über dem Rücken gestanden hat, sich zu ihm aufs Pferd gesetzt und ist mit diesem, am Stamm einer glatten Buche hinauf, davongesprenzt.¹³ Der umgehende Vogt heißt im Volksmund der Stifelreiter. Die Schweiz bietet eine Reihe weiterer Beispiele solcher Meinschwursagen,¹ ebenso das schon genannte Bayern,¹⁵ Tirol,¹⁶ Baden,¹⁷ Rheinland-Westfalen,¹⁸ Schlesien,¹⁹ Norddeutschland.²⁰

Der Anruf des Schöpfers beim Grenzstreit ist im germanisch-deutschen Recht schon seit einem Jahrtausend im Gebrauch. Wenn er in unseren Sagen zu einer frivolen Scheinhandlung herabgesunken ist, freilich mit der darauffolgenden Strafe Gottes, so ist er im Alamannengesetz (Lex Alamannorum, Anfang 8. Jahrhundert, Abschnitt 81) noch im Ernst auf Tod und Leben gebraucht. Dort war bei Strittigkeit einer Grenze ein Zweikampf²¹ vorgesehen, und das Gesetz schrieb den Streitenden vor:

„Sobald sie zum Kampf bereit sind, sollen sie die Erdscholle²² in die Mitte legen und mit ihren Schwertern berühren, und sie sollen Gott den Schöpfer zum Zeugen anrufen, daß er jenem den Sieg gebe, dem das Recht zusteht.“

Auch unsere Sagen enden fast alle mit einem „Gottesgericht“ gegen den Falschschwörer, und wenn sie in Süd- und Südwestdeutschland den falschen Schwörer und scheinbaren Gewinner das Wort „Schöpfer“ (= Schöpflöffel) dann wörtlich-dinglich gebrauchen lassen zur Täuschung, so liegt hier eine vom Volk ins Frivol-Burleske gezogene Handlung vor. Beim Streitfall Brettach gegen Cleversulzbach ist der zur Täuschung benützte Schöpflöffel („Schöpfer“) nach der Deutung des Volkes auch wirklich auf dem „Löffelstein“, dem Grenzstein an der Stelle des sagenhaften Schwurs dargestellt (Abb. 1). Es ist ein viereckiger, über einen halben Meter hoher Markstein (Abb. 2), auf dessen oberer Seite ein Gebilde eingetieft ist, das einem Löffel gleicht. Auf der Westseite des Steins sind die Buchstaben SB (Clever-Sulzbach), auf der Ostseite die Zahl 1803 und die Buchstaben BR (Brettach) eingegraben. Die Jahreszahl gibt dem Sagenforscher einen willkommenen Anhaltspunkt für das Mindestalter dieser Schwursage mit dem „Schöpfer“ für die letztere Örtlichkeit; natürlich kann und wird die Steinsetzung von 1803 eine ältere Überlieferung aufgenommen haben.

Auf eine Spur zur Erklärung des „Löffels“ auf dem Grenzstein führt nun das Vorkommen eines anderen Löffelsteins. Auf der Desburg, einem Vorgebirge der Rhön, steht ein alter, hoher Grenzstein, in welchem eine schüsselförmige Vertiefung und daneben drei Löffel eingehauen sind. Hier grenzten die Ämter Lichtenberg, Kaltenordheim und Sand aneinander, und man erzählt, daß vor alters beim Grenzbezug die Amtsleute der drei Ortschaften aus dieser Schüssel Suppe miteinander gegessen hätten.²³ Damit wären also die Löffel auf Grenzsteinen befriedigend erklärt. Belege für gemeinsames Essen der Grenzbezügler am Grenzstein kennt schon im frühen Mittelalter Jakob

Grimm.²⁴ Schon im salfränkischen Gesetz (Lex Salica, 6. Jahrhundert, Abschnitt 49) wird gefordert, daß zur feierlichen Besitznahme in dem neuerworbenen Grundstück ein Tisch aufgestellt und Gäste mit Brei bewirtet werden.²⁵

Es ist, nachdem der Gebrauch des Löffels bei der Grenzfestsetzung und -begehung auf diese Weise erklärt ist, nun wahrscheinlich, daß bei Brettach-Cleversulzbach dieser alte Rechtsbrauch nachklingt und daß die Wandersage vom „Schwur mit dem Schöpfer“ sich örtlich wegen des abgebildeten Löffels dort angeknüpft hat. Die Sage mit ihrer Schwurformel muß weit älter sein als der Cleversulzbacher Löffelstein, wie die Formel des Alamannengesetzes zeigt.

Nun gibt es weitere Sagen obiger Art, in denen die Anrufung des Schöpfers fehlt und nur der Zug von der Erde in den Schuhen und der Schwur darauf berichtet ist.

An zwei Steine, wie bei Cleversulzbach an den Grenzstein, angeknüpft ist die Sage in Pottland (Skandinavien) bei der Kirche von Bro. Zwei Frauen stritten dort mit der Kirche um ein Stück Acker und taten auf dem umstrittenen Platz den Schwur, daß sie „auf ihrer eigenen Erde“ stünden, nachdem sie Erde von ihrem Grundbesitz in ihre Schuhe getan hatten. Zur Strafe für den Meineid wurden sie auf der Stelle zu den Steinen verwandelt, die noch bei der Kirche stehen.²⁶ Nach einer anderen Erzählung stritten zwei Frauen miteinander um den Besitz eines Waldes; die Frau, die Unrecht hatte, siegte hier auf die gleiche Weise durch Berufung auf die Erde, auf der sie stehe; zur Strafe versank der Wald und ein Sumpf trat an seine Stelle.²⁷ Eine Vergleichssage stammt aus Siebenbürgen, wo die Feldorfer und die Zendrischen um den Besitz eines Feldes stritten und einer der letzteren es den anderen mit Erde in den Stiefeln abschwur. In der nächsten Nacht hörte man ein Brausen und sah, daß der Teufel den Betrüger vor den Pflug gespannt hatte und mit ihm eine Furche pflügte, die heute noch als Teufelsfurche auf jenem Berg gezeigt wird.²⁸

Die Sage vom Schwur mit der Erde im Schuh ist häufig.²⁹ Das Motiv ist als Schwankmotiv auch sonst schon im Mittelalter bekannt. Die 26. Historie vom Eulenspiegel (älteste Ausgabe 1515) erzählt, wie Eulenspiegel einem Bauern einen Karren voll Erde abkauft. Als der Herzog von Lüneburg ihm wieder begegnet, setzt er sich hinein. Damit hat er die Ausrede: genediger her, ich bin nit in euweren land, ich sitz in meinem land, das ich gekauft hab für einen 3 Pfennig. Dasselbe Motiv kommt vor in einer italienischen Novelle des Francho Sacchetti, Gonellas Heimkehr, aus dem Jahre 1335,³⁰ ferner bei den Zamaiten³¹ und bei den Esthen.³²

Einen zeitlichen Anhaltspunkt für das Alter der Sage vom Schwur mit der eigenen Erde unter den Füßen gibt vielleicht die thüringische Sage von Ludwig dem Springer und dem Besitzstreit auf der Wartburg, der Erde von eigenem Land auf die Höhe des Berges der heutigen Wartburg bringen und ihn ganz damit beschütten ließ. Dadurch fand er 12 Eideshelfer, die mitschwuren, er baue auf eigener Erde. Nach einer Chronik soll der Vorgang 1057 gewesen sein.³³ Grimm kennt ähnliche Sagen von Konstantin in Byzanz,³³ die zeitlich noch weiter zurückführen könnten.

Der in diesen Sagen erwähnte Zug der eigenen Erde im Schuh oder unter den Füßen und die Ableitung eines Rechtsanspruchs auf den Boden darunter geht offenbar auf eine im Frühmittelalter noch ernst genommene und tatsächlich ausgeübte Besitzhandlung zurück. Von den alten Sachsen ist bezeugt, daß sie Erde aus dem Heimatboden mitnahmen und sie auf dem neugewonnenen Landgebiet ausgeschüttet haben, womit ihnen dieses zur Heimat wurde. Die Sitte ist wohl indogermanisch, da sie auch von den Griechen aus antiker Zeit bekannt ist. Auf derselben Auffassung beruht wohl das Mitnehmen heiliger Erde von den Weihstätten ihrer Heimat durch norwegische Landnehmer und Ausstreuung dieser Erde in Island auf dem Boden des neuerrichteten Heiligtums, das damit geweiht war. Aber selbst das Einfüllen der Erde in einen Schuh ist ursprünglich ernste Rechtshandlung gewesen. So kennt Jakob Grimm³⁴ eine Urkunde, in der das Ausziehen des Schuhs und seine Auffüllung mit Erde Symbolhandlung für die Auflassung von Gut und Erbe ist: „de vestitura per caligulam impletam de terra et virgulam de viridario.“

In beiden Fällen der betrachteten Sage, dem Schwur auf die eingefüllte Erde im Schuh und der Anrufung des „Schöpfers“ liegen somit der schwankhaft gewordenen mündlichen Volksüberlieferung ältere und tatsächliche Rechtsbräuche des Mittelalters und teilweise sogar der Vorzeit zugrunde.

Anmerkungen:

- ¹ Text: Oberamtsbeschreibung Künzelsau, 1863, Seite 132.
- ² Ältere Formen nach einem alten Lagerbuch des 16. Jahrhunderts: Orthel und Orthall. Da dieser Flurname an der Talflur des Hühbergs haftet, ist Deutung aus „Ort“, „Spitze“ und „Tal“ möglich, jedoch auch die vielsagende Deutung auf „Orda l“ = Gottesgericht. Siehe dazu Anmerkung ²¹.
- ³ Oberamtsbeschreibung Neckarsulm, 1880, Seite 114.
- ⁴ A. a. O.
- ⁵ Neckersulmer Heimatbuch, Fr. Krapf, Öhringen 1928, Seite 252.
- ⁶ A. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben, 1, 122.
- ⁷ J. Hartmann, Württembergisch Franken 9, 1873, Seite 471.
- ⁸ A. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben, Nr. 339 (1861).
- ⁹ E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben, 1852, Seite 125 (Nr. 139) und Seite 126.
- ¹⁰ Oberamtsbeschreibung Balingen, 1880, Seite 126.
- ¹¹ Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie, München 1855, 2, 537.
- ¹² M. Zender, Volkssagen der Westeifel, Bonn 1935, Nr. 189.
- ¹³ Fehr, Handwörterbuch des Aberglaubens, II 670; Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 3, 342.
- ¹⁴ Rochholz, Schweizergesagen aus dem Aargau, I 301, II 24, 30, 36, 46 f, 33, 113; Wyß, Reise in das Berner Oberland, 1816, 2, 640; J. R. Herzog, Schweizergesagen, 2, 236; Walliser Sagen, Tscheinen und Ruppen, 1871.
- ¹⁵ Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande, 1852, Nr. 973.
- ¹⁶ Heyl, Volkssagen aus Tirol, Seite 280.
- ¹⁷ Waibel und Flamm, Badisches Sagenbuch, Bodensee, 1, 114.
- ¹⁸ Zauert, Rheinlandsagen, Jena 1914, 2, 217; Westfälische Sagen, Jena 1927, Seite 320.
- ¹⁹ Peuckert, Schlesische Sagen, Jena 1924, Seite 155 ff.
- ²⁰ Kuhn und Schartz, Norddeutsche Sagen, 1848, Nr. 132, 157, 228; Bartsch, Sagen aus Mecklenburg, 1, Nr. 256.
- ²¹ Zweikampf in Form eines Gottesurteils, „Ordal“ genannt. Sollte die Flur „Orthel“, „Orthall“ von Altkrauthelm doch auf eine ältere, frühmittelalterliche gottesgerichtliche Austragung eines solchen Grenzstreits dort hinweisen?!
- ²² Diese Scholle in Gegenwart des Grafen als Richter ausgehoben aus der Mitte des strittigen Grenzstreifens.
- ²³ L. Bechstein, Sagen des Rhöngebirges, 1842, Seite 49.
- ²⁴ Deutsche Grenzaltertümer, Kleine Schriften, II, 1865, Seite 66.
- ²⁵ Jakob Grimm, Rechtsaltertümer, I, Seite 262; Grenzaltertümer, Kleine Schriften, II, Seite 67, bringt Jakob Grimm Belege für gemeinsames Essen der beiderseitigen Grundbesitzer an der gemeinsamen Grenze aus einer Schüssel. Nur wenige Kilometer südlich des Löffelsteins steht an einer anderen Grenze am Treffort dreier Gemeindegemarkungen der „Steinerne Tisch“, im Viereck von Steinbänken umgeben, den Formen nach der gotischen Zeit angehörig. Er wird vielfach als Gerichtstisch betrachtet, könnte aber auch zu einem ähnlichen Zweck eines demonstrativen Grenzmahls (gemeinsame Mahlzeit!) der Grundbesitzer an der Grenze gedient haben.
- ²⁶ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 10, 1900, Seite 202.
- ²⁷ A. a. O. und Handwörterbuch des Aberglaubens, VI 118.
- ²⁸ Friedrich Müller, Siebenbürgische Sagen, Wien und Hermannstadt 1885, Seite 65, Nr. 90.
- ²⁹ Sage vom Stifelreiter und ihre Entsprechungen, Schweizer Archiv für Volkskunde 21, 172, 1917, und Handwörterbuch des Aberglaubens II 670 mit reichen Schrifttumsangaben. Wallisersagen, Tscheinen und Ruppen, 1871, Nr. 128.
- ³⁰ A. Keller, Italienischer Novellenschatz, I 1851.
- ³¹ Vockenstedt, Sagen und Legenden der Zamaiten, 1883, II, Nr. 93.
- ³² E. Freiherr von Künßberg, Rechtsgeschichte und Volkskunde, in Jahrbuch für Historische Volkskunde, I 1925, Seite 120/21.
- ³³ Jakob Grimm, Rechtsaltertümer, Seite 553.
- ³⁴ A. a. O. 1, 156. Die Urkunde bei d'Achéry spicil., I 558.

Johanniterkomtur Stahl, der Personennamen Stahl und die Stahlbühle

(Nachtrag zum Jahrbuch „Württembergisch Franken“, Neue Folge 20/21, 1940)

In dem Aufsatz „Stifterbilder um 1400 in Württemberg“, Abb. 8, ist eine Steinfigur im Haller Keckenburgmuseum dargestellt, die dort (S. 246–249) durch den Verfasser Dr. H. Wentzel gewürdigt worden ist als aus der Johanniterkirche stammende Stifterfigur eines Ordensherrn um 1400. Zu Person und Zeitstellung dieser Figur bietet nun ein inzwischen an unerwartetem Ort, in Simprechtshausen (Kreis Crailsheim) aufgefundenes, farbig gefaßtes Reliefsteinbild willkommene Auskunft. Laut seiner Inschrift (s. Abb.) handelt es sich um das Totengedenkbild des Johanniterkomturs Markward



Stahl. Marquard Stahler, von Stahelaw, war 1405 bis 1408 Ordenskomtur in Hall (Wfr 9, 18 und 26). Als Marquard Stähler ist er 1410 Komtur des Johanniterordens in Mergentheim. Das in Simprechtshausen vorgefundene Epitaph von 1415 gibt sein Todesjahr. Das Steinbild hat eine sonderbare Geschichte hinter sich: es wurde um 1835 von dem Simprechtshausen Bauern Josef Drom auf dem Haller Jakobimarkt (!) ersteigert und in die Vorderwand seines neugebauten Hauses eingemauert, wo es heute ein Schmuck- und Wertstück ersten Ranges bildet. Es stammt zweifellos von der Haller Johanniterkirche.

Ein mit Markward Stahl vielleicht verwandter Johannes Stähler war 1407 bis 1416 Komtur der Johanniterkommende Bubikon (H. Lehmann, „Das Johanniterhaus Bubikon“. Mitt. d. Antiqu. Ges. Zürich 1946, S. 96).

Sprach-, sach- und rechtsgeschichtliche Hintergründe ergeben sich bei der Untersuchung des Personennamens Stahl und Stähler und seiner Herkunft von einem „Stall-“ und „Stahlbühl“ bezeichneten Gerichtshügel über die Personenbezeichnung „Staller“ und „Staheler“, die offenbar einen Richter auf der Gerichtsstelle meint. Welcher Art solche ursprünglich heilige „Stelle“ vordem gewesen ist, läßt in der isländischen Saga vom Goden Snorri (um 1200; Thule 7, 18) die Beschreibung des heiligen Hauses des Thorolf ahnen: „Da im Innern war eine große Friedensstätte. Vom Eingang weiter nach dem entfernten Giebel lag ein Raum ähnlich der Sakristei in den jetzigen Kirchen, und dort war eine Erhöhung, stali, in der Mitte des Tempelflurs wie ein Altarplatz. Auf dem Altar lag ein fugenloser Ring, darauf mußten alle Eide abgelegt werden.“ Auch die jüngere Saga von den Leuten aus Kjalarnes berichtet (Kap. 2) von einem heiligen Haus des Goden Thorgrim mit umhөгtem Hofplatz, mit der altarartigen Erhöhung im Innern, auch hier stali genannt. Auf ihr sollte ein großer silberner Eidring liegen; auf ihn „sollten alle Eide geschworen werden. in allen Teufklagesachen“. Nun gibt es an den nordischen Höfen und im 11. Jahrhundert in England den Personennamen „Staller“; er bezeichnet eines der ältesten Hofämter, den Sprecher des Königs und obersten Richter über die Hofleute (Haberkern-Wallach, Hilfszw. f. Hist., 1935, S. 531), vielleicht von der Aufsichtsführung über die Stallungen des fürstlichen

Hofes abzuleiten oder aber von der als umhөгter Raum „Stall“ genannten Gerichtsstätte, auf welcher der „Staller“ zu amten hätte. Mit diesem Namen kann freilich der auch vorkommende Personennamen „Staheler“ von althochdeutsch stahaleri (stählerner Heerkrieger) im Mittelalter zusammengefloßen sein. Die Gerichtsbedeutung von „Stallbühl“, „Stahlbühl“ und „-berg“ geht aus fränkischen Belegen hervor: Ein Landgericht im Wormsgau findet 1398 „off dem Stahelbuehl“ statt, der Platz des Landgerichts bei Landau hieß „Stahlbühl“ (Mone, Zeitschr. Gesch. d. Oberrheins 3, 300), der „Stahlbühl“ bei Ladenburg ist schon 945 als Malstätte des Lobdengaus genannt (Cod. Laur. 1, 501), und eine Kaiserurkunde von 1223 ist „datum Stalubel in generali placito“, auf dem Gerichtsplatz der Schriesheimer Cent an der Bergstraße (Mone 3, 281). Anzuführen wäre für Württembergisch Franken der „Stallbühl“ SO Heilbronn, 1350 „Stahlbühel“, mit vorgeschichtlichen Funden, der „Stahlbiegel“ NW Großgartach als Ausbiegung der Markungs- und Landesgrenze, ein „Stahlbühl“ bei Tiefenbach-Obergriesheim, und der „Stahlbühl“ bei Wimpfen, 1343 erwähnt. In einer Tauberschlinge bei der Gamburg liegt als höchste Erhebung mit einsamer Kapelle der „Stahlberg“, heiliger Berg und Gaudingstätte (F. Metz Tauberland, S. 79).

Daß der Flurname „Stallbühl“ mit einer Gerichtsstelle zusammenhängt, läßt auch der rechtsgeschichtliche Wortgebrauch von „Stallung“ erschließen; eine Einung der Fürsten und Städte in einem allgemeinen Landfrieden wird 1384 „Heidelberger Stallung“ genannt, entsprechend einem Landfrieden 1384, in Mergentheim geschlossen, „Mergentheimer Stallung“ geheißen.

E. K o s t. [Aufnahme: Georg Müller, Bad Mergentheim]

Die Stadtbefestigung von Schwäbisch Hall

Von Eduard Krüger

Erster Teil: Die Altstadt

A) Die Anfänge der Stadt und ihrer Wehr

Eines der wichtigsten Ereignisse im Leben der Stadt Schwäbisch Hall kann in acht Jahren zum achthundertsten Male gefeiert werden: die Weihe von St. Michael. Jener 10. Februar 1156 muß ein großer Tag gewesen sein. Den Glanz der Festgemeinde erhöhte die Gegenwart des zwölfjährigen Friedrich von Rothenburg; er war der Neffe eines der bedeutendsten und strahlendsten Herrscher des Abendlandes: Friedrichs I. von Hohenstaufen, Barbarossa, seit 1152 deutsches Reichsoberhaupt. Der zuständige Bischof von Würzburg, Gebhard von Henneberg, zugleich Herzog von Franken, vollzieht die Weihe.

In welchem Zustand befand sich Hall vor 1156?

Der Ort war rechtlich noch ein Dorf. Aber er besaß ein köstliches und fast wettbewerbsfreies Gut, eine ertragreiche Salzquelle, die seine Bedeutung steigerte. Nach 650jähriger Verschüttung nützte man sie seit etwa 800 von neuem aus. Der Salzhandel scheint ansehnlich gewesen zu sein und bediente auch fernere Gegenden: die Urkunden des Klosters Kempten im Allgäu von 889 und des Klosters Feuchtwangen von etwa 990 lassen sich wahrscheinlich mit Hall in Zusammenhang bringen (W. Hommel, Haller Heimatbuch, S. 81 und 83). Das Salzprivileg Kemptens von 972 bezieht sich eindeutig auf unseren Ort (Werner Matti, Verfassung und Wirtschaftspolitik der Saline Schwäbisch Hall). Ein Salzmarkt muß schon in alter Zeit vorhanden gewesen sein. Die wirtschaftliche Kraft nahm zu und erzeugte ein bedeutendes Geldwesen: die Voraussetzung allen Markt- und Handelslebens. Die später so berühmt gewordene Haller Münze ist wohl schon im Öhringer Stiftungsbrief von 1037 genannt. Zur Wahrung seiner Rechte an der Saline entsendet der deutsche König adelige Beamte, die den Salzbetrieb, die Salzlagerung und den Salzverkauf überwachen. Der vornehmste Königsbeamte nennt sich „Salzgraf“ und saß auf dem Hügel über dem Marktplatz (nach den Haller Chronisten Herolt und Widmann). Das Salzgrafengeschlecht soll 1114 ausgestorben und die Burg in Verfall geraten sein. Wahrscheinlich war die Burgkapelle dem Salzheiligen Michael geweiht. Der Amtssitz des Kochergaugrafen befand sich seit etwa 990 auf der Kumburg bis zu deren Umwandlung in ein Kloster 1076 (oder 1078). In der Folgezeit ist Hall wegen seiner Salzerzeugung wichtiger Verwaltungsmittelpunkt unter einem königlichen Beauftragten; sein Sitz könnte in der Salzgrafenburg und nach deren Abbruch in der nördlich anstoßenden Gebäudegruppe gewesen sein, wo Wilhelm Hommel demnächst einen Königshof nachzuweisen gedenkt. Unser Dorf besaß schon in sehr früher Zeit (800) eine Befestigung, wie die vor kurzem entdeckten Palisaden am Kocherufer bei der Salzquelle lehren.

Hall ist alter Besitz des deutschen Königs. Es gelangt als Königslehen in die Hände der elsässischen Grafen von Egisheim, die es 1037 an die Grafen von Kumburg weitergeben. Der Ort war um 1116 nach Aussterben der Grafen von Kumburg vom salischen Kaiser Heinrich V. (mitsamt der Grafschaft über den Kochergau) dem Hause Hohenstaufen übertragen worden. Der Aufstieg des staufischen Geschlechts zu königlicher und kaiserlicher Macht förderte sein Emporblühen; die Beziehungen zwischen dem Herrscherhaus und Hall müssen sehr eng gewesen sein.

Das Dorf Hall verfügte bereits über eine größere Kirche St. Jakob (vermutlich mit Kloster), die um 1100 entstanden sein muß. Der Chronist Georg Widmann (1553) läßt sie schon um 1000, Julius Gmelin (Hällische Geschichte, S. 391) um 1037 erbaut sein.¹ Um diese Kirche hat sich jeweils am 25. Juli der „Jakobimarkt“ entwickelt, das ist der oben erwähnte älteste Salzmarkt. Kurz nach St. Jakob nimmt die Haller Bürgerschaft aus eigener Kraft schon ihre zweite Kirche in Angriff, nachdem sie nach 1114 den Hügel der sagenhaften Salzgrafenburg erworben hatte: den Großbau von St. Michael. Sein Umfang und sein hoher künstlerischer Rang gehen weit über die Bedürfnisse einer dörflichen Siedlung hinaus. Zur Zeit der Erhebung Konrads III., des staufischen Kochergaugrafen, auf den deutschen Königsthron 1138 oder aus Anlaß seines Besuches auf Kumburg nach siegreichem Winterfeldzug gegen die Welfenpartei 1140 mag die Grundsteinlegung von

¹ Solange ihre Entstehung ungeklärt ist, soll über St. Katharina nicht gehandelt werden.

St. Michael vollzogen worden sein; vielleicht ist sie sogar in der ersten staufischen Zeit, kurz nach 1116, erfolgt. Bei der Weihe der Kirche war — wie üblich — der Bau nicht vollendet; der Westturm ist noch gar nicht begonnen, seine Fertigstellung zieht sich bis in die 1180er Jahre hin; es stehen nur die Ostteile (Altar- und Priesterhaus) und der größte Teil des Langhauses aufrecht. Man erhält als kürzeste Bauzeit (ohne Turm) die Spanne von 1140 bis 1156, also 16 Jahre, als längste den Abschnitt von 1116 bis 1156, das sind 40 Jahre. Im Vergleich mit der Entstehungszeit anderer Kirchen erscheint auch die knappe Frist von 16 Jahren ausreichend.²

Alles in allem: die Zeit um 1156 ergibt für Hall das Bild eines leistungsfähigen und wichtigen Gemeinwesens, das mit Markt und Befestigung, Amtsmittelpunkt und Münzstätte eigentlich schon über Einrichtungen verfügt, die zu den Eigentümlichkeiten einer guten Stadt gehören.

Die Weihe großer Kirchen brachte den Wohngemeinden meist bedeutende Begünstigungen: Hall erhält 1156 einen feierlichen siebentägigen Markt vor und nach dem Michaelstag (29. September); den Besuchern wird Schutz und freies Geleit 14 Tage vor und nach diesem Festtag zugesichert. Damit gewinnt der Markt anziehende Kraft. Mit diesem „Michaelsmarkt“ war verbunden die Ausübung der Marktgerichtsbarkeit, das Einziehen der Marktzölle und der Standgelder, die Aufrichtung des befristeten Marktfriedens. Neuerlichene Jahrmärkte waren für die fremden Kaufleute bestimmt und hatten den Charakter der heutigen Großmessen; sie knüpften vielfach an Örtlichkeiten an, die bereits ein geordnetes Handelsleben pflegten. Wir sahen, daß Hall mit seinem „Jakobimarkt“ diese Voraussetzungen erfüllte. Ein normaler Wochenmarkt für die Einheimischen war außerdem stets vorhanden. Im neuen „Michaelsmarkt“ darf also die rechtliche Bestätigung eines bestehenden, aber obrigkeitlich vielleicht noch nicht genehmigten Zustands oder die Umstellung auf größere Verhältnisse gesehen werden.

Zwar ist 1156 nur von der Marktgerichtsbarkeit die Rede, die Bischof Gebhard von Würzburg kraft seiner ihm vom Reichsoberhaupt 1007 übertragenen Herzogsgewalt in Franken verleiht. Das Recht der Mauerbefestigung wird nicht genannt. Man hat jedoch guten Grund, zu vermuten, daß die oben erwähnten Palisaden bei der Salzquelle nicht nur den Salinenbezirk, sondern auch die Wohnstadt — durch Wall und Graben verstärkt — umzogen, ja daß sie bereits vor 1156 teilweise durch feste Mauern ersetzt waren. Der wertvolle Münz- und Salzbetrieb mit seiner Warenanhäufung erreichte eigentlich schon in früherer Zeit eine vorsorgliche Befestigung. Das Recht der Ummauerung brauchte also nicht mehr gewährt zu werden; das Schweigen der Urkunde wird damit verständlich.

Mit dem Marktrecht von 1156 war zweifellos das in der Urkunde ebenfalls nicht ausgesprochene Stadtrecht verknüpft. Seine Gewährung lag beim Stand der Dinge eigentlich in der Luft. Vielleicht ist die schriftliche Bestätigung durch eine zweite Urkunde ausgesprochen worden, die beim großen Stadtbrand von 1376, dem auch das Stadtarchiv zum Opfer fiel, zugrunde ging. Im allgemeinen erhielten Märkte ja erst durch Befestigung den Charakter einer Stadt. Eine neue Stadt ist rechtlich als Burg des Königs gekennzeichnet, der Burgfrieden überträgt sich auf den Stadtfrieden unter königlichem Schutz (Karl Weller, Geschichte von Schwäbisch Hall, S. 24) und verbietet das Waffentragen innerhalb der Mauern während der Marktzeit, er bringt durch ein besonderes Gericht Sicherheit und fördert den Salinen- und Handelsbetrieb. Hall war, weil sein Boden dem König oder dem Reiche gehörte, eine Königs- oder Reichsstadt, aber noch nicht eine „freie“ Reichsstadt. Es mehrte sich rasch die Bevölkerungszahl und der Wohlstand. Fast alle Staufen sind in Hall gewesen und haben Hoftage gehalten, der glänzendste war Heinrich VI. Fürstentag von 1190. Ein zahlreicher Adel stellte sich ein, um am Gewinn der Salzquelle teilzuhaben, sein Recht im ritterlichen Kampfgericht zu suchen und höfische Dienste bei den häufigen Besuchen des deutschen Königs zu verrichten; das Rittertum besaß auch die ältesten Reichsämtler und errichtete sich Steinhäuser in der jungen Stadt. Noch unter Barbarossa war jenseits des Kochers die Johanniterniederlassung 1185 (Gmelin, Hällische Geschichte, S. 453) mit einem Schutzbrief bedacht; der zugehörige Kirchenbau scheint um 1220 errichtet zu sein. Jedenfalls wird Hall urkundlich 1200 vom Staufenkönig Philipp von Schwaben „Stadt“ genannt: „in civitate nostra hallis“. Damit gehört es, zusammen mit Ulm, Gmünd und Bopfingen, zu den ältesten Städten Württembergs, die schon im 12. Jahrhundert über eine Ummauerung verfügen. Die Münze und „das Gold des Mittelalters“, das Salz, ließen es rasch emporwachsen. Um 1240 wird mit dem Bau von St. Katharina auch die westliche Flußseite dichter besiedelt.

² Es ist beschämend, daß in St. Michael bisher noch keine Grabung durchgeführt wurde; wir wissen nicht Bescheid über die genauen Größenverhältnisse der romanischen Kirche, über die Gestaltung der Chortelle und etwaiger Osttürme.

B) Gestalt und Größe der Stadt

1. Der Blockgassen-Kocher

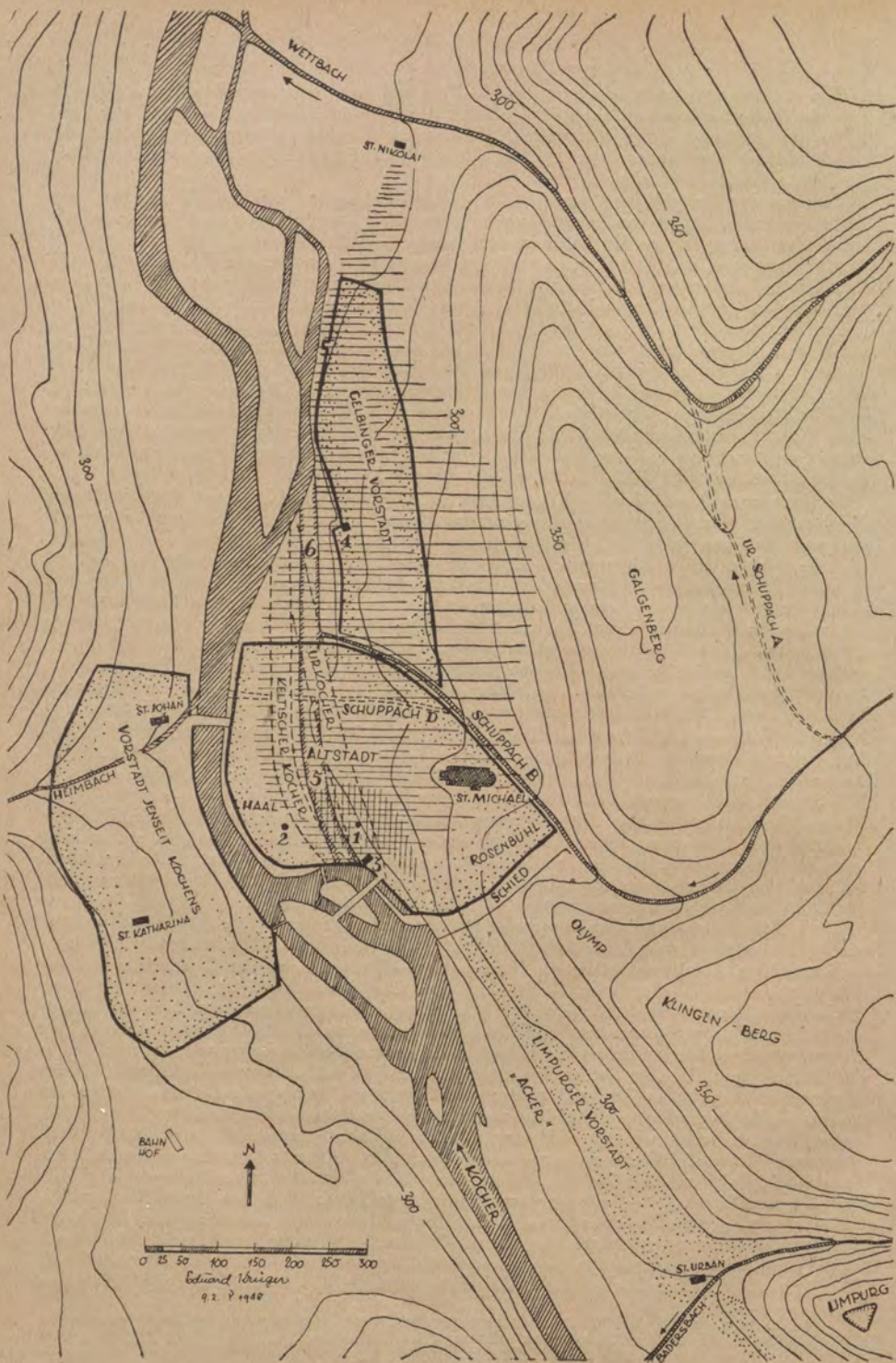
Die ummauerte Stadtfäche gliedert sich bis zum Untergang der Reichsstadt 1803 in drei deutlich geschiedene Teile: die Altstadt, die Vorstadt „jenseit Kochens“ und die Gelbinger Vorstadt. Dazu kommt noch 1541 durch Kauf die Limpurger Vorstadt, die jedoch niemals von Mauern geschützt war. Es soll in diesen Zeilen nur vom Herzstück, der Altstadt, die Rede sein.

Ursache der Stadtbildung war die Salz- oder Haalquelle, der „Nabel“ der Siedlung. Sie ist in früher Zeit schon ausgebeutet worden. Die Ausgrabungen bei der Kreissparkasse (die leider wegen des beginnenden zweiten Weltkrieges nicht zu Ende geführt wurden) erwiesen, daß vom 5. vordristlichen bis spätestens zur ersten Hälfte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts keltische Siedler einen Salinenbetrieb einrichteten. Die Salzquelle lag zu jener Zeit etwa 110 m östlich von ihrer jetzigen Mündung bei Haus Weller, Hinter der Post 9 (A b b. 1). Die Fläche der Kreissparkasse, des Hafenmarktes bis hin zur Keckenburg wimmelt von Fundstücken, die eine Keltensiedlung umgrenzen (vgl. die wertvollen Darstellungen von Emil Kost, „Die Keltensiedlung . . . in Schwäbisch Hall“, WFr, NF 20/21, S. 40 und S. 101, und von Wilhelm Hommel, „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall“, ebenda, S. 129). Die keltische Saline ging bei einer Naturkatastrophe unter. Der Schuppach warf Geröllmassen herunter und löste einen Bergbruch aus. „Hangschutt des steilen Talhanges“ (Georg Wagner in „Württembergisch Franken“, NF 20/21, S. 45) bedeckte den Fuß des alten Profils.

Bedeutungsvoll war das Verhalten des Kocherflusses. Sein Bett vor dem Auftreten des Menschen konnte unter der Kreissparkasse, also unter der nachmaligen Keltensiedlung nachgewiesen werden. Als ungezügelt Gewässer änderte er dauernd seinen Lauf, neue Geröllmassen des Schuppachs beeinflussten ihn. Zur Keltenzeit floß der Kocher etwa zwischen Schwatzbühl- und Blockgasse. Abstürzende Bergmassen drängten ihn dann weit nach Westen etwa bis zu seinem heutigen bogenförmigen Verlauf. Der Fluß hatte das Bestreben, in die Sehne seines Bogens zurückzukommen und begann, wieder nach Osten vordringend, sich in den Schuttkegel zu fressen. Im Westen ließ er ein seichtes und sumpftartiges Gewässer hinter sich, aus dem wohl sehr flache eingeschwemmte Inseln ragten. Die Abräumbarkeit stieß bis zur Blockgasse vor, wo die Kulturarbeit des Menschen Einhalt gebot. Die Mächtigkeit des neugeschaffenen Ufers wird auf Seite 95 errechnet.

Wilhelm Hommel („Schwäbisch Hall“, S. 41 und S. 164) hat eine hällische Volksüberlieferung gesichert, die besagt, daß einst der Kocher durch die heutige Blockgasse geflossen sei. Der Geologe Georg Wagner bestätigte (in W. Hommels „Schwäbisch Hall“, S. 41) den „Blockgassen-Kocher“ — wie dieser Flußlauf genannt sei — und Johann Michael Roscher stellte um 1743 in seinem „Wasserleitungsbuch der Stadt Hall“ einen breiten, toten Wasserarm dar (A b b. 2), den wir „Roscher-Kocher“ heißen wollen und der von Norden her gegen den heutigen Spital stieß. Auf Johann Konrad Körners Stadtbild von 1755 ist er bereits zugeschüttet, er zeichnet sich aber als baumloser Wiesengrund ab. Im ersten, modern vermessenen Stadtplan von Geometer Jakob Veit 1827 ist nur noch ein Entwässerungsgraben eingetragen, der genau in diesem alten „Roscher-Flußarm“ verläuft: vom Fuß des Badtürle südlich auf die Mittellache des Spitals; dort scharfes rechtwinkliges Abschnenken in die Richtung Ost—West entlang der Stadtmauer bis zur Mündung in den Kocher beim Diebsturm. Der Umriß der heutigen Altstadt zeigt am Schlachthaus eine merkwürdig scharfe Einknickung; verlängert man den Roscher-Kocher gegen Süden, so stößt er durch die Blockgasse genau an dieser Stelle auf den jetzigen Hauptkocher. Auch baulich kann dieser Blockgassen-Kocher nachgewiesen werden: in der Nähe jenes Knickes steht das stadsgeschichtlich höchst wertvolle Haus Haffner (Steinerne Steg 7); es besitz 3 gekuppelte Spitzbogenfenster mit Zwischenfeilern in seinem Kellergeschoß gegen Norden, rundbogige Einzelfenster im heutigen Erdgeschoß gegen Westen, gekuppelte Rundfenster mit Zwischensäule unter einem Würfelkapitell im ersten Obergeschoß, ebenfalls gegen Westen.³ Die Stilformen verweisen dieses Steinhau in die Zeit um 1240 bis 1250. Sein Besizer, die Familie Sulmeister — sie gehört zum ältesten Stadtadel — erlebte damals ihre erste Blüte. Erbauer dürfte Walter Sulmeister sein, genannt „der alt“, 1243 des Rats, Ritter, der „sitzt an der Brucken“, „dominus Walter senior sulmagister“ (nach Hommel). Wichtig ist das erhaltene Rundbogenfenster im Erdgeschoß nach Westen, das den heutigen Abort belüftet und mit 279,03 m ü. NN. 5,50 m hoch über dem Kocherspiegel (= 273,53 m ü. NN.) sitzt. Eine von

³ Wie schön, wenn die im Keckenburgmuseum vorhandene Zwischensäule wieder in ihr altes Gewände eingestellt werden könnte! Der hohe baugeschichtliche Rang des jetzt entstellten Hauses fordert diese Maßnahme.



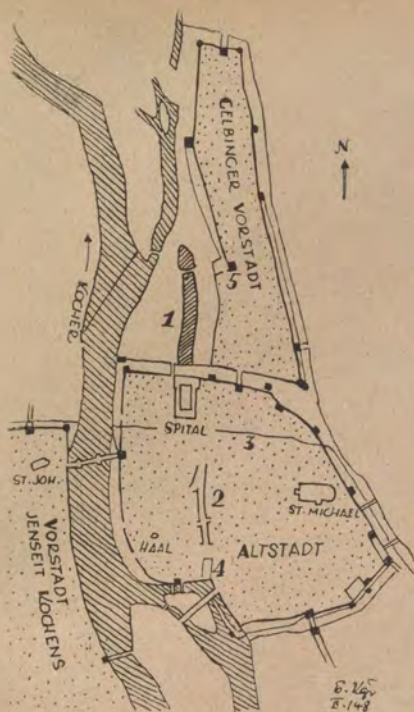


Abb. 2 (links). Stadtgrundriß nach Johann Michael Roschers „Brunnen- und Wasserleitungsbuch“ (um 1743). 1 = Roscher-Kocher, 2 = Blockgasse, 3 = Schuppach, 4 = Schlachthaus, 5 = Josenturm. — Abb. 3 (rechts). Sulmeisterhaus mit der von links anstoßenden jüngeren Mauer. (Aufnahme: A. Kaloumenos, Schwäb. Hall.)

Westen kommende Mauer verdeckte bis in die 1880er Jahre das Haus auf 3 m Länge (A b b. 3) und verschloß auch das Rundbogenfenster; diese Mauer zeigt anderen Charakter (niedrigere Steine) als das Sulmeisterhaus. Es fand also die nachträgliche Vermauerung eines schon vorhandenen Gebäudes und die Schließung der bisher offenen Einmündung des Blockgassen-Kochers statt. Dieser Vorgang kann sich sogleich nach der Erbauung des Sulmeisterhauses (also um 1240) oder spätestens um 1260 abgespielt haben. Die jüngere Zeitgrenze wird bestimmt durch die Stilmerkmale des Sulfertors, das im Verband und darum gleichzeitig mit dem verdeckenden Mauerzug erbaut wurde und späteres Entstehen verbietet. Der Blockgassen-Kocher ist damit durch die Volksüberlieferung, geologisch, topographisch und baulich erwiesen.

Bis nahe zur Mitte des 16. Jahrhunderts zerfällt also die heutige Altstadt in 2 Teile:

1. den in der ebenen Talsohle liegenden Bezirk, der das „Haal“ als gewerblichen Mittelpunkt um den Salzbrunnen umschließt (das Spitalviertel fehlt noch),
2. die östlich am aufsteigenden Hang teilweise über dem Grund der keltischen Anfänge liegenden „Wohnstadt“ (der Name ist neu erfunden); beide geschieden durch den Blockgassen-Kocher, der um 1250 zugeschüttet und mindestens in seinem Einlauf vermauert wird (A b b. 4).

Die Auffüllung des trennenden Wasserarmes schreibt Georg Wagner (a. a. O.) einer Naturkatastrophe zu: der Schuppach habe plötzlich viel Geröll in den Flußarm geworfen;

Abb. 1 (nebenan). Die Bodenverhältnisse und die Gliederung der Stadt. Die Stadtteile sind punktiert, die Keltensiedlung ist durch senkrechte Schraffur bezeichnet. Die abgerutschte Hangfläche ist waagrecht schraffiert in weiten Abständen, die abgestürzten Schuttmassen sind eng waagrecht schraffiert. 1 = Haalquelle zur keltischen Zeit, 2 = heutige Haalquelle, 3 = Sulmeisterhaus, 4 = Josenturm, 5 = Blockgassenkocher, 6 = Roscher-Kocher. Höhenlinien in 10 m Abstand. Das Dreimühlenwehr liegt an der nördlichen Flußgabelung, links von Buchstabe G.



Abb. 4. Hall bis etwa 1250. Die Buchstaben a bis e beziehen sich auf Meereshöhen, Zahlen auf die Bauwerke des Textes. P = gefundene Palisaden, p = vermutete Palisaden, D = Dorfmühle, S = Sulmeisterhaus, R = Rosenbühlmauer, N = Neue Straße 32, Rh = Rathaus, St = Steinhaus von Stetten, K = später Kamburger Hof. Heutige Stadtgrenzen sind gestrichelt.

die Haller seien jedoch nicht in der Lage gewesen, diesen Schutz zu beseitigen. Den Vorgang, der sich erst Mitte des 13. Jahrhunderts abspielte, kann man sich auch so erklären, daß eine absichtliche Vereinigung der Haalinsel mit der Wohnstadt durch die Stadtbewohner herbeigeführt wurde. Der südliche Anfang der Auffüllung darf in dem heute so merkwürdig abfallenden Vorplatz des Schlachthauses vermutet werden.

2. Die Wohnstadt

Die Eigenart der Stadt wird erst klar, wenn die Bodenverhältnisse betrachtet werden, die der bauende Mensch vorfand (Abb. 1). Es ist leicht vorstellbar, daß ursprünglich eine Talwand mit annähernd gleichbleibender Neigung von der Badersklinge bis zum Wettbach sich erstreckte, aus der jedoch eine bedeutende Erdmasse herausgerissen wurde, die sich in die Talsohle legte und spätestens in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. die keltischen Gehöfte verschüttete. Damit war der alte Hang buchtartig ausgetieft und flacher geworden. Die Geröllfläche reicht im Norden fast bis zum Nicolaifriedhof, im Süden etwa bis zur Scheidelinie Sulmeisterhaus—Michaelschor, die heute noch — wie der Blick auf die Höhenkurven lehrt — die Grenze zweier verschiedener Neigungen darstellt. Südlich dieser Scheidelinie ging ehemals das Bergprofil etwa gleichbleibend von der Talkrone bis zum Wasserspiegel durch, ohne eine besonders erkenntliche, steilere Uferböschung zu bilden, ja es muß sogar eine schmale Uferebene vorhanden gewesen sein: ein Zustand, der am „Acker“ heute noch vorkommt. Nördlich der Scheidelinie hatte sich der Fluß talabwärts, wo er einen zunehmend sich vor- und aufwölbenden Schuttkegel vorfand, kraft seiner beträchtlichen Strömung eine immer steilere Uferböschung nageln müssen. Ein großer Teil der Altstadt liegt heute auf abgerutschten oder hereingeworfenen Erdmassen.

Von großer Wichtigkeit ist der Wasserspiegel des Blockgassen-Kochers. Die heutige Wasserhöhe vor dem Sulmeisterhaus mit 273,53 m ü. NN. stimmt zweifellos mit dem Zustand vor der Stauung durch das Dreimühlenwehr (um 1340) überein. Damit ist der Einlaufhorizont gegeben. Die Meereshöhe der Ausmündung in den heutigen Dreimühlkanal darf man mit dem Unterwasser des jetzigen Dreimühlenwehres gleichsetzen. Sie liegt also in 271,70 m ü. NN. Man erhält damit als Näherungswert bei einer Flußlänge von 560 m einen Spiegelunterschied von 1,83 m, was ein Gefälle von 0,3% ergibt. Der Blockgassen-Kocher (und damit auch der jetzige Hauptarm) besaß also vor dem Wehrbau eine erhebliche Strömung, der man das Wegreißen des Fußes der Absturzmasse wohl zutrauen darf. Mit dem Bau des Dreimühlenwehres gewann die Flößerei bei der Haalquelle ruhigere Anlandebedingungen. Das heutige Gefälle des Hauptarmes vom Sulmeisterhaus bis zum Wehr beträgt bei 655 m Länge nur 18 cm oder kaum 0,03%. Vermutlich führte der Blockgassen-Kocher die größere Wassermenge, weil sein Gefälle stärker war.

Für den Blockgassen-Kocher erhält man als ehemalige Wasserhöhen:

a) bei der Dorfmühle (1)	273,63 m ü. NN.,
b) am Schnittpunkt der Haalgasse—Blockgasse (3)	273,28 m ü. NN.,
c) am Milchmarkt (vor dem Hotel Lamm)	272,85 m ü. NN.,
d) am Schnittpunkt Mohregasse—Spitalbach (A b b. 5) ..	272,57 m ü. NN.,
e) am Klingenturm (6)	272,40 m ü. NN.

Da man die heutigen Straßenhöhen über diesen Punkten im wesentlichen gleichsetzen darf mit den früheren Höhen auf dem Wall hinter der Wohnstadt-Mauer, so gewinnt man diese Näherungswerte:

über a) 279,00 m ü. NN.,	über d) 283,55 m ü. NN.,
über b) 278,00 m ü. NN.,	über e) 284,10 m ü. NN.
über c) 281,45 m ü. NN.,	

Das ergibt Erhöhungen über dem Wasserspiegel:

bei a) von 5,37 m (heute stark aufgefüllter Punkt),	
bei b) von 4,72 m,	bei d) von 10,98 m,
bei c) von 8,60 m,	bei e) von 11,70 m.

Man sieht, die ehemaligen Ufer- und Wallhöhen wachsen (außer beim veränderten Punkt a) fortgesetzt von Süd nach Nord bedeutend über den Spiegel des Blockgassen-Kochers empor.

Die ehemaligen Uferverhältnisse, die in der Altstadt unsichtbar geworden sind, können übrigens nördlich in der Gelbinger Vorstadt heute noch deutlich abgelesen werden: diese fällt über 13 m zur Talaue, d. h. zum alten Roscher-Kocher ab. Weil der Scheitel der Schuttmasse beim Josenturm liegt, erreicht der Absturz dort die größte Höhe von 17,40 m; er verringert sich sodann talabwärts nach Norden und läuft am Friedhof St. Nicolai aus. Diese Geländestufe der Gelbinger Vorstadt ist nichts anderes als die Verlängerung der einstigen Uferböschung des Blockgassen-Kochers. Das jenseitige westliche Ufer war sehr flacher Talgrund.

Die oben errechneten Höhenpunkte auf dem Wall hat einst der Mensch in dieser Form in der Natur nicht angetroffen. Wie in der Gelbinger Vorstadt hat er an der Uferböschung des Blockgassen-Kochers seinen Mauerzug errichtet und den Zwickel zwischen ihm und der Geländeneigung mit Erde hinterfüllt. Diese Modellierarbeit kann an der Sulmeisterburg besonders schön verfolgt werden (A b b. 6). Ihr Untergeschoß enthält einen saalartigen Raum mit den oben geschilderten Spitzbogenfenstern, der Fußboden liegt bei 274,88 m ü. NN. Das äußere Gelände ist heute auf 278,58 m ü. NN. aufgefüllt, so daß man jetzt durch die Fenster ins aufgeworfene Erdreich hinaussieht. Der Saalboden lag nur 1,35 m über dem Flußspiegel. In Wahrheit besaß diese Stelle fast keine Uferkante, weil der Saalboden zweifellos mindestens 1 m hoch über die Erde herausgehoben war; wir finden also hier die zuvor behauptete Uferenebene des Abschnittes südlich der Scheidelinie bestätigt (vgl. S. 94). Mit dem Schutt der Stadtbrände von 1376 und 1728 ist also inzwischen das Gelände etwa 4,5 m hoch aufgefüllt worden. Das Ufer war somit in ältester Zeit dem Kocher gleich, d. h. es bestand eine Furt. Zur Zeit Walter Sulmeisters 1243 war diese älteste Furt bereits durch einen hochwasserfreien Übergang ersetzt, denn Walter „sitzt an der Brucken“ (vgl. S. 91). Diese Steinbrücke ward später als „hültgine pruckh“ gebaut (Herolt-Kolb, S. 140). Erst 1516 wird sie wiederum in Stein ausgeführt, das ist der heutige Steinerne Steg; die Brückenrampe rückt also aus der Furtlage durch Auffüllung auf ihre jetzige Höhe. Südlich vom Sulmeisterhaus ist der ursprünglich ebenfalls

ganz flache Abschnitt hinter der Stadtmauer bis zur Dorfmühle etwa 5 m hoch aufgeworfen. Der nördliche Uferabschnitt steigt bis zum Beginn der Gelbinger Vorstadt von Null auf 12,60 m an.

Oberhalb der Linie Dorfmühle—Klingenturm befand sich von jeher der Schwerpunkt der Stadt. Hier liegt schon in romanischer Zeit (also bis 1250) der politische Kopf: die älteste Kirche St. Jakob, die Hauptkirche St. Michael, das Rat- und das Salzhaus, das Gerichtshaus mit dem vermuteten Königshof, die Mühle und die adeligen Steinhäuser. Die ältesten Straßen in diese Wohnstadt und den Steinernen Steg als älteste Brücke hat Wilhelm Hommel in seinem neue Wege gehenden und überraschende Ergebnisse bringenden Aufsatz „Zur Entwicklungsgeschichte Halls“ (WF, NF 17/18, 1936, S. 222) nachgewiesen und zugleich den Irrtum widerlegt, daß das an der Henkersbrücke — also weit außerhalb der ältesten Stadt — stehende Haus Neue Straße 32 (Buchstabe N) die Sulmeisterburg sei (A b b. 4). Die untere Grenze der Wohnstadt ist durch das Ostufer des Blockgassen-Kochers gegeben. Nördlich vom Sulmeisterhaus ließen sich zwar bisher noch keine Mauerzüge feststellen. Hier kann künftige Forschung Aufklärung bringen. Das Haus Haalgasse 6 zeigt in seinem Keller gegen den Schuhmarkt den Überrest eines Bauwerks, das man mit einiger Vorsicht vielleicht als das Untergeschoß eines runden „Schuhmarkt-Turmes“ (4) ansprechen darf, der hinter der westlichen Stadtmauer stand. Ihre Verlängerung zielt etwa über die Mohrrengasse und die Gasse „Klinge“ auf den abschließenden „Klingenturm“ (6) — ein neu eingeführter Name.⁴



Abb. 6. Schnitt durch das Sulmeisterhaus. (Unter Verwendung von A. Haugs Zeichnung in W. Hommels „Schwäbisch Hall“, S. 181.)

Der Schuppach hat die Zustände am Westrand und an der Nordostgrenze der Altstadt stärkstens beeinflusst (A b b. 1). In vormenschlicher Zeit floß er östlich hinter dem Galgenberg durch das Wettbachtal bei der Spitalmühle in den Kocher (Georg Wagner, a. a. O.). Er verließ später diesen Lauf A und suchte sich entlang der Crailsheimer Straße einen Weg zum Fluß; sein Wirken hat die große Katastrophe der Keltenstadt herbeigeführt. Er erreichte am jetzigen äußeren Langenfelder Tor die Altstadt, deren natürliche Nordostgrenze bildend, und durchsägte am Klingenturm den großen Schuttberg (Lauf B), um in den Blockgassen-Kocher zu münden. Es bildeten sich dort beiderseits etwa 12 m hohe Mündungsufer, das südliche verließ der, von zwei Seiten durch Wasser geschützten Stadtmauercke beim Klingenturm eine wehrtechnisch hervorragende Lage (A b b. 5). Bei Betrachtung der Klingengasse fällt auf, daß sie sich von Süd und Nord nach ihrer Mitte bis zu 281,40 m ü. NN. senkt. Dieser Punkt liegt 30 m südlich der Mündung des Laufes B. Ist es berechtigt, hier einen zweiten natürlichen Ausfluß C des Schuppachs, also eine Aufspaltung in 2 Mündungsarme anzunehmen? Am 100 m bergauf stehenden Malefizturm findet man eine fühlbare Richtungsänderung des Mauerzuges, hier könnte der Trennungspunkt beider Arme liegen. Anerkennt man nur die Furche C als ursprünglichen Bachlauf und betrachtet B als jüngeren künstlichen Graben, der eine Statterweiterung bezeichnet hätte, so würde die gewonnene Dreiecksfläche nur 1500 qm betragen; ein allzu geringer Gewinn für die große Mühe! Offenbar ist von Anfang an nur der Lauf B benützt worden. Jedenfalls bildeten B und C tiefe klingenartige Furchen; sie können der Klingengasse den Namen gegeben haben.

Der obere Schuppach (von der Schuppachgasse aufwärts bis zur Abzweigung Weckriedener—Hessentaler Straße) ist als tiefes Tal erkennbar, in dessen Sohle heute die Crailsheimer Straße liegt (A b b. 1). Der Abhang des Galgenberges bildet seine nordöst-

⁴ Leider ist 1940 bei der Einlegung der 2,60 m tiefen Dohle in die Neue Straße versäumt worden, Beobachtungen der Bodenverhältnisse zu machen; man hätte vermutlich beim Milchmarkt Aufschlüsse über den Blockgassen-Kocher und seine Uferbefestigung erhalten können.

Abb. 5 (nebenan). Die Nordfront der Wohnstadt in Grund- und Aufriß. I und II: von Karl Weller als Stadtmauer bezeichnet, d bis k sind Geländehöhen (der Buchstabe k muß durch i ersetzt werden).

liche Talwand; die südwestliche endet schon oberhalb des Michaels-Chores, weil der große Berggrutsch in der Keltzeit einen Teil zum Kocher hinab riß. Dieser Rücken zwischen Schuppach und Kocher wird vom heutigen Schiedgraben in zwei Abschnitte zerlegt: den südlichen höheren „Olymp“ und den nördlichen tieferen „Rosenbühl“, die beide gegen Norden abfallen. Verlängert man den oberen Schuppach talabwärts, so gelang man ohne Richtungsänderung im Zuge des Bettes B am Klingenturm vorbei zum Kocher.

Heute jedoch biegt der Bachlauf an der oberen Schuppachgasse plötzlich und auffallend aus Nordwest nach Westen ab, ohne daß eine nördliche Prallwand wahrzunehmen ist, die die Richtungsänderung veranlaßt haben könnte: das ist der Lauf D. Der Bach kommt mit einem Einlaß durch die Stadtmauer und fließt unterhalb der Marktstraße merkwürdigerweise auf dem Scheitel eines flachen Rückens durch die Spitalbachstraße. Dieses Bett kann nur künstlich sein. Karl Weller („Geschichte von Schwäbisch Hall“, S. 30) läßt es bis 1317 die Nordgrenze der Altstadt bilden und deutet Mauerzüge in der Schuppachgasse (hintere Hofmauer des Büschlerhauses) und hinter den Häusern Wanner und Seitel (Spitalbach 1 und 2) als Stadtmauer. Beide besitzen jedoch nur die geringe Stärke von 70 bzw 50 cm, sie können darum niemals Stadtmauern gewesen sein. Die alten romanischen Bauwerke des Diebsturms, des Klingenturms, des Stätt-Tores, des Säumarktturnes, des Malefizturmes, des Steinhauses von Stetten und der Schöntaler-Kapelle wären außerhalb dieser Linie gestanden (A b b. 4). Weller mußte sie ziehen, um eine erste Erweiterung der Stadt mit dem Spitalneubau (1317) zu begründen. Hiervon wird später noch gehandelt werden (S. 107). Ist es nicht einleuchtender, daß die noch vorhandene nordöstliche Stadtmauer sich des natürlichen Bachbettes B, das stark eingetieft war und jederzeit gestaut werden konnte, zur Verstärkung ihrer Abwehrkraft bediente? Der obere Schuppachlauf D wurde wahrscheinlich für die Zwecke des „Königshofes“ als Wasserbringer und Schmutzabfuhr angelegt. Die Zuschüttung des Blockgassen-Kochers um 1250 erheischte wohl die Anlage des heutigen Bettes D, obgleich der Bach B ja immer noch in den Roscher-Kocher münden konnte. Damit wäre die älteste Zeitgrenze für die Anlage des Laufes D gefunden. Die jüngste Zeitgrenze, etwa nach 1300, läßt sich durch drei Ereignisse festlegen:

1. Als 1317 der heutige Spital neu gegründet wird, wird er schon als „am Bach gelegen“ bezeichnet, das ist der bereits verlegte Schuppach D.
2. Im Jahre 1322 schlüpft Ritter Urmueß von Altenhausen durch den schon bestehenden Schuppacheinlaß D und ermordet den Adelige Eberwein (Julius Gmelin, „Hällische Geschichte“, S. 273).
3. Am Ende des Bachlaufes B ist am Klingenturm eine noch vorhandene Grabenspermmauer nachträglich errichtet worden (A b b. 5). Dies kann frühestens 1324 geschehen sein, als die gegenüberliegende Gelbinger Vorstadt an dieser Stelle ihre Mauer erhielt. Die neue Sperrmauer besitz keinen Bachdurchlaß mehr, der Bach war also bereits verlegt.

Der Beginn des Schuppachgrabens ist am Klingenturm erhalten, er ist noch 18 m breit und 8 m tief. Nimmt man seine durchschnittliche Auffüllung mit 5 m an, so ergeben sich als Sohlenhöhen:

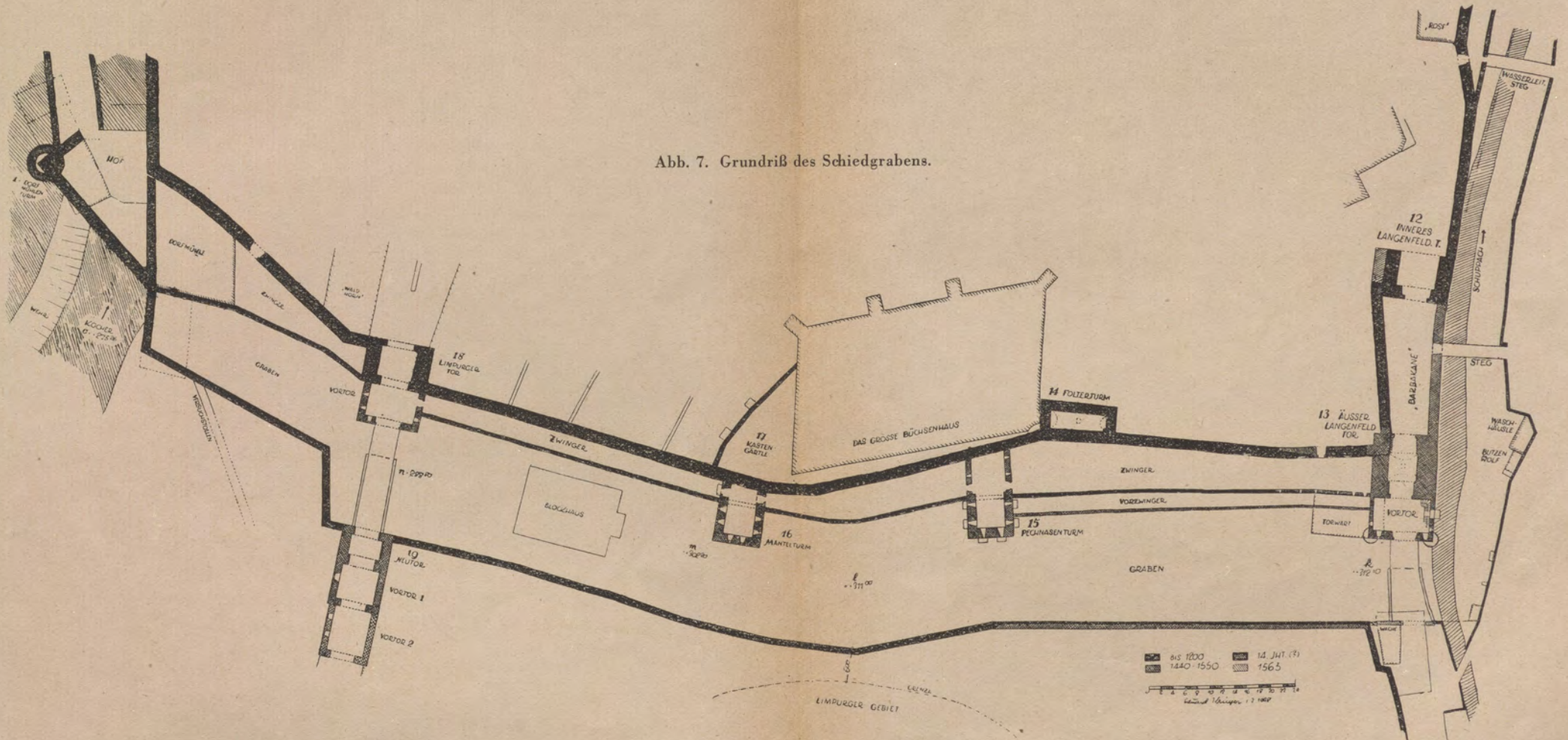
f) am Klingenturm	277,00 m ü. NN.,
g) beim Stätt-Tor	284,23 m ü. NN.,
h) am Malefizturm	291,64 m ü. NN.,
i) am Hezen-Nest (oberes Ende der Schuppachgasse) ..	294,12 m ü. NN.,
k) am äußeren Langenfelder Tor	312,10 m ü. NN.

Die Grabensohle besaß also bei 387 m Länge ein Gefälle von 35 m, das ist eine beträchtliche Neigung. Vom Malefizturm ab erhebt sich gegen Südwesten der feindwärts gelegene Boden immer unangenehmer über die Stadtmauer; vom Galgenberg aus (mit 362,50 m ü. NN.) ist Hall leicht angreifbar gewesen.

Wo die Gasse Rosenbühl auf die nordöstliche Stadtmauer stößt (A b b. 7), stand etwas oberhalb des Gasthauses zur „Krone“ das innere Langenfelder Tor (12). Nach nur 25 m Zwischenraum folgte später am Fuße einer 7 m hohen Stützmauer das äußere Langenfelder Tor (13). Da seine Durchfahrt bei 317,10 m ü. NN. liegt, stellt es das höchste Tor des gesamten Altstadt-Befestigungssystems dar, fast 42 m über dem Kocherspiegel. Nur der Folterturm (14) erreicht mit 325,30 m ü. NN. eine Höhe von 50 m über dem Fluß.

Während die West- und Nordostseite der Stadt von Blockgassen-Kocher und Schuppach geschützt sind, mußte die Südgrenze künstlich durch einen riesigen Halsgraben, den Schiedgraben, von der überhöhten Feindseite abgetrennt und gesichert werden. Hier ist nie ein Gewässer heruntergekommen oder ein sonstiger natürlicher Schutz vorhanden gewesen. Zunächst verläuft die Grabensohle fast waagrecht, dann fällt sie stärkstens ab. Als Höhen mißt man (bei einer angenommenen Auffüllung von 5 m):

Abb. 7. Grundriß des Schiedgrabens.



k) beim äußeren Langenfelder Tor	312,10 m ü. NN.,
l) am Pechnasenturm (15)	311,00 m ü. NN.,
m) am Mantelturm (beim Blockhaus, 16)	304,40 m ü. NN.,
n) am Limpurger Tor (beim Waldhorn, 18)	288,80 m ü. NN.,
o) am Kocherfluß	275,26 m ü. NN.

Der Schiedgraben ist 220 m lang, 14 bis 19 m tief und 23 bis 29 m breit; das sind imponierende Verhältnisse, die an die gewaltigen Aushebungen Überlingens erinnern! Auf der geeigneten Strecke Pechnasenturm—Kocherfluß ist bei etwa 125 m Länge ein Höhenunterschied von beinahe 36 m vorhanden; das ergibt ein Gefälle von fast 30%!

Stets hat der Schiedgraben die südliche Befestigungslinie gebildet, die wichtigen Adelsquartiere um Keckenburg und Herrengassen einschließend. Die Annahme eines anderen Verlaufs der südlichen Stadtgrenze stößt auf erhebliche Schwierigkeiten. Zwar kann in einem 8 m langen, 185 cm breiten und 170 cm hohen Mauerzug am Rückgebäude des Hauses Rosenbühl 12 — seiner Stärke wegen — eine Stadtmauer vermutet werden (R in A b b. 4). Denkt man sich diese „Rosenbühlmauer“ nach Norden verlängert, so trifft sie etwa auf die östliche Außenmauer des Hauses Klostergasse 5, das ist der ehemalige Kom-burger Hof (Buchstabe K). An dieser Stelle oder wahrscheinlicher hinter dem Michaelschor beim Claßgebäude müßte dann ein Tor, das „allerinnerste“ Langenfelder (nennen wir es „Michaels-Tor“) gestanden sein, von dem jedoch bisher noch keine Spuren entdeckt werden konnten und sich wohl nie finden werden. Das innere Langenfelder Tor (12) dagegen, dessen romanischer Charakter noch besprochen wird (vgl. S. 121), kann nicht mit der angenommenen Rosenbühlmauer in Zusammenhang stehen, weil es 40 bis 50 m südöstlich v o r dieser liegt. Man darf es auch nicht als Zeugen für eine erste Stadterweiterung oberhalb des Michaels-Tores auffassen: der gewonnene Raum wäre allzu unbedeutend. Lassen sich allenfalls einige Haus- und Grundstücksgrenzen auf die Nordverlängerung der Rosenbühlmauer beziehen, so fehlen diese auf der südlichen gänzlich; auch müßte sich ihre Anschlußstelle an der Schiedmauer irgendwie nachweisen lassen. Unterstellt man, daß die jetzige Stadtmauer am Schiedgraben oberhalb der Rosenbühlmauer erst um 1500 nachträglich erbaut sei, um das Große Büchsenhaus (1505—1527) aufzunehmen, so erhielt man eine Fläche mit 130 m Länge und 70 m größter Höhe, d. h. mit 4550 qm Inhalt. Welche Anstrengungen hätte es aber gekostet, eine kostspielige Erweiterung solch geringen Vorteils wegen anzulegen, zumal gerade hier an der sich ständig überhöhenden Feindseite besonders tiefe Gräben und damit hohe Mauern nötig werden! Ein Grabenzug außerhalb des inneren Langenfelder Tors gegen Südwesten müßte sich in irgendeiner Form erhalten haben; die eingetiefte Rosenbühlgasse (Linie 12—14) ist kein Graben, sie verläuft zudem h i n t e r der Front dieses Tors. Die Gasse wurde nach dem Bau des Büchsenhauses („Neubau“) flacher gelegt, um die schweren Geschütze und Kornwagen bequemer zuzuführen; die alte steile Geländeneigung kann an den beiderseitigen Auf-mauerungen noch abgelesen werden. Außerdem werden um 1500 verschiedene Häuser von der Stadt auf Abbruch gekauft (nach W. Hommel), um dem Büchsenhaus Platz zu schaffen; sie können nur innerhalb einer Stadtmauer gestanden sein. Die Einzelunter-suchung (vgl. S. 127) wird beweisen, daß das Büchsenhaus hinter dem bereits vorhandenen Mauerzug errichtet wurde.⁵

An Hand der heute zur Verfügung stehenden Beweisstücke ist der älteste Mauerzug zweifellos hinter dem Schuppachbett B bis zum äußeren Langenfelder Tor einheitlich aufgestiegen und über die Schied zum Kocher, dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung, abgefallen. Am Mauerring der Wohnstadt standen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts — nach 1543 kamen keine Verstärkungen mehr vor — folgende Tore und Türme (A b b. 4, 11 und 54):

- | | |
|---------------------------|-------------------------------|
| 1. Dorfmühlen-Turm, | 11. Deckenturm, |
| 2. Unterwöhrdstor, | 12. Inneres Langenfelder Tor, |
| 3. „Haaltor“, | 13. Äußeres Langenfelder Tor, |
| 4. „Schuhmarkt-Turm“ (?), | 14. Folterturm, |
| 5. „Sporers-Tor“ (?), | 15. Pechnasen-Turm, |
| 6. „Klingenturm“, | 16. „Mantel-Turm“, |
| 7. Stätt-Tor, | 17. „Kastengärtle“, |
| 8. „Säumarkt-Turm“, | 18. Limpurger Tor, |
| 9. Malefizturm, | 19. Neu-Tor. |
| 10. Hezennest-Turm, | |

(Wo kein alter Name überliefert ist, sind neue Wortfindungen in Anführungszeichen gesetzt.)

⁵ Trotzdem mag die Frage der „Rosenbühlmauer“ im Auge behalten werden, so oft künftige Bodenöffnungen Gelegenheit geben.

Die Grenzen der Wohnstadt suchten in einfacher und folgerichtiger Weise Anschluß an die vorgefundenen Geländebeziehungen und umschlossen eine Dreiecksfigur: die vom Blockgassen-Kocher geschützte, 400 m lange Basis Dorf-mühle—Klingenturm, die 385 m messende, die Deckung des Schuppachs ausnützende Langkathete Klingenturm—äußeres Langenfelder Tor (der „Kurze Graben“) und die durch den künstlichen Einschnitt des Schiedgrabens gesicherte, 220 m lange Kurzkathete äußeres Langenfelder Tor—Dorf-mühle. Der Flächeninhalt dieser Wohnstadt betrug ohne den gewerblichen Haalbezirk etwa 68 000 qm bei 1005 m Länge ihrer Wehrmauern.

Spätestens seit der Verleihung des Marktrechtes 1156 — wahrscheinlich sogar früher — hat man an dieser Ummauerung der Wohnstadt gebaut. Die Arbeit mag etwa 1180 bis 1200 bei Fertigstellung von St. Michael vollbracht gewesen sein. Genaue Daten für Beginn und Ende fehlen. Von Rothenburg, dessen Entwicklung unserer hällischen etwas nachhinkt (es wird erst 1172 Stadt), ist überliefert, daß 1204 der 1340 m lange Mauerring um die älteste Stadt auf der Linie Burgtor—Johannistor—Markusturm—Weißer Turm—Heulucke—Blauer Turm—Burgtor fertig dastand (E. Eger, „Rothenburg ob der Tauber“, S. 10), er umschloß eine Fläche von 125 000 qm; 1208 begann sofort die erste Erweiterung.

3. Das Haal

Wir sahen, daß in der Talsohle eine Insel von etwa 560 m Länge lag, deren Nordspitze bis zu Füßen des Josenturmes reichte. Die Süd- und Westgrenze bildete der Kocherfluß in seinem heutigen Verlauf, die Ostgrenze schuf der Blockgassen-Kocher (A b b. 4). Die Insel muß sehr flach gewesen sein. Auf ihrem Südtel war um die Salzquelle, die ihre keltische Mündung nach Westen an die heutige Stelle verlegt hatte, das Haal als ehemaliges Königsgut aufgebaut: hier standen die Siedehäuser mit den 111 Salzpfannen, die Werk-, Vorrats- und Lagergebäude, das Haalgerichtshaus, der alte Salzkasten und die offenen, haushohen Holzstöße für die Siedefeuer; eine platzartige Ausweitung hieß „der Bürdinmarkt“. Dies war der wertvolle, gewerbliche Bezirk der Stadt, ihre Lebensgrundlage. Das Haal ist seit 1842 auf seine jetzige Höhe von 277,10 m ü. NN. aufgefüllt, es lag ursprünglich nur wenig über dem Kocherspiegel, so daß die Chronisten über häufige Überschwemmung und Wassernot klagen: Wohnhäuser scheinen auf dem Haal deshalb nicht vorhanden gewesen zu sein. Etwas nördlich des Haalbrunnens hat sich eine kleine Geländewelle, der Edelmannsbühl, in ost-westlicher Richtung erstreckt.

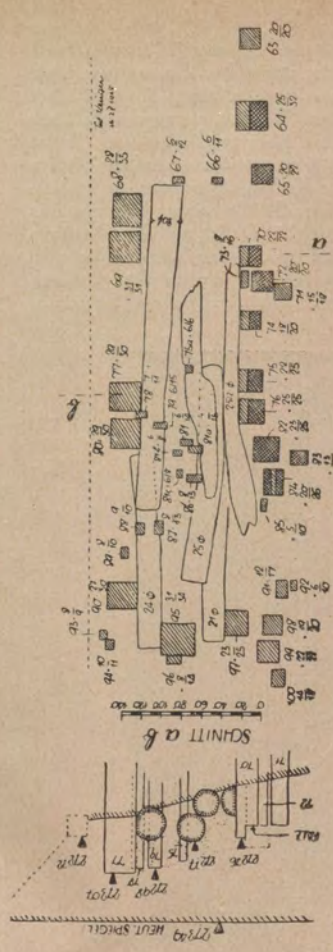
Ursprünglich war die ganze Insel sumpfiger und schlammiger Grund, eine Tatsache, die Emil Kost (Haller Tagblatt, „Altes und Neues vom Haal“, 19. November 1935) auch am Haalbrunnen festgestellt hat. Es zeigte sich sumpfiges Kochergeschiebe im heutigen Grundwasser bei 274,09 m ü. NN.; der mittelalterliche, vom Menschen befestigte Haalboden lag bei 274,79 m ü. NN. (der jetzige Kocherhorizont mißt 273,49 m ü. NN.). Der Haalboden erfuhr durch den Schutt der Stadtbrände von 1376 und 1728 beträchtliche Aufhöhungen und sicherlich hat man auch den Aushub der Stadtgräben zur Verbesserung der Bodenverhältnisse verwendet. Als im Mai 1947 innerhalb der westlichen Haalmauer der Keller des Häutelagers (A b b. 8) gegraben wurde, stieß man erst bei 273,40 m ü. NN. (also 9 cm unter dem jetzigen gestauten Kocherspiegel) auf einen Bohlenbelag von 24 cm starken Eichenstämmen, der der Festmachung des Bodens diente. Die Haalinsel ist also ursprünglich wohl nur mit Mühe betretbar gewesen, so daß die Wiederentdeckung der Salzquelle (um 800) erschwert ward. Der Ausfluß war vielleicht schon früher sichtbar geworden.

Im strengen Winter 1946/47 brach das Dreimühlenwehr, so daß der Kocherspiegel im dürren Sommer 1947 selten tief sank. Dies Ereignis gab der Forschung einzigartige Einblicke in die älteste westliche Befestigung des Haals und damit in die früheste Stadtgeschichte. Vor dem Vorland der westlichen Haalmauer wurde eine fast ununterbrochene Reihe von Holzpfählen frei. Sie beginnt 25 m nördlich der südwestlichen Haalecke und erstreckt sich auf eine Länge von 108 m (Buchstabe P in A b b. 4 und A b b. 8). Sie liegt vor der Schwelle der gemauerten Uferböschung von 1884 (die als Vermessungsbasis dient), bildet eine sich von 0—2,23 m vorwölbende Linie und bleibt im Norden gerade noch sichtbar. Die südliche Fortsetzung läßt sich nicht weiter verfolgen, da sie unter die Uferschutzmauer verschwindet. Das nördliche Ende liegt 13,5 m südlich der südwestlichen Ecke des Hauses Brückenhof 6.

Grabungen an 4 Stellen (durch den Verfasser) förderten Balken von zum Teil riesigem Querschnitt (41/47 cm) zutage. Sämtliche Pfählenden liegen unter dem durch die Stauung von etwa 1340 erzeugten jetzigen Wasserspiegel von 273,49 m ü. NN.; der höchste Kopf liegt bei 273,14 m ü. NN., der tiefste bei 272,65 m ü. NN.

FRÄHSTÄDZEN:

1	24152	21-4407	41-5245	61-8023	81-8109	01-8105	21-8025
2	7115	23-5324	43-2282	63-8163	83-8165	03-8167	23-8169
3	3165	24-214	44-5282	64-2053	84-2163	04-2165	24-2167
4	4175	25-116	45-2126	65-2128	85-2129	05-2131	25-2133
5	4622	27-116	47-2126	67-2128	87-2129	07-2131	27-2133
6	1823	27-116	48-2126	71-2127	91-4127	11-4127	31-4127
7	2374	29-2107	50-4117	71-4117	91-4117	11-4117	31-4117
8	3165	29-2107	51-4117	72-4117	92-4117	12-4117	32-4117
9	3165	29-2107	52-4117	73-4117	93-4117	13-4117	33-4117
10	3165	29-2107	53-4117	74-4117	94-4117	14-4117	34-4117
11	3165	29-2107	54-4117	75-4117	95-4117	15-4117	35-4117
12	3165	29-2107	55-4117	76-4117	96-4117	16-4117	36-4117
13	3165	29-2107	56-4117	77-4117	97-4117	17-4117	37-4117
14	3165	29-2107	57-4117	78-4117	98-4117	18-4117	38-4117
15	3165	29-2107	58-4117	79-4117	99-4117	19-4117	39-4117
16	3165	29-2107	59-4117	80-4117	00-4117	20-4117	40-4117
17	3165	29-2107	60-4117	81-4117	01-4117	21-4117	41-4117
18	3165	29-2107	61-4117	82-4117	02-4117	22-4117	42-4117
19	3165	29-2107	62-4117	83-4117	03-4117	23-4117	43-4117
20	3165	29-2107	63-4117	84-4117	04-4117	24-4117	44-4117
21	3165	29-2107	64-4117	85-4117	05-4117	25-4117	45-4117
22	1422	25-9116	65-2165	86-2165	06-2165	26-2165	46-2165



DAS SÜDTOD. FRÄHLE MIT AUFLAGEFALZ SIND DUNDEL SCHRIFFLICH 1-25

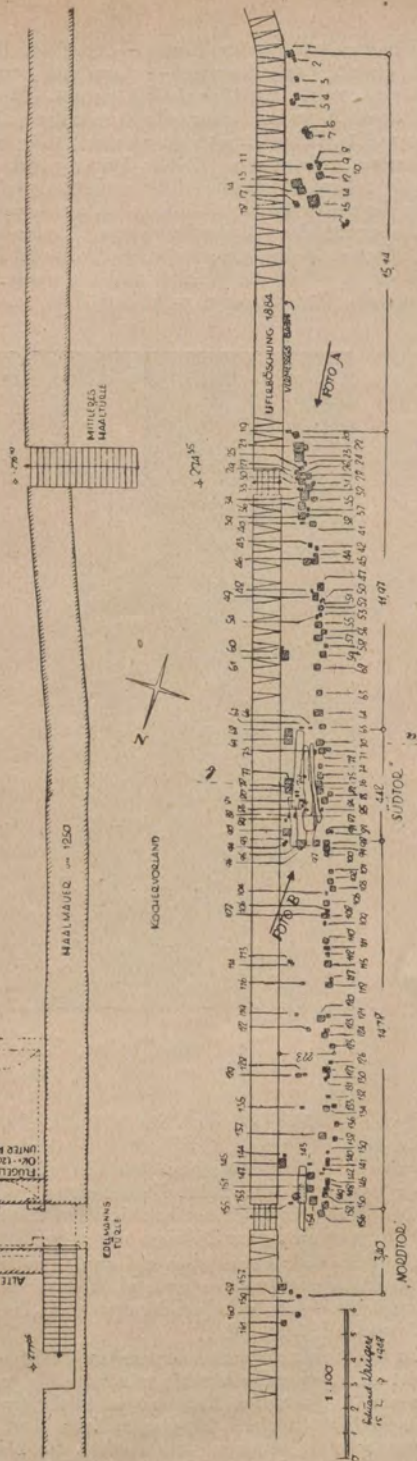
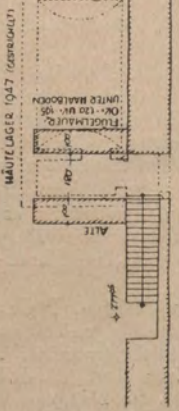


Abb. 8. Die Haalpaläden.

Die Unebenheit der Köpfe — trotz der Abschleifarbeit des Wassers ist ihre Urform noch deutlich zu erkennen — kann nicht ursprünglich sein, denn das Einrammen setzt eine waagrechte Aufschlagfläche voraus. Einzelne Beilhiebe und schräge Absägeflächen sind deutlich wahrnehmbar; letztere neigen sich fast alle zum Wasser, wenige nach links oder rechts, keine einzige gegen das Land: das Kürzen der Pfähle muß also vom festen Boden aus erfolgt sein. Da die Stämme nicht als Pfahlrost angesprochen werden können (dieser erfordert gleiche Höhe und waagrechte Enden der Balkenköpfe zur Aufnahme einer Holzschwelle) und da ihre teilweise ganz ungewöhnliche Stärke einer Verwendung als Sicherung des Uferbodens gegen Abschwemmen widerspricht, bleibt nur die Deutung als hölzerne Befestigungslinie, als Palisade, die ehemals auf trockenem Land nahe dem Ufer stand. Weil der Kocher auch durch den Blockgassenarm floß, so war die vorüberströmende Wassermenge wohl nur halb so groß als heute. Der Archäologe Professor



Abb. 9. Die Haalpalisaden. Blick A auf Pfahl 19 bis 39 von Süden.
[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Dr. Peter Goebler (wie auch die hällischen Forscher Wilhelm Hommel und Dr. Emil Kost) halten die Erklärung als Palisade für gerechtfertigt. Die Palisade kann zugleich auch die Aufgabe des Uferfestmachens bei Überschwemmung übernommen haben. Vor der Südmauer des Haals sind keine Palisaden zu finden, dort bemerkt man nur kleinere scharfkantige Pfähle in teilweise sehr großen Abständen: so sah eine Ufersicherung aus. Die Palisade mag an dieser Südseite unter der jetzigen Haalmauer liegen.

Die Pfähle sind zweifellos nicht mehr vollzählig, es konnten bisher 363 gezählt werden; im nördlichen Teil mögen noch viele unter dem Ufergras stecken. Ihre oft erstaunlichen Querschnitte — sie bestehen durchweg aus Eichenholz — begründen eine erhebliche Länge im Urzustand (A b b. 9).

Es wechseln schwache mit starken Pfählen. Die ersten sind scharfkantig, ihr Querschnitt meist schmalrechteckig mit Seitenlängen 1 : 2 und mehr. Die dicken Hölzer bleiben nahe am Quadrat, ihre Kanten sind leicht gerundet. Trotz dieser Verschiedenheit können beide Pfahlarten gleichzeitig sein. Man darf jedoch die Möglichkeit nachträglicher Ausbesserung nicht leugnen. Sie stecken im blaugrauen Ufermorast. Zwischenräume sind selten völlig geschlossen. Hinter der nicht schnurgerade ausgerichteten Vorderflucht der

Balkenreihe liegen bis zu 2,03 m landeinwärts einzelne dünnere und dickere Pfosten. Man mag sie als Träger eines hölzernen Wehrganges erklären, der über und hinter der Palisadenwand hinzog. Bestandteile einer Mauer mit Holzeinlagen werden sie kaum sein. Diese Einzelpfosten, die weit hinter der Vorderflucht liegen, sind bei einer Holzwand, die den Boden vor fließendem Wasser schützen soll, unverständlich. Ein solcher Schutz hätte entweder wie eine moderne Spundwand die Pfosten dicht nebeneinander eingerammt oder er hätte so große Zwischenräume stehen lassen, daß man Holzgeflecht faschinenartig spannen kann. Weder das eine noch das andere ist der Fall. Eine Palisade hingegen kann schmale Zwischenräume dulden; so ist auch der obergermanische Limes gestaltet (Hertlein-Goeßler, „Die Römer in Württemberg“ II, S. 126). Es scheint, daß an der Innenseite der Pfahlreihe Erde mit Steineinlagen aufgeschüttet wurde. Bretter als Fußleisten wurden nicht gefunden.

In Entfernungen von 27,11 m bzw. 47,31 m vom Süden zeigen sich merkwürdige Rücksprünge. Ihre Ecken sind durch erhebliche Balkenansammlungen ausgezeichnet; ihr Grund ist mit starken Eichenbohlen belegt, die sonst nirgends vorkommen. Beim süd-

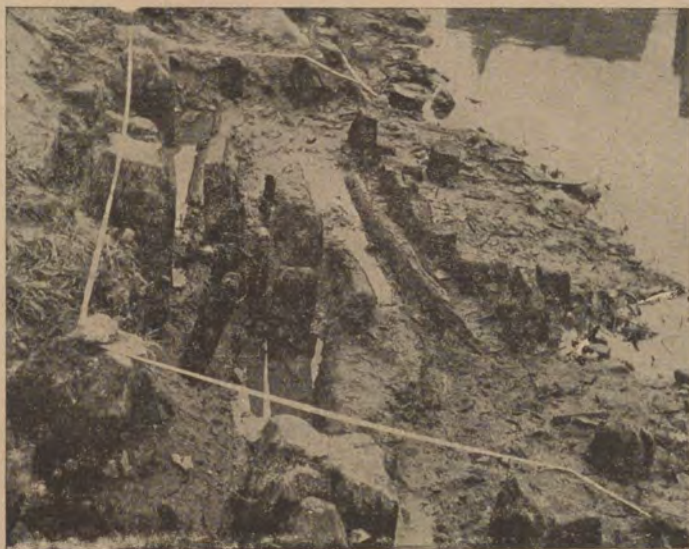


Abb. 10. Die Haalpalisaden. Blick B auf das „Südtor“ von Norden. Das Meßband verdeutlicht die Grenzen des Tores.

[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

lichen Rücksprung (Abb. 10), der übrigens in der Verlängerung der jenseitigen Kirchgasse liegt und 4,42 m breit, 1,52 m tief ist, darf eine Art Doppeltor zwischen starken Pfosten erkannt werden. Es sind ferner dünnere, schräg eingerammte Hölzer mit etwa 272,98 m ü. NN. Oberkante zu sehen, die den Bohlenbelag zu Hochwasserzeiten festklemmen sollten. Die oberste Bohlenschicht ist nur am nördlichen Rücksprung mit 273,04 m ü. NN. erhalten und liegt fast gleich hoch wie die Klemmhölzer, die in Ausnutungen der runden Bohlenbalken (sie messen wie im Häutlager 24 bis 30 cm Stärke) geschlagen sind. Am Wasser steht mit 272,76 m ü. NN. die besonders wichtige Pfostenkette 64, 65, 70, 72, 74, 75, 76, 82, 83, 84 in völlig gleicher Höhenlage und mit völlig ebenen Köpfen, die nicht nachträglich verkürzt sind; die Hölzer 64, 70, 74, 75, 76, 84 tragen zusätzliche hakenartige Ausfaltungen; hier lag schwellenartig die erste Uferbohle auf. Besonders interessant ist Pfahl 84; er zeigt 2 Fälze östlich und westlich eines Mittelhöckers, er gestattet, die Schwellenbreite mit 24 cm zu errechnen. Pfahl 72 hat keinen Höcker, der höhergeführte Pfahl 73 schafft jedoch den Falz. Eine Vorrichtung zum Verschließen des Doppeltores ist an den Eckpfosten nicht zu finden, sie sind allzu tief abgesägt oder abgehauen worden. — Der nördliche Rücksprung liegt vor dem Edelmanntörle und zeigt ebenfalls Eckverstärkungen mit 2 Bohlen als Belag, doch ist er weniger gut erhalten; der südliche nimmt keinerlei Bezug auf das mittlere Haaltürle.



Abb. 12. Die Haller Altstadt von Westen nach Mathäus Merian 1643.

[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

4. Die erste Stadterweiterung

Wo hätte diese mit geringerem Aufwand und in geschützterer Lage gesucht werden können als in der Niederung nördlich des Haals? Eine Erweiterung östlich der Wohnstadt gegen den Hang oder talabwärts derselben würde einen schwer zu sichernden Zuwachs gebracht haben. Man rückte darum die bisherige Nordgrenze des Haals um etwa 160 m flußabwärts bis zur heutigen Spitalmauer vor und kam damit in die Verlängerung des Schuppachlaufes B und der Wohnstadtummauerung (A b b. 1 und 11).

Während der für den Salzbetrieb wichtige südliche Inselteil schon frühe durch den Menschen in festen Grund umgewandelt wird, ist der nördliche noch lange Zeit tiefliegender, un bebauter Sumpfboden geblieben.

Die neu einbezogene Fläche ist durch Entwässerung und Auffüllung für die Besiedlung brauchbar gemacht worden; man gewann neuen Wohngrund und später Raum für die Spitalgebäude. Die neue Nordfront bedurfte keines Bachlaufes zu ihrem Schutze, die Stadtbilder von Merian 1643 (A b b. 1 2) und von J. K. Körner 1755 (A b b. 1 3), sowie die Grundrisse von Gräter 1816 und Veit 1827 zeigen keinen Wehrturm auf dieser 150 m langen Front, der Graben scheint wenig tief gewesen zu sein. Der außerhalb der neuen Nordgrenze, dem „Froschgraben“, liegende Sumpf bot jeder Annäherung ein kräftiges, natürliches Hindernis, das der 1324 hinzukommende Flankenschuß durch die hochliegende Gelbinger Vorstadt noch verstärkte. Der Sumpffarakter des Froschgrabengeländes ist außer durch seinen Namen und durch den erwähnten, bei Veit eingezeichneten Entwässerungsgraben (vgl. S. 91) auch noch durch die Tatsache erwiesen, daß 1847 bei Errichtung des städtebaulich so unglücklich liegenden Landesgefängnisses Hunderte von Forchenstämme zur Sicherung der Fundamente eingerammt werden müssen (Wilhelm German, „Chronik von Schwäb. Hall“, S. 324).

Südlich des Gefängnisgeländes muß eine leichte Erhöhung gewesen sein (vielleicht ein Schuttkegel von einer Schuppachüberschwemmung), die Veit den „Eichbuckel“ nennt.

Das Gelände nördlich der Schwanzgasse lag ursprünglich viel tiefer als heute. Es steigt jetzt vom Brückenhof mit 274,64 m ü. NN. zur Neuen Straße mit 277,79 m ü. NN. (am Brückentor) an und fällt darauf wieder zur Spitalbachstraße auf 275,89 m ü. NN. ab, welche Höhe gegen Norden im allgemeinen beibehalten wird. Die gegenwärtigen Grabungen bei der Henkersbrücke unter dem alten Brückentor ergeben, daß dort die Neue Straße tatsächlich 3,70 m hoch aufgefüllt ist. Der Vorgang ist leicht erklärbar. Wilhelm Hommel hat die ursprünglichen Flußübergangsverhältnisse in seinem auf Seite 97 genannten Aufsatz wohl richtig erkannt: er läßt die Gottwollshäuser Steige (vor Erbauung des Dreimühlenwehres um 1340) den Kocher mit einer Furt am Diebsturm überschreiten und Wege durch ein Tor an der Sporerergasse nach der Wohnstadt und durch die Sulengasse nach dem Haalbereich führen (A b b. 4 und 11). Dieser Zustand erfuhr eine gründliche Änderung, als man sich um 1343 entschloß, die erste Henkersbrücke zu bauen, weil kurz zuvor durch die Stauung des Dreimühlenwehres die bisherige Furt überdeckt ward; der Brückenbau erforderte die Errichtung des Brückentores, das damals nachträglich in die Stadtmauer gestellt wird. Der gegenwärtige Brückenumbau gibt wertvolle Aufschlüsse: die Flußpfeiler der Brücke um 1343, die eine hölzerne Fahrbahn tragen — der Chronist



Abb. 13. Nordwestliche Ecke der Altstadt (nach Johann Konrad Körner 1755).
 c = Schuppachkirche St. Maria, d = Spital, i = Marstall und Rüstkammer.
 Die Zahlen beziehen sich auf den Text.

Johann Herolt (Herolt-Kolb, S. 140) beschreibt sie — kamen innerhalb der jetzigen Pfeiler mit einer Oberkante von 275,80 m ü. NN. zum Vorschein; es ergibt sich eine Brückenhöhe von etwa 276,58 m ü. NN. Ungefähr dieselbe Höhenlage kam am alten Pflaster des östlichen Ufers beim Brückentor zutage und wurde auch am westlichen Brückenkopf beim Gasthaus zum Ritter gefunden. Im Jahre 1502 erhielt diese Holzbrücke gewölbte Bögen, die alten Steinpfeiler wurden beibehalten und ummantelt. Die neue Fahrbahnhöhe rückte damit in der Brückenmitte auf 278,95 m ü. NN. und senkte sich auf die Durchfahrtsebene des Brückentors mit 276,95 m ü. NN. (Abb. 14). Die Brückenbahn stieg also gegen die Mitte erheblich an.

Nach dem großen Stadtbrand von 1728 wurde der östliche Brückenkopf unter Abbruch des Tores bis zum jetzigen Zustand (277,79 m ü. NN.) erhöht; es verblieb immer noch eine erhebliche Steigung gegen die Brückenmitte, wie die Schützenscheibe des M. Groß von 1831 und die Bohnhöfersche Lithographie um 1850 zeigen. Der hoch über das nördliche und südliche Nachbargelände ansteigende Straßenabschnitt Grasmarkt—Henkersbrücke ist nichts anderes als die künstlich erhöhte Auffahrt zur Brückenbahn. Die gleichen Verhältnisse zeigen sich am westlichen Brückenkopf.

Wann ist die Ummauerung der ersten Erweiterung erfolgt? Die Haalpalisaden wurden an der Südgrenze frühestens um 1250 durch die jetzigen Mauern ersetzt, zugleich mit der Schließung des Blockgassen-Kochers (vgl. S. 93). Da aber die Mauertechnik vom Sulmeisterhaus über den Diebsturm bis zum Klingenturm einheitlich erscheint und ohne jede Nahtstelle ist, so ist diese Strecke als eine durchgehende, gleichzeitige Arbeit zu betrachten, die sich nicht in Abschnitte zerlegen läßt. Somit ist die ganze, 596 m lange Mauerlinie Sulmeisterhaus—Diebsturm—Klingenturm in einem Zuge nach 1250 erstellt worden. Die neu ummauerte Fläche mißt etwa 46 000 qm. Einzelne Häuser werden auf diesem Gelände schon vor der Ummauerung gestanden sein.

An dem neuen Mauerstück, das 4 Ausgänge zum Fluß besaß (oberes und mittleres Haaltürle, Edelmanns- und unteres Haaltürle), liegen nur 4 alte Befestigungswerke: der Sulferturm (20), der „Haaleck-Turm“ (21), das ältere Eichtor (23) und der Diebs-Turm (24). Das Brückentor (22) kommt 1343 hinzu, das jüngere Eichtor (25) erst im Jahre 1534. Eine Urkunde von 1264 spricht davon, daß das Johanniterhaus „extra muros civitatis hallensis“, also außerhalb der Mauern der Stadt sich befände. Damit kann nur die sehr

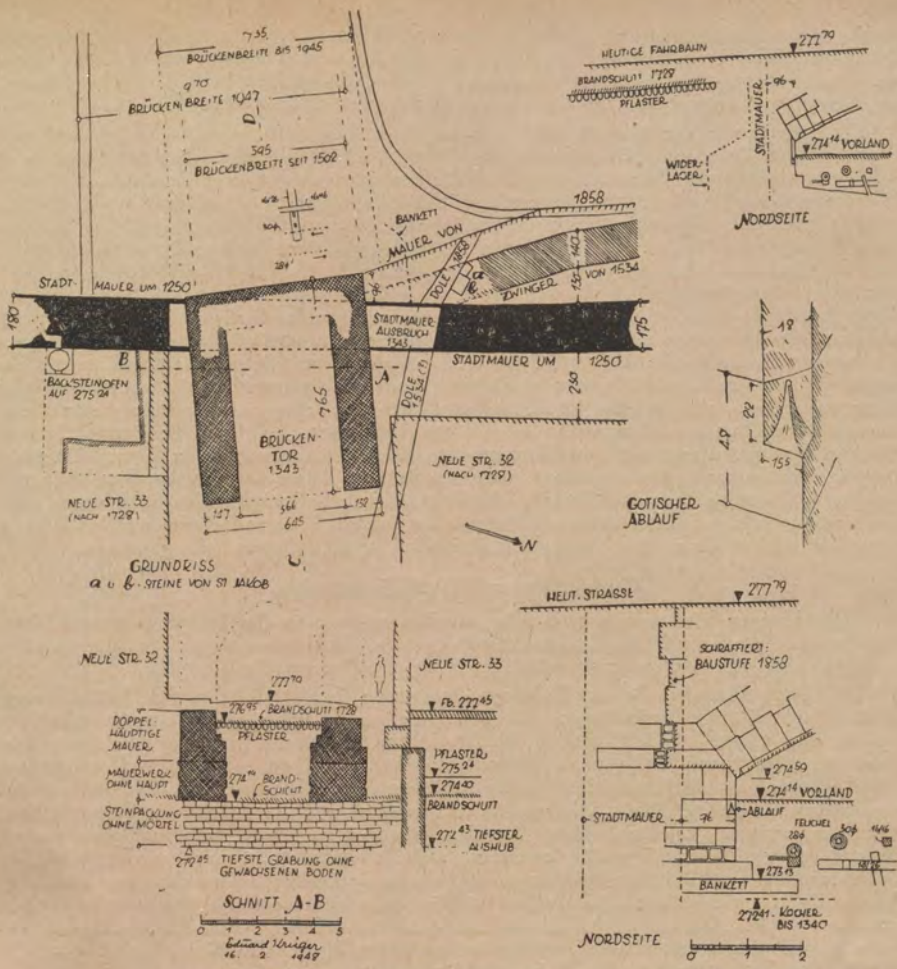


Abb. 14. Das Brückentor (22). a und b = Steine von St. Jakob.

nahegerückte Stadtmauer am Kocherfluß gemeint sein, die damals schon fertig dastand. Die von anderer Hand verbesserte Fassung „c i r c a muros civitatis hallensis“, d. h. „nahe bei der Haller Stadtmauer“, macht diesen Sachverhalt sogar noch klarer und widerlegt Wellers Theorie von 1317 (vgl. S. 98). Diese Zeitbestimmung fügt sich trefflich in die errechnete Entstehung der gemeinsamen Haal- und Spitalbefestigung. Die Altstadt war damals schon auf allen Seiten ummauert und ihre Teile — Wohnstadt, Haal und erste Stadterweiterung — zur Einheit zusammengebunden. Der Altstadtgürtel mit nierenförmigem Umriß ist von da ab nicht mehr verändert worden, er war jetzt 1296 m lang und umschloß eine Fläche von etwa 114 000 qm Inhalt. Spätere Erweiterungen werden durch Vorstädte von ziemlich selbständigem Baucharakter erstrebt: gegen Norden durch die Gelbinger Gasse (südliche Hälfte ihrer Westmauer 1324 errichtet) und gegen Westen durch den Stadtteil „jenseits Kochens“ (1330 wird der nördliche Weilergraben erwähnt).

Es waren große Bauaufgaben, die die Stadt um 1250 zu lösen hatte: die Zuschüttung des Blockgassen-Kochers, die Verlegung des Schuppachlaufes, die Ummauerung vom Sulmeisterhaus bis zum Klingenturm, die Entwässerung und Festmachung des Bodens im weiten Spitalviertel.

Weit außerhalb des Langenfelder Tores stand als einsamer Posten das Klögles-Tor (26).

Im Jahre 1249 war der städtische Spital mit der Niederlassung des Johanniterordens im „Weiler“ jenseit Kochens vereinigt worden. Die Zusammenlegung hatte sich schlecht

bewährt, so daß die Reichsstadt den Spital vom Orden trennte und 1317 einen neuen Spital an seiner jetzigen Stelle baute. Das geschah auf einem Plage, der in bereits ummauertem, aber noch weiträumig bebautem Grund am Rande der Stadt lag; den gesundheitlichen Voraussetzungen eines Spitalbaues war damit Genüge getan.

Die Lage der Haller Altstadt auf fallendem Gelände bedeutete starke, wehrtechnische Nachteile. Im Osten und Süden besaß der Feind überhöhten Boden. Bei der (geschichtlich etwas unsicheren) Belagerung im 13. Jahrhundert stellt der angreifende Bischof von Würzburg seine Wurfmaschinen folgerichtig auf dem Galgenberg auf und beschießt die tiefliegende Stadt, ohne sie allerdings bezwingen zu können. Bis zum Angriff der kaiserlichen Feldherren Butler und Piccolomini im Dreißigjährigen Kriege (September 1634) und bis zur Blockierung durch bayerische Truppen unter Gayling (Juni 1639) hören wir von keiner Belagerung. Hall war von Natur aus nicht so stark geschützt wie Wimpfen am Berg, Rottweil oder Rothenburg. Seine Mauern beschirmten weniger einen Waffenplatz als einen Gewerbeort mit aufgespeicherten Warenvorräten, einen Markt und eine Münze. Es waren wirtschaftliche, nicht militärische Notwendigkeiten, die die Stadt auf wehrtechnisch ungünstigem Gelände entstehen ließen. Nach 1500 vermochte sie wohl Überfälle kleinerer Heere abzuwehren, größeren mit Artillerie ausgerüsteten Truppenmassen konnte sie nicht mehr widerstehen. Alle Befestigungskunst strebt nach Gewinnung hoher Punkte. Erst wenn man sich entschlossen hätte, den Galgenberg und den Olymp-Klingenberg in den Mauerring einzubeziehen, wäre eine voll gesicherte Lage entstanden. Eßlingen hat durch Hereinnehmen der „Burg“, Überlingen durch Befestigung des St. Johann- und des Gallerhügels und Biberach durch Einbeziehen des Gigelberges die schwere Gefahr der feindlichen Überhöhung beseitigt und bedeutende Verteidigungsvorteile gewonnen.

C) Angriffs- und Verteidigungsmittel

Befestigungen können nur verstanden werden, wenn man die Belagerungs- und Verteidigungsweisen kennt. Sie formen die Bauwerke. Es müssen zwei Perioden auseinandergehalten werden: vor und nach Anwendung der Feuerwaffen.

Die ältere Periode, die das Pulver nicht kannte, benützte die uralte Verteidigung durch Verhaue oder Erdschanzen mit Palisaden und davorgelegtem Graben (die für Dörfer noch lange Zeit in Übung blieb). Das frühe Mittelalter ging zur steinernen Befestigung mit offenen Wehrgängen hinter Zinnenkränzen über. Als Handwaffen dienten der Bogen und die Armbrust; das Werfen von Steinen und Bienenstöcken, das Gießen von kochendem Wasser, Öl, Kalk, Blei und Pech spielte eine große Rolle. Die Zinnenlücken waren so breit zu gestalten, daß sie ein Hinausbeugen zu Schuß und Wurf gestatteten; besonders der Mauerfuß mußte erreichbar sein. Armbrüste wurden wohl nie durch Schießcharten, sondern über Brüstungen und durch Zinnenlücken abgeschossen. Um diese breite Waffe am Schießplatz handhaben zu können, wäre eine weite Nische erforderlich gewesen, die die Mauer gefährlich geschwächt hätte; mittelalterliche Armbrustcharten konnten bisher nur selten nachgewiesen werden (Otto Piper, „Abriß der Burgenkunde“, S. 66). Man hat oft Spähfenster, Licht- und Luftschlitze mit solchen verwechselt. Etwaige Schießfenster für Bogenschützen sind in romanischer Zeit rechteckig und mit innerer Nische versehen, die das Herantreten an die Öffnung gestattet. Zwischen den Zinnenlücken lagen in breiteren Mauerstücken (Wimpergen) schmale Schlitze, die einen gesicherten Ausguck ermöglichten. Über die Mauern wurden schwere Baumstämme mit Dornengestrüpp hinausgehängt, die auf die stürmenden Feinde niedersausten. Es herrschte das Prinzip der Überhöhung: der Verteidiger bezog Standpunkte auf Mauerkronen und Türmen, er schafft sich damit gute Sicht, kann die Schwerkraft ausnützen und entzieht sich den Mitteln des Angreifers. Die hohen Mauern schützten rückwärtige Stadtteile. Armbrustschützen sollen ihr Ziel auf 300 Schritte erreicht und mit ihren Bolzen einen Eisenhelm durchschlagen haben. Vom Angreifer und Verteidiger werden Kriegsmaschinen benützt, die schon die römische Waffentechnik kannte: die Blide oder der Triboc schleuderte Steine durch Gegengewichte bis auf 500 m Entfernung, der Onager beruht auf der treibenden Kraft übereinandergedrehter Seile, zwischen die der Wurfhebel gesteckt wird, der Katapult schießt mit der Spannung des Bogens, die große Karrenarmbrust liegt auf einer Lafette. Der Angreifer führt den Mauerbrecher mit eiserner Spitze unter einem Schuttdach an Tore und Befestigungen heran und schob den Wandelturm oder Ebenhoch vor, einen Holzturm, der über Fallbrücken den Sturm auf die Wehrgänge gestattete.

Noch die Haller Sturmordnung von 1525 befiehlt das Werfen von Steinen und Pechkränzen aus Türmen und Wehrgängen, die damals noch vielfach ohne Dach gewesen sein müssen.

Angriffs- und Verteidigungstechnik waren auf frontale Wirkung eingestellt, flankierende Bauelemente kommen noch selten vor. Gefährdete Punkte werden durch eine vorgelegte niedrigere Mauer geschützt, um das Untergraben der Hauptmauer zu verhindern; der Raum zwischen beiden Mauern heißt Zwinger. Vor dem Zwinger ist der Graben ausgehoben, der, wenn möglich, durch fließendes oder gestautes Wasser ungangbar gemacht wird. Türme liegen oft weit auseinander und werden fast immer so gestellt, daß sie nicht über die Mauerfront vortreten. Die Verteidigungsmaschinen werden auf den offenen, dachlosen Plattformen der Tore und Türme aufgestellt. Die Entfernung zwischen Verteidigern und Belagerern war gering; es herrschte fast ausschließlich der Nahkampf.

Die Bürger übernahmen selbst die Verteidigung unter Leitung des Stadtdels, Städte brauchten keine Besatzung und waren darum widerstandsfähiger als Burgen. Die Verteidigung war der Angriffstechnik meist überlegen. Vor Erfindung der Feuerwaffen war eine Stadt oft kaum einzunehmen.

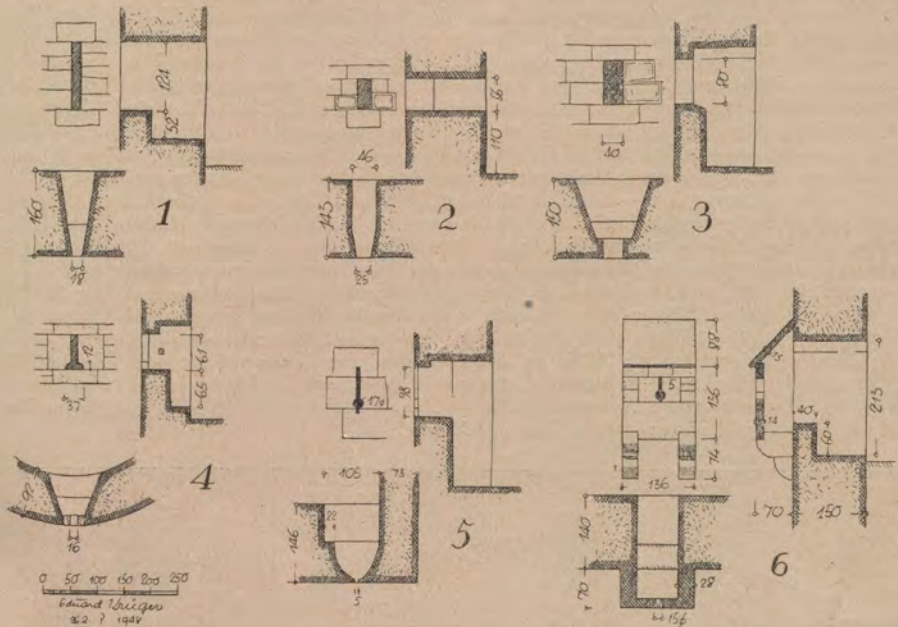


Abb. 15. 1 = Spähschlitze am Mühlgraben und 2 = am Malefizturm, 3 = Schießfenster am Klingenturm, Schlüsselscharten von 4 = Diebsturm, 5 = äußerem Langenfelder Vorwerk, 6 = Pechnase am Pechnasenturm.

Als um 1300 das Schießpulver Verwendung findet (östliche Völker kannten es schon lange), ändert sich das Befestigungswesen völlig. Pulverwaffen sind als Mörser ab 1335 in Deutschland nachweisbar (Piper, „Burgenkunde“, S. 74). Allerdings treten brauchbare Geschütze erst im 15. Jahrhundert auf; so lange bediente man sich der alten Wurfmaschinen. Die üblichen Geschützarten waren die Feldschlangen, Falconette und Karttaunen mit flacher, die Mörser mit steiler Flugbahn. Man geht immer mehr zum Fernkampf der Artillerie über. — Die Haller sprengten schon 1389 die Feste Bilriet mit Pulver. Ihr Geschützwesen scheint gut gewesen zu sein, ihr Zeughaus sehr ansehnlich. Das städtische Hauptgeschütz, der „Drache“, schießt 1486 vom Weilertor bis zum Galgenberg, also etwa 500 m weit. Herzog Ulrich von Württemberg leih sich 1504 im Pfälzer Krieg die „große buchsen von Hall“ zur Belagerung Weinsbergs aus.

Unvollkommene Handfeuerwaffen kommen zu Ende des 14. Jahrhunderts vor; die brauchbare Hakenbüchse (sie wird mit einem eisernen Ansat an einer festen Unterlage eingehakt zur Dämpfung des Rückstoßes) hat erst das 15. Jahrhundert verwendet. Die Verteidigung geht zu flankierender Wirkungsweise über, sie rückt ihre Türme als „Streichwehren“ über die Stadtmauer hinaus vor, um die Grabensohle auf größere Strecken durch Seitenfeuer beherrschen zu können; der Standpunkt der Abwehrkräfte

wird gesenkt. Den Stadtmauern werden fast überall Zwinger vorgelegt; sie schützen die Hauptmauer vor Ersteigung und Unterminierung. Vorhandene Tore werden durch Vortore verstärkt, die zugleich den Graben bestreichen können. Es scheint, daß die Wehrgänge zu Ende des Mittelalters Dächer erhielten. Die Gräben werden immer wieder vertieft und erweitert. Durch Albrecht Dürers Befestigungslehre von 1527 werden die Festungstürme rund, niedrig und massig, meist mit Plattform (Bastiontürme); sie stehen sogar jenseits des Grabens auf der Feindseite, um das Vorfeld besser zu bestreichen. Diese Befestigungsart und die spätere des Tiefbaues durch sternförmige Schanzen, Hornwerke und Kronwerke, die Fazani erstmals mit den Nürnberger Burgbasteien einführt, ist in Hall nicht mehr angewendet worden, wie überhaupt von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab die Stadt der nun ständig sich wandelnden und vielgestaltiger werdenden Abwehrtechnik nicht mehr folgt. Man hatte wohl die Unmöglichkeit der Verteidigung ihrer so ungünstigen Lage erkannt. Außerdem brach der Dreißigjährige Krieg ihre wirtschaftliche und politische Kraft.

Mit den Feuerwaffen ändern sich auch die Schießschartenformen (Abb. 15). Das romanische Rechteckfenster wird schlitzenartig schmal und erhält am unteren Ende eine kreis- oder halbkreisförmige Ausweitung zum Durchstecken des Feuerrohrs; das ist die Form der gotischen Schlüsselscharte. In die Scharten werden waagrechte Auflagerhölzer für die Hakenbüchsen eingemauert, die vielfach noch in Hall zu sehen sind. Dagegen lassen sich in der Altstadt nirgends Geschützstände nachweisen. Wurden Kanonen hinter der Zwingermauer aufgestellt? Die alten Gieß- und Wurfeinrichtungen werden beibehalten, sie sind jedoch durch steinerne Vorbauten, die Pechnasen, besser gesichert.

Die Verteidigung war — nach Schwächung (1340) und Vertreibung des Adels (1512) — vornehmste Aufgabe der Zünfte, die sich dauernd im Waffengebrauch schulten. Für Notfälle wurden Söldner angeworben oder Verstärkung aus verbündeten Städten angefordert. Einblicke in die Abwehrmaßnahmen der Stadt gibt die Sturmordnung von 1525, als man sich auf den Angriff des Bauernheeres vorbereitete. Die Haller wehrfähige Stadtmannschaft zählte 1625 im ersten Abschnitt des Dreißigjährigen Krieges 735 Bürger, zu denen noch je 4 bis 5 Mann als Wache an den Toren und 60 Reiter kamen (F. Riegler, „Hall im Dreißigjährigen Krieg“, S. 35), so daß sich also eine Gesamtstärke von 800 bis 900 Mann ergab. Die Landmiliz ist nicht mitgezählt. Die Stadt Rothenburg wurde 1632 von etwa 750 Rothenburger Bürgern gegen Tillys Heer verteidigt; ähnliche Zahlen liegen für die Belagerung Überlingens durch Horn 1634 vor.

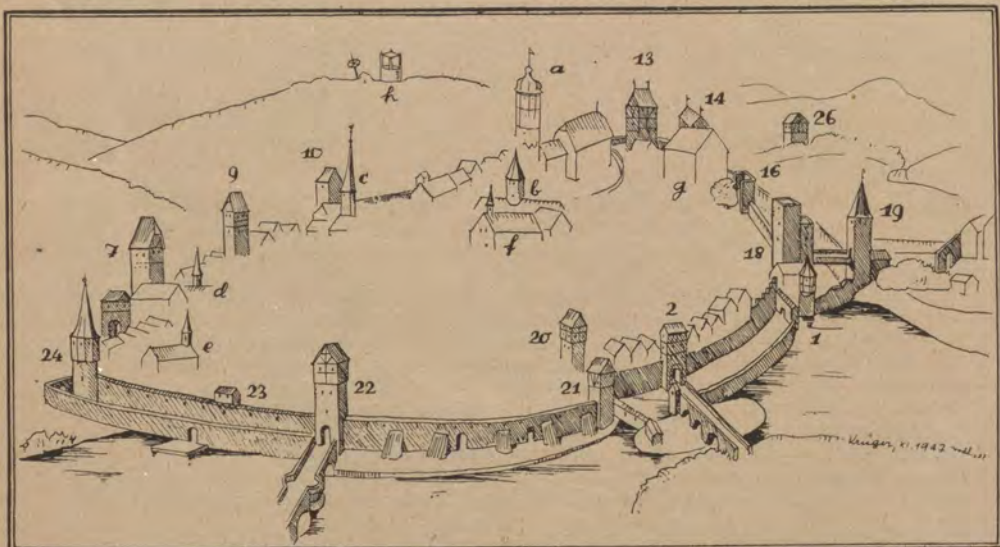


Abb. 16. Die Altstadt von Westen nach dem Holzschnitt von Braun und Hogenberg (1576). Die Zahlen beziehen sich auf den Text. a = St. Michael, b = St. Jakob, c = Schuppachkirche St. Maria, d = Schöntaler Kapelle, e = Spitalkirche zum heiligen Geist, f = Rathaus, g = großes Büchsenhaus, h = Galgen und Rad.

D) Einzeluntersuchungen der Bauwerke

Es werden zunächst die Tore und Türme 1 bis 19 der Wohnstadtbefestigung — im Uhrzeigersinn, ausgehend von der Dorfmühle — beschrieben. Das später ummauerte Haal- und Spitalviertel mit seinen Befestigungswerken 20 bis 25 wird getrennt betrachtet, so daß also unsere Wanderung nicht um den heutigen Altstadtgürtel verläuft.

1. Dorfmühlen-Turm

Vor der Südwestecke der Altstadt, die Buckelquader zeigt und die nie durch einen Turm gesichert war, steht am Kocherwehr die Dorfmühle; von Wilhelm Hommel als die ehemalige, sehr alte „Herzogsmühle“ — 1278 erwähnt — erkannt. Mühlen sind für mittelalterliche Städte lebenswichtige Einrichtungen; sie werden, wenn der Fluß wie in Hall den Stadtkörper nur umströmt, nicht durchfließt, meist dicht unter dem Schutze der Stadtmauer errichtet. Die südliche und westliche Außenmauer der Dorfmühle ist nichts anderes als die Zwingermauer des Schiedgrabens. Diese Zwingermauer stößt mit einer Fuge an die Stadtmauer, sie ist deshalb nachträglich errichtet. Mit zwei Bögen wird der Wehrgang — sein 1,70 m hoher Oberteil mit den Fenstern und Schlitzen ist erneuert, die unteren Teile sind von gleichem Alter wie die Zwingermauer — über das Oberwasser des Wehres zu einer Insel (dem heutigen Mühlendamm) hinübergeführt und an der westlichen Ecke mit einem Rundturm befestigt. Braun-Hogenbergs Stadtbild von 1576 (A b b. 1 6) zeigt einen Turm mit quadratischem Unterbau, auf dem ein viereckiger Fachwerkaufsatz steht. Matthäus Merian (1643) läßt den Schatten eines schlanken Turmes erkennen (A b b. 1 2), Hans Schreyers Haalamsbild (1643) stellt einen runden Steinturm dar, der mit Konsolen über die Ecke kragt und den ein achteckiger Fachwerkskörper krönt (A b b. 1 7 und 1 8). Die Auskragung beweist, daß der Turm nachträglich (vielleicht im 14. Jahrhundert) aufgesetzt wurde. Auch eine Darstellung der Siederszeremonie vor der Dorfmühle (etwa um 1700, im Keckenburgmuseum) zeigt einen runden gemauerten Turm, allerdings mit Absatz und mit einem sechseckigen eingezogenen Aufsatz von Fachwerk (A b b. 1 9). Der Absatz ist ein Zeichenfehler, er soll ein Gesims darstellen. Meyers Brandstättenbild von 1728 gibt einen runden Steinturm mit polygonalem Fachwerksgeschoß; er steigt irrtümlicherweise vom Flußspiegel auf.

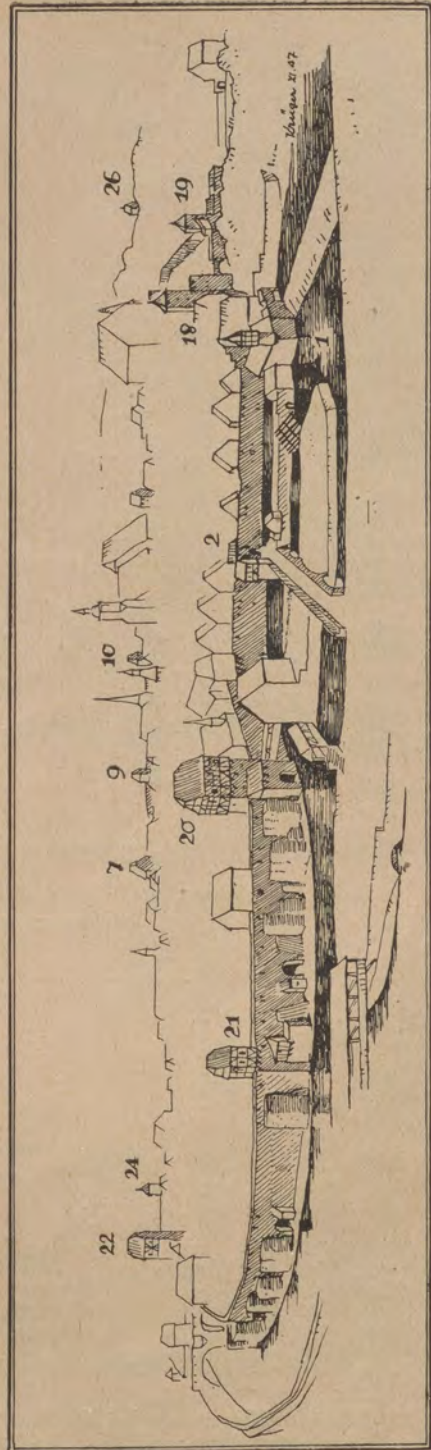


Abb. 17. Die Altstadt von Südwesten nach dem Gemälde von Hans Schreyer (1643) im Haalams. Die Zahlen beziehen sich auf den Text.

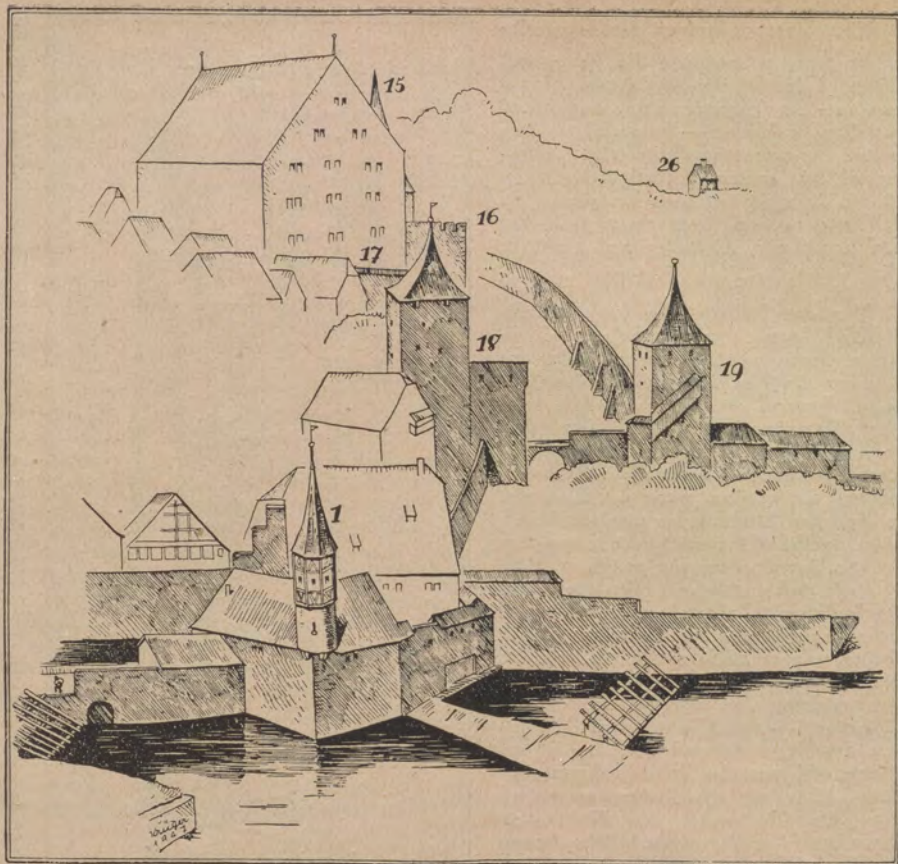


Abb. 18. Die südwestliche Ecke der Altstadt nach Hans Schreyer (1643).
Zahlen wie im Text.

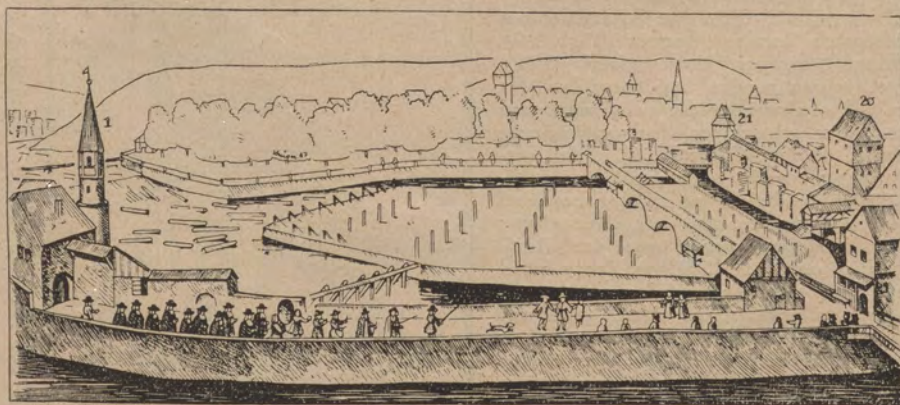


Abb. 19. Salzsieders-Zeremonie bei der Dorfmuhle (nach der farbigen Zeichnung im
Keckenburgmuseum um 1700). Die Zahlen beziehen sich auf den Text.

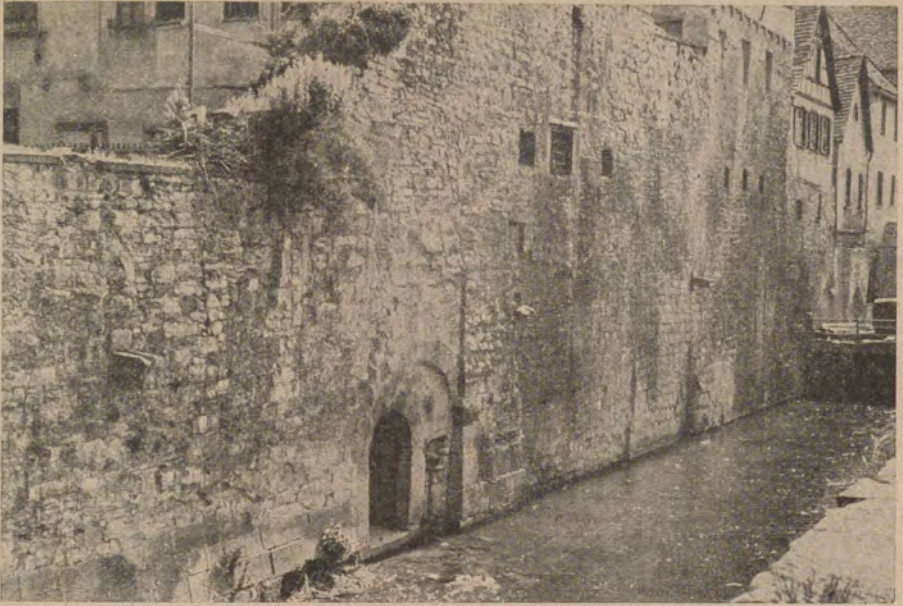


Abb. 20. Die Mühlgrabenmauer.

[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Bei J. K. Körner (1755) ist der Turm verschwunden, da zuvor die Dorfmühle umgebaut und in ihre heutige Form gebracht ward. — An die Dorfmühle knüpft sich die Entstehung des Salzsiederfestes. Die Siederschaft befand sich einst auf dem Unterwöhrd, als ein aus dem Dachladen der Mühle mit Geschrei fliegender Hahn einen Brand anzeigte. Die feuergeübten Sieder erhielten für das Löschen ein dreitägiges Fest an Peter und Paul und das Tragen feuerroter Röcke bewilligt. Der Dorf Müller hatte jährlich einen 100 Pfund schweren Kuchen zu stiften, den durch die Stadt zu tragen ein beehrtes Ehrenamt war. Der Festpokal hatte die Gestalt eines Hahnes; auf dem Dachfirst des Nebenhauses ist heute noch ein Hahn als Erinnerungszeichen angebracht.

*

An der Mühlgrabenmauer zwischen Dorfmühle und Unterwöhrdstor sind nahe der Südwestecke der Wohnstadt zwei Konsolen eingemauert, die einen Bogen tragen; sie mochten dem Mühlenbetrieb dienen. Am nördlichen Gewände des Mühleneingangs steht eine Hochwasserinschrift mit Ornament: „Den 24. Februa ging das Wasser bis an Den Stein Bald (?) am (?) Rigel“. Am Sturz des Mühleneingangs ist eingehauen: „H. 1570. H.“ Im Mauerzug bis zum Steinernen Steg (Abb. 20) sieht man verschiedene jüngere Ausflückungen, es wechseln große, rauhe Quader mit Bruchsteingemäuer. Vom Keckenhof her

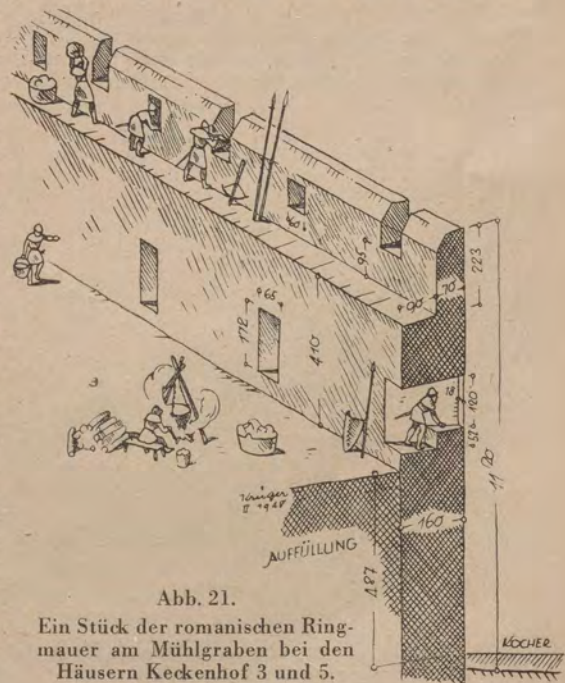


Abb. 21.

Ein Stück der romanischen Ringmauer am Mühlgraben bei den Häusern Keckenhof 3 und 5.

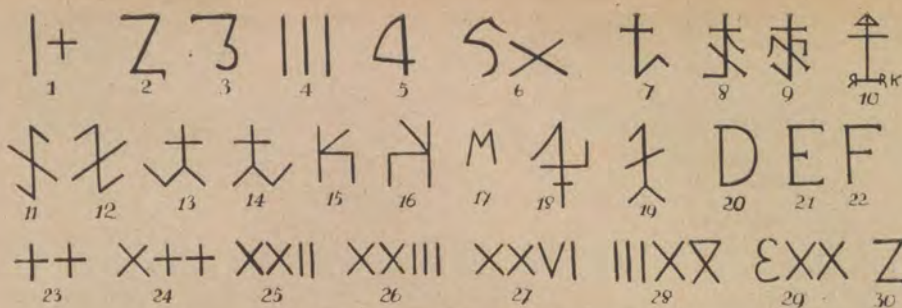


Abb. 22. Steinmetz- und Versetzzeichen.

mündet eine rundbogige Pforte — sie könnte romanisch sein — gegen den Fluß; die dahinterliegende Staffel ist Zugang zu einem Waschplatz am Kocher und zugleich Feuer-gasse. 8 m oberhalb des Steinernen Steges findet sich eine weitere rechteckige Maueröffnung mit Türfalz und zwei Steinkonsolen. In die Mauer des Hauses Keckenhof 3 ist ein spätgotisch profiliertes Fenstergewände eingesetzt (wie es gleichartig an der rückwärtigen Hofmauer des „Adler“ gegen die Schuppachgasse vorkommt). Die Stadtmauer ist bei den Häusern Keckenhof 3 und 5 noch völlig in romanischem Zustand erhalten: steinerner Wehgang mit 0,8 m starker und 2,2 m hoher Brüstung, nach oben abgeschragt, sicherlich ohne Dach; es wechseln Spähschlige mit teils vermauerten Zinnenlücken, alles ohne Gewandesteine. Unter dem Wehgang ist die Mauer in Höhe des rückwärtigen Erdhohens mit einer weiteren Reihe rechteckiger Schlige (18/120 cm) versehen (A b b. 2 1).

Beim Hause Keckenhof 2 ist ein spitzbogiger Fenstersturz eingemauert. Der Fuß der Stadtmauer gegen den Mühlkanal zeigt Schichten mit den Versetzzeichen 1 bis 6, hier wurden vom Wasser zerstörte Steine nachträglich ausgewechselt (A b b. 2 2). Die Stadtmauer am Mühlkanal besitzt zum Teil noch ihre volle Höhe von 11,5 m, sie ist 1,60 bis 1,75 m dick. Die ganze Mühlgrabenmauer wirkt sehr altertümlich und ist eine Fundgrube für archäologische Studien.

2. Das Unterwöhrdstor

bildete den Zugang zur frühesten und bis 1343 einzigen Brücke, dem Steinernen Steg. Braun-Hogenberg (1576) zeichnet es als bedeutendes Tor (A b b. 1 6), das über die Stadtmauerflucht vorspringt und hoch aufragt. Dies ist wenig wahrscheinlich und der vortretende Körper läßt sich baulich nicht nachweisen. Es scheint nur jener einfache Torbogen im Mauerzug vorhanden gewesen zu sein, der sich oft auch als Eingang zu romanischen Burgen findet; so stellt ihn Widmann-Recknitz um 1620 dar. Hans Schreyers Gemälde von 1643 (A b b. 2 3) und eine Zeichnung von 1729 (Keckenburgmuseum) weisen ebenfalls ein einfaches Mauertor aus und zeigen auch die Zugbrücke (A b b. 2 4), die den Mühlkanal überspannt; der östliche feste Bogen des Steinernen Steges stammt also aus neuerer Zeit. (Die Brüstung ist noch jünger, sie trägt die Inschrift: „erbaut von J. G. Hambrecht 1838“ mit Müllerswappen — ein halbes Mühlrad.)

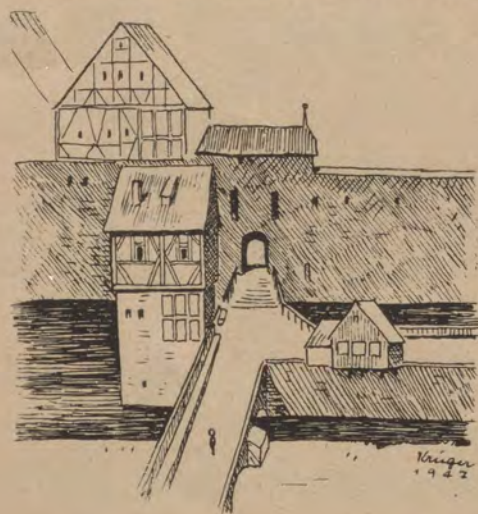


Abb. 23. Das Unterwöhrdstor (2) nach Hans Schreyer im Haalamt. 1643.

In den hohen Mauerschlitzen stecken keine Schwungbalken mehr für die Zugbrücke: sie sind durch Ketten, die über Rollen laufen, ersetzt. Die oben erwähnte Siederzeremonie läßt außer der Zugbrücke das reizende zweigeschossige Torwartstürmchen erkennen, das auf dem ersten Pfeiler des Steinernen Steges saß und im Unterbau noch vorhanden

ist; 1729 ist es nur noch eingeschossig. Im Bauernkrieg 1525 wird das Tor durch einen Holzaufbau „in Gilgenhannsens Garten“ zur besseren Abwehr verstärkt (Hofmanns „Bauernkrieg“ in „Württembergische Geschichtsquellen“, S. 292). Das Unterwöhrdstor wurde leider 1813 abgebrochen. Seine Bedeutung als ältestes Brückentor beweist der prachtvolle, im Keckenburgmuseum erhaltene Wappenstein von 1509, einer der schönsten und originellsten in Württemberg. Er stammt aus der Hand des spätgotischen Haller Meisters Hans Beyscher, der auch den Marktbrunnen, den heiligen Michael am Äußeren des Michaelschores und vielleicht auch den Ölberg am Langhaus von St. Michael schuf. Das Relief besitzt noch ein gut Teil seiner alten Bemalung und trägt das Steinmetzzeichen 7 (Abb. 22), vermutlich dasjenige von Hans Beyscher. Es zeigt das Haller Stadtwappen von zwei Engeln gehalten und das von Tod und Teufel getragene deutsche Reichswappen (1803 abgeschlagen und mit dem kurwürttembergischen Wappen übermalt). Unter den Schilden ist der Tod von Pyramus und Thisbe und die Geschichte von Ino-Leukothea, welche von Wassergöttern gerettet wird, erzählt: ein frühes Beispiel des Eindringens der griechischen Sage in den mittelalterlich-christlichen Gedankenkreis. Es wäre zu wünschen, daß der Mauerbogen ergänzt und das Relief unter einem Schutzdach wieder eingesetzt wird — die Verkehrsöffnung würde dadurch nicht verengt. Am Tor war noch 1774 (nach Germans Chronik, S. 25) eine Aufschrift vorhanden: „Unsere Stadtfarb ist gelb und rot, / Bedeut' das Leben und den Tod. / Daß unser Heiland Jesus Christ / Der Richter über Tod und Leben ist.“ Das Freilegen der schönen Fachwerke der Häuser Steinerner Steg 6, 7 und 8 (nicht nur der Giebel) und die Wiedererrichtung des Torwarthäuschens (als dringend gewünschte Fernsprehgelegenheit) würde Hall an dieser, jetzt so entstellten Stelle ein höchst wirkungsvolles Architekturbild schenken.

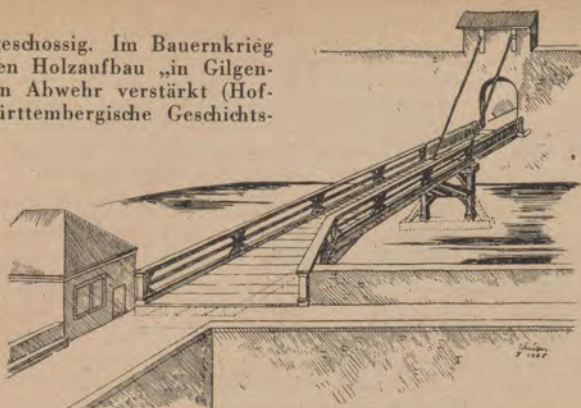


Abb. 24. Das Unterwöhrdstor (2); nach Zeichnung im Keckenburgmuseum, datiert: „7ten Juny 1729“.

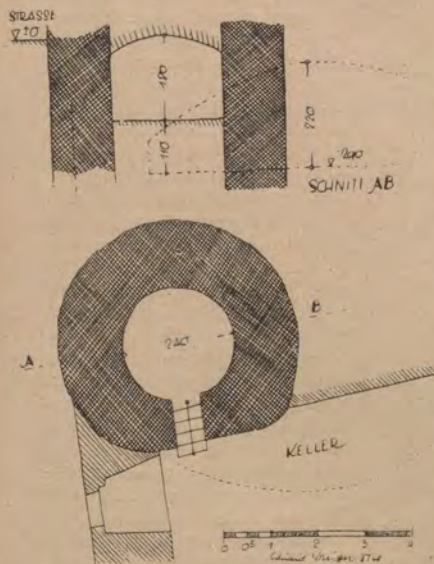


Abb. 25. Der „Schuhmarkt-Turm“ (4).

*

Am nördlichen Torgewände ist eine Erinnerungstafel an das Hochwasser von 1570 eingemauert. Sie trägt die beiden Steinmetzzeichen 8 und 9 (Abb. 22). Der älteste Mauerzug geht bis zum Sulmeisterhaus durch, wo er dann von der jüngeren Haalmauer (die den Blockgassen-Kocher verschloß) verdeckt wird.

Entlang des ehemaligen Blockgassen-Kochers sind bis zum Klingenturm bis jetzt noch keine sicheren Mauerzüge im Boden gefunden worden.

3. Das „Haaltor“

muß an der Ecke Haalgasse—Blockgasse gestanden sein; Fundamente wurden noch nicht gefunden. Es war wohl nur eine Öffnung in der Stadtmauer wie am Unterwöhrdstor vorhanden, da es von Wasser geschützt war. Unter Vorbehalt kann

4. der „Schuhmarkt-Turm“

mit der Linie des Blockgassen-Kochers in Verbindung gebracht werden. Er ist ein Fund Wilhelm Hommels. Im Keller des Hauses Haalgasse 6 befindet sich ein Mauerkörper, der einen runden Raum von 2,4 m Durchmesser umschließt (Abb. 25). Seine Höhe beträgt nur 1,8 m, die

Deckenfachkuppel mit Backsteinen ist in jüngerer Zeit eingezogen. Die inneren Wände sind ziemlich glatt gehauen, die äußeren als rauher Bruchstein belassen. Eine Fuge trennt den „Turm“ von der anstoßenden Kellerwand. Der Innenraum hat kein Fenster; er muß chedem viel höher gewesen sein, etwa so wie das unterste Geschoß des runden Diebsturmes. Die vorhandenen Merkmale reichen jedoch nicht aus, das Bauwerk als Turm anzuerkennen; es kann auch als Zisterne erklärt werden.

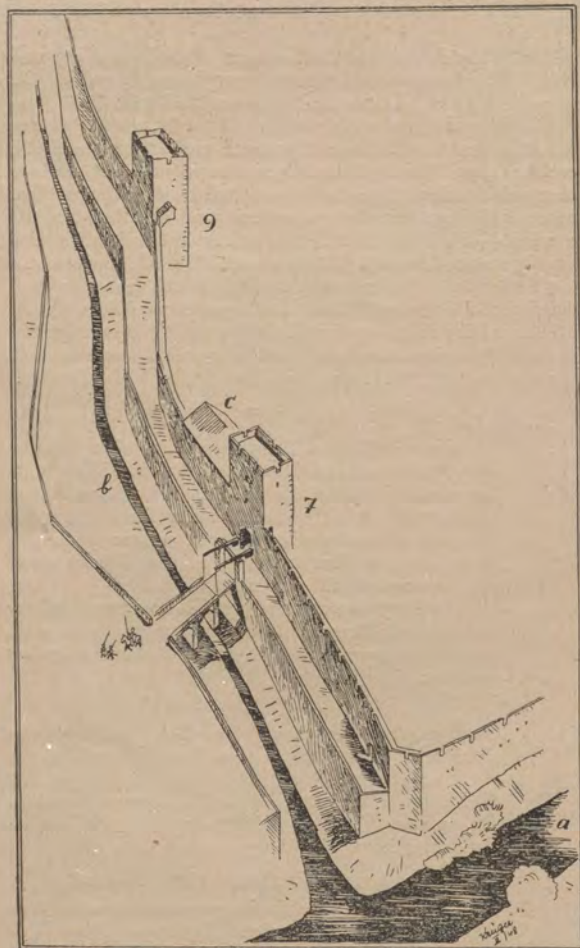
5. Ein „Sporers“-Tor

kann am Schnittpunkt Mohrengasse—Sporersgasse vermutet werden, bisher fanden sich noch keine Mauer Spuren. Man mag es sich als Maueröffnung vorstellen wie das Unterwöhrds- und Haaltor; es liegen ja die gleichen geographischen Verhältnisse vor.

6. Der „Klingen“-Turm

verstärkte nachträglich die nordwestliche Ecke der Wohnstadtbefestigung (A b b. 5). Ehe er errichtet wurde, ist diese Stadtecke wie die südwestliche turmlos gewesen (A b b. 2 6, 2 7 und 2 8). Wir werden sehen, daß es auch die südöstliche war.

Buckelquadern beweisen romanische Bauzeit. Der Turm ist aus großen, rauhen Muschelkalkquadern erbaut; an den Fenstergewänden treten ebenfalls Buckel auf. Das



Bauwerk hat seine alte Höhe verloren, immerhin ragt es noch 10,4 m, an der Südseite bis zum Dachfirst sogar 14,9 m hoch über die Grabensohle auf. Es brannte 1728 nicht ab, trägt aber jetzt ein Mansardendach mit nördlichem Fachwerkgiebel. Der Turm ist mit Fugen vor die ältere Wehrmauer gestellt, die anderen Mauerwerkscharakter (kleinere, durch den Stadtbrand stark ausgeglühte Schichten zeigt; vom Wehrgang sind noch einige Stufen vorhanden). Durch die Wehrmauer führt eine 2,7 m hohe und 1,3 m breite Türe in den Zwinger, der also von Anfang an vorhanden war. Die Türnische ist mit einem mächtigen waagrechten Steinbalken überdeckt. Der jüngere Turm verwendet die Zwingertüre als Eingang in sein Erdgeschoß, das mit einem nachträglichem Flachgewölbe überdeckt ist. Vom Wehrgang aus ist das Turminnere nicht betretbar gewesen. Das Bauwerk hat mit 9/10 m nahezu quadratischen Grundriß. Nach romanischer Art dürfte die Verteidigung von einer offenen Plattform aus geführt worden sein. Ein zugeschüttetes fensterloses Untergeschoß war durch ein Angstloch im Gewölbescheitel erreichbar. — Braun-Hogenberg (1576) und Merian (1643) zeichnen den Turm nicht, er wird damals schon erniedrigt gewesen sein, so daß er im Stadtbild nicht in Erscheinung trat. Die Mauer-

Abb. 26. Die Nordfront um 1200. a = Blockgassen-Koher, b = Schuppach, c = Schöntaler Kapelle. Zahlen wie im Text.

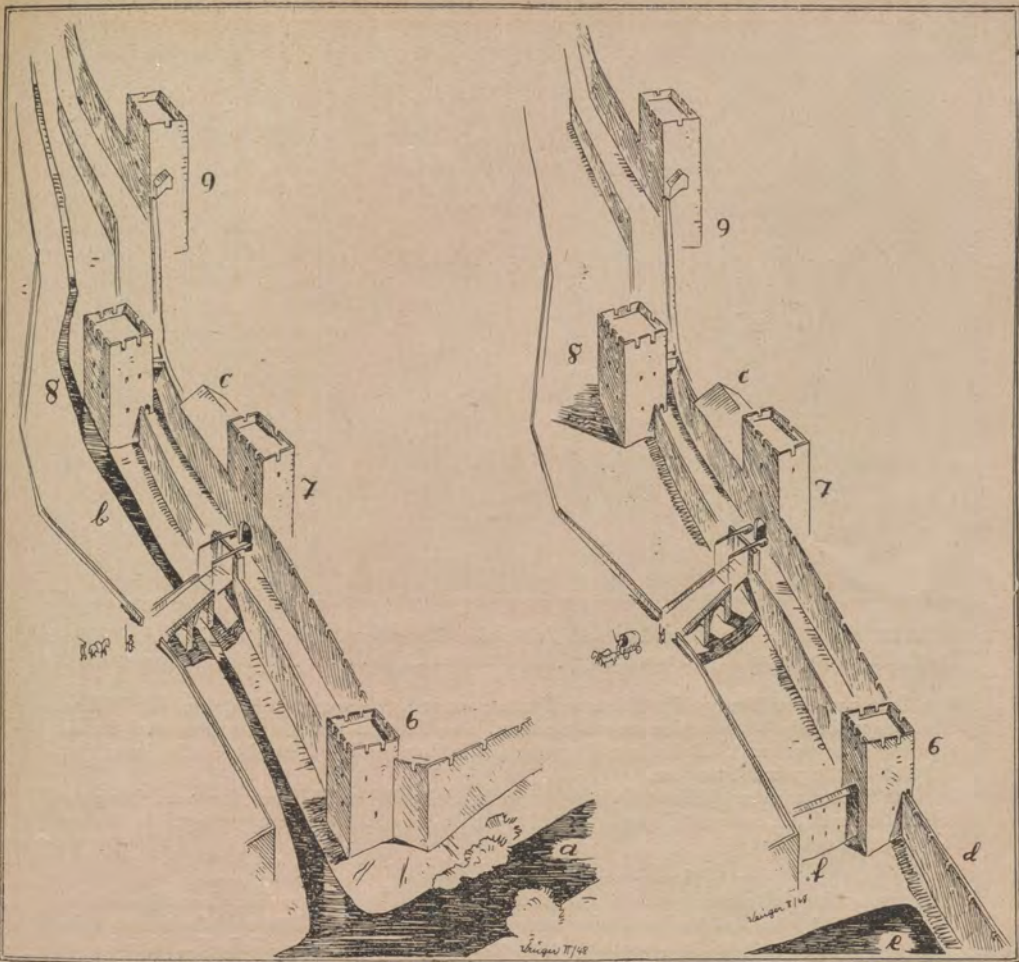


Abb. 27 (links). Die Nordfront um 1250. a = Blockgassen-Kocher, b = Schuppach, c = Schöntaler Kapelle. Zahlen beziehen sich auf den Text.

Abb. 28 (rechts). Die Nordfront von 1250 bis 1350 nach Zuschüttung des Blockgassen-Kochers und Verlegung des Schuppachs. d = neue Ringmauer um Spital und Haal, e = Roscher-Kocher, f = neue Grabensperre.

dicke mißt 1,5 m. Das Obergeschoß ist jetzt durch große Fenster- und Türeinbrüche böse entstellt. Die wichtige südwestliche Ecke ist heute abgeschrägt und zeigt Abbruchspuren: hier muß die Blockgassenmauer angeschlossen haben. Ein Ausgang gegen den westlich anschließenden Zwinger um das Spitalviertel ist nicht vorhanden, ein Beweis, daß der Turm nach dieser Seite einige Zeit freistand und bereits vor der Spitalummauerung (um 1250) errichtet war. Auch zeigt die Spital-Zwingermauer anderen Mauercharakter als der Turm; sie rückt außerdem sehr nahe an ein Westfenster des Turmes, was nicht ursprünglich sein kann. Zum Wehrgang der Spitalmauer ist nachträglich eine segmentbogige Türe eingebrochen. Gegen den alten Zwinger zum Stätt-Tor war ein Ausgang vorhanden, sein Gewände ist in einer modernen Türe erhalten. Interessant sind die alten Fensterformen im Erdgeschoß. Es sind altertümliche rechteckige Schmalfenster mit innerer Nische zum Herantreten an die Öffnung, sie sind also zum Schießen mit dem Bogen eingerichtet und liegen gegen Westen, Norden und Osten. Der Turm ist noch vor 1250 erbaut worden. — Der Graben ist später durch eine Mauer mit zwei rechteckigen Schartenreihen, die aus



Abb. 29. Stadtseite von Stätt-Tor und Schöntaler Kapelle während des Abbruchs 1808 (nach Zeichnung von Major von Gaupp, kopiert von F. Reik 1874; Keckenburgmuseum).

der Zeit vor Einführung der Feuerwaffen stammen, gesperrt worden, um feindliches Eindringen in die Grabensohle zu verhindern. Das Nordfenster des Turmes wird durch sie fast ganz verdeckt. Daß diese Sperrmauer frühestens 1324 errichtet sein kann, ist auf Seite 98 begründet worden.

Der Mauerzug der Wohnstadt steigt nun in südöstlicher Richtung bis zum Langenfelder Tor auf; bis nahe an dieses ist seit den Anfängen ein Zwinger vorgelegt. An dieser Front steht zunächst

7. das „Stätt“-Tor (Abb. 5, 26, 27, 28, 29).

Es ist von Hommel als ursprüngliches „Stetten“-Tor nachgewiesen; das ehemalige Stadtadelsgeschlecht von Stetten besaß das anstoßende Steinhaus — heute Volksbank. 1390 wird es auch Hallberger-Tor genannt (German, S. 103), bei Widmann-Kolb (S. 104) wird es als Kapellentor bezeichnet. Es war das erste Tor, das 1807 bis 1808 unter württembergischer Herrschaft weggerissen wurde. Damit beginnt die unheilvolle Zeit der Abbrüche, die bis 1862 dauert. Gute Abbildungen (Abb. 29) zeigen spätromanische, gekuppelte Kleeblattbogenfenster an der Stadtseite, wie sie in Maulbronn um 1200 vorkommen; ein behagliches Krüppelwalmdach war aufgesetzt. In den Zwinger ist in vermutlich spätgotischer Zeit ein Vortor (wie heute noch am Weilertor) gebaut, wohl gleichzeitig erhielt das Haupttor ein Dach an Stelle einer ursprünglichen Plattform. Des Vortores Feindseite trug eine Malerei: zwei Ritter mit Reichs- und Stadtwappen, dazwischen St. Michael als Seelenwäger, offenbar Arbeiten aus der Zeit um 1520. Die Außenseite des Turmes zeigte barocke Rechteckfenster als nachträgliche Änderung.

Am Stätt-Tor war eine Hinrichtungsstätte: hier ließ 1435 der Haller Rat 21 bebenburgische Reiter aufknüpfen und um 1444 wurden jene 15 Gefangenen gehängt, die durch die Szene mit Hans Hämmerlein bekannt geworden sind (Widmann-Kolb, S. 106).

Östlich des Stätt-Tores lehnte sich an die Stadtmauer die Schöntaler Kapelle St. Maria. Sie wird schon 1296 genannt und ihr Abbruchbild von 1808 zeigt einen einschiffigen Raum mit romanischen Fenstern und Rundbogenfries; in gotischer Zeit wird ein südliches Seitenschiff angebaut. Der Weggang ging offenbar durch die Kapelle hindurch, ähnlich wie bei der Wolfgangskapelle an der Klingentorbastei in Rothenburg. Ob die Kapelle älter oder jünger als das Tor ist, läßt sich nicht mehr feststellen, jedenfalls gehört sie noch der romanischen Zeit an. Die Baugruppe des Stätt-Tores und der Schöntaler Kapelle (sie blieb 1728 vom Brand verschont) erzeugte gegen die Stadt ein reizvolles Idyll. In der Grabensohle stand ein Waschhäusle (vgl. Roschers Wasserleitungsbuch 1743), das sein

Wasser vom „Buzenwolf“ am äußeren Langenfelder Tor erhielt. Der Graben und Zwinger nördlich der Kapelle ist aufgefüllt und 1811 mit der vortrefflichen württembergischen Hauptwache am Säumarkt bebaut worden, die jedoch die städtebaulichen Zusammenhänge empfindlich gestört hat.

8. Der „Säumarkturm“

ist die einzige Haller Befestigung der romanischen Zeit, die in 1,60 m Abstand vor der Flucht der Stadtmauer steht (A b b. 5, 26, 27, 28). Er konnte, zusammen mit dem ebenfalls vorspringenden Klingenturm, dem Stätt-Tor wirksamen Schutz gewähren: die ersten Beispiele flankierender Bauart. Der Turm trägt ein junges Fachwerkgeschoß, vermutlich nach 1728 entstanden, das auf Anraten des Verfassers 1935 um ein weiteres Stockwerk erhöht wurde. Der kraftvolle steinerne Unterbau steckt heute tief im aufgefüllten Graben, immerhin ist er gegen die „Traube“ noch 8 m hoch. Rechteckige Schmalfenster und rauhe Großquader mit Buckeln an den Ecken und an den Fenstergewänden beweisen gleiches Alter mit dem Klingenturm und Zugehörigkeit zur zweiten Baustufe bis 1250. Eine Bauzeit nach 1324 wäre für beide Türme unverständlich, weil die damals begonnene Gelbinger Vorstadtbefestigung jene Stelle von selbst verstärkte. Legt sich eine Stadterweiterung vor einen Altstadt kern, so wird die Befestigung des letzteren vernachlässigt und oft sogar abgebrochen, wie das Beispiel der Blockgassenfront oder die Verhältnisse in Rothenburg lehren.

Eine rundbogige Ausgangstür führt zum westlichen Zwinger. Die Reste der Zwingerbrüstung sind in den Turm eingemauert und damit älter als dieser. Der Zwinger ist auch an dieser Stelle als romanisches Bauwerk der ersten Baustufe bezeugt. Der Turm Grundriß mißt 8×9 m, ist also beinahe quadratisch, seine Mauerstärke beträgt 1,50 m, nur die Wand gegen die Stadt ist auf 90 cm geschwächt. Durch einen kurzen Steg wird der Turm mit der Stadtmauer verbunden gewesen sein. Wie am Klingenturm sind an der Innenseite der Stadtmauer die Stufen des stark ansteigenden Wehanges erhalten. Der Zwischenraum nach der älteren Stadtmauer (aus der ersten Baustufe des 12. Jahrhunderts) ist heute durch ein später eingesetztes Mauerstück verschlossen. Zwischen Säumarkturm und Malefizturm ist im 18. Jahrhundert ein Gefängnishaus mit Mansardendach über den Zwinger hinweg errichtet worden.

9. Der Malefizturm

ist erst nachträglich auf die Stadtmauer — ohne über sie vorzuragen — gebaut worden (A b b. 5, 26, 30). Er steht auffallenderweise nicht an einer vorspringenden, sondern an einer leicht eingewinkelten Stelle des Mauerzuges. Befestigungstürme hinter die Front der Wehrmauer zu stellen, ist sehr alte Übung; schon die Römer wandten sie an: am rätischen Limes steht die Feindseite der Türme auf der Mauer (Eduard Paulus in Württembergische Vierteljahreshefte 1885, S. 239). Die Schichten des Mauerzuges sind flach und gegen Nordwesten fallend, diejenigen des Turmes sind höher und waagrecht. Die Brustwehr der Ringmauer wurde nicht abgebrochen; an der Nordostseite ist ihr Querschnitt noch zu erkennen. Der Turm muß jedoch sehr bald nach der Errichtung der Mauer, um etwa 1200, erbaut sein, denn er zeigt deutliche romanische Eigenschaften: sein nicht über die Stadtmauer vortretender Körper, sein rechteckiger Grundriß ($6,9 \times 10,35$ m) und seine rechteckigen Fenster; die breite Turmseite richtet sich gegen den Feind. Die Fenster eignen sich nicht zum Schießen, zumal mit der Armbrust; das bezeugt, daß die Abwehr ehemals von einer offenen Plattform nach Art romanischer Bergfriede erfolgte. Die Zugänge zum Turm sind von der Stadtmauer aus nur durch Holzsteg erreichbar gewesen: die nachträgliche Errichtung wird damit erneut bewiesen. Das Untergeschoß ist heute nicht zugänglich, es birgt einen verließartigen Raum, dessen Luftlöcher nach Nordost und Südwest noch vorhanden sind. An der Nordwestseite sind drei Steinkonsolen erhalten, die sich nicht erklären lassen; sie trugen vielleicht das Dach eines Anbaues. Die Wandstärken betragen auf allen Seiten 1,6 m. Der Turm ist 1728 ausgebrannt, er trägt das typische Haller Zelt Dach mit Einkurvung. Er wurde als Gefängnis benützt (daher sein Name) und erhielt deshalb vier neue Fensterlöcher an der Nordostseite, zwei an der Südostseite und innere Fachwerkwände zur besseren Wärmehaltung. Ob das Zeichen 10 (A b b. 22) als Steinmetzzeichen anzusehen ist, erscheint unsicher; auf alle Fälle stammt es aus jüngerer Zeit. Der finstere wirkende Turm wird ursprünglich kaum höher gewesen sein als heute; er ist ein wertvolles Denkmal der romanischen Zeit.

Braun-Hogenberg (1576) zeigt einen jüngeren Fachwerksaufsatz, der nach dem Stadtbrand nicht mehr errichtet wurde. Von drohender Monotonie ist jetzt noch seine 20 m hohe Südwestseite, die nur von einem einzigen, etwa 10×30 cm großen Luftloch für das Verließ durchbrochen ist.

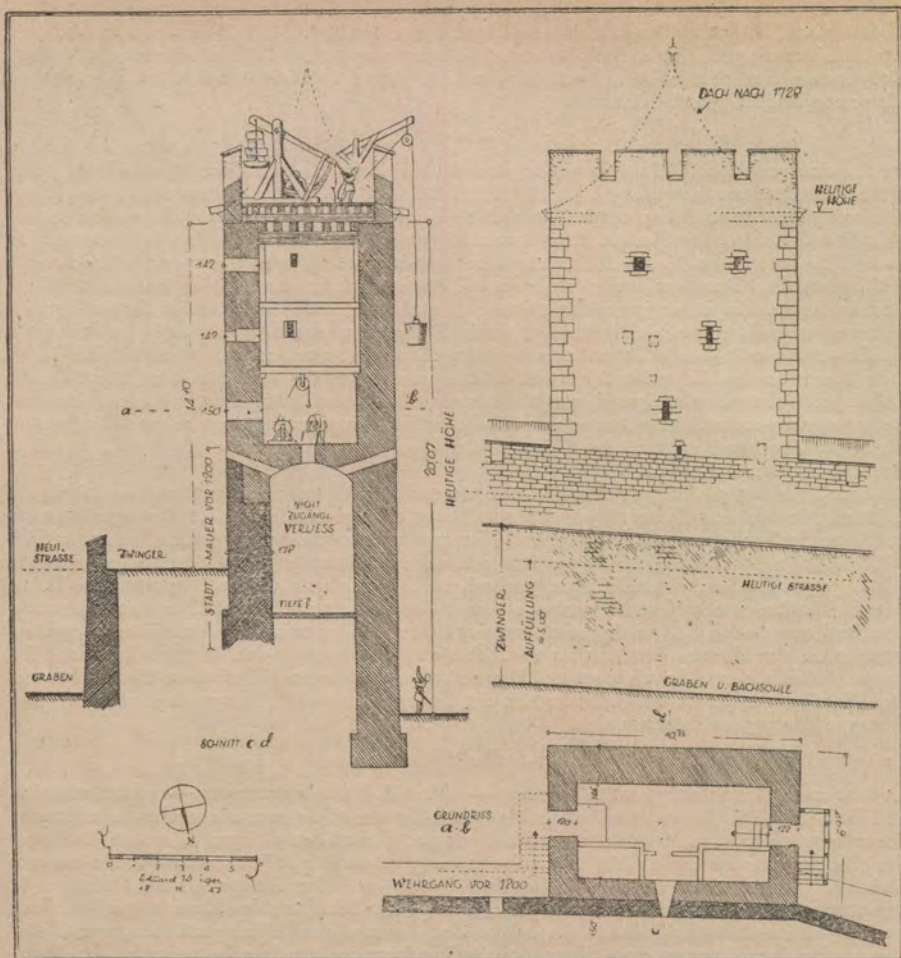


Abb. 30. Der Malefizturm (9).

Am Hause Schuppachgasse 5 war vom Zwinger aus eine Brücke über den Graben zum jenseitigen Eckturm der Gelbinger Vorstadt (Grabenstraße 2) geschlagen.

*

An Stelle des Hauses Schuppachgasse 9 stand

10. der Hezennest-Turm.

Sein Name bedeutet Hähennest (nach E. Kost). Er ist heute gänzlich abgebrochen, seine Reste scheinen als Fundament des genannten Wohnhauses benützt zu sein. Veit (1827) zeichnet einen quadratischen Turm von 7×7 m Seitenlänge, der ganz über die Stadtmauerflucht vorspringt und sogar auf der Zwingermauer aufsitzt (Abb. 32). Schreyers Bild (1643) bringt ein steiles Walmdach (Abb. 31), Körners lavierte Tuschzeichnung (1755) ein eingekurvtes Zeltdach (Abb. 13), so gibt ihn schon Roschers Rathausbild (1735) wieder. Nach Roschers „Wasserleitungsbuch“ von 1743 besaß die Stadtseite keine Wand, auch der Stadtplan von 1710 (im Rathaus verbrannt, aber als Kopie des Verfassers erhalten) zeigt eine offene Rückwand. Er ist wohl eine nachträgliche Mauerverstärkung des späten 15. Jahrhunderts. Nach Wilhelm German (Chronik von Schwäbisch Hall, S. 249) wurden Mägde, die ledige Kinder erwarteten, hier eingesperrt, sodann im „Fegfeuer“ im Spital verwahrt und zuletzt mit Rutenhieben zum Tor „hinausgefegtet“.

Erst hinter St. Michael ist die älteste Stadtmauer in 1,85 m Stärke wieder erhalten. Das alte Gymnasium (Clafgebäude) benützt diese als nordöstlichen und die Kirchhofmauer als südwestlichen Unterbau, dem Straßenzug Langenfelder Tor—Marktplat eine Durchfahrt gewährend. Bis zum Langenfelder Tor ist die Stadtmauer samt Zwinger und Graben seit der Anlage der jetzigen Crailsheimer Straße völlig verschwunden. In der Achse von St. Michael stand

11. der Deckenturm,

der 1827 noch vorhanden war, da ihn Veit mit $6,2 \times 8$ m großem Umriß vor die Stadtmauer stellt, den Zwinger ganz überqueren und noch in den Graben hinter vorspringen läßt (A b b. 32). Wie der Deckenturm konnte er Zwinger und Graben flankierend beherrschen und scheint als „Streichwehr“ aus dem späten 15. Jahrhundert zu stammen. Ferdinand Jodl (A b b. 37) zeichnet 1839 das übliche eingekurvte Zeldtad.

*

Oberhalb des Deckenturmes ist das alte Gasthaus zur „Rose“ an die Innenseite der Stadtmauer angebaut gewesen. Dort endet der am Klingenturm beginnende Zwinger, er hat nie eine Verbindung mit dem Zwinger des Schiedgrabens besessen. An dieser Stelle führte ein Steg für die Wasserleitung über den Graben, ein wehrtechnisch hochempfindlicher Punkt, von dem fast die gesamte Wasserversorgung der Altstadt ausging. Die Zuleitungen aus Eltershofen, Weckrieden und Altenhausen wurden in einem Gewölbe gesammelt, aus dem heute noch das Schwanenbrünnele quillt.

12. Das innere Langenfelder Tor

ist seit 1826 abgebrochen (W. German, S. 327). 1523 wird es „Ringtor“ genannt nach dem anliegenden Ringmarkt, dem heutigen Holzmarkt (Gmelin, „Hällische Geschichte“, S. 658). Jakob Veit zeichnet es 1827 nicht mehr. Es stand wohlüberlegt etwas oberhalb der Rosenbühlgasse an einem faltenartigen Rücksprung der Ringmauer und ist durch die Stadtgrundrisse von 1710, von Roscher 1743 und von J. J. Gräter 1816 festgelegt. Das Tor bildete den ältesten südöstlichen Stadtzugang. Sein Vorland war vorzüglich geschützt, denn die Stadtmauer verlief gegen Süden auf eine Länge von 31 m über der linken Seite des Angreifers, ihn einer gefährlichen, bis zu 7 m hohen Flankeneinwirkung aussetzend (A b b. 7, 32 und 34). Am Eckpunkt dieser Stadtmauer braucht kein Turm angenommen zu werden, romanische Befestigungen des 12. Jahrhunderts lassen auch Ecken turmlos (vgl. Rottweil).

Eine gute Abbildung (A b b. 35) der Innenseite gegen die Stadt ist im Kedenburgmuseum überliefert: auf einem steinernen Unterbau von drei Geschossen (die Rückseite war nur ausgeriegelt wie beim Weilertor) sitzt ein gotischer Fachwerkstock. Es scheint, daß das ganze Bauwerk aus Quadern mit Eckbossen bestand und ursprünglich höher war, vielleicht eine offene Plattform trug. An der Stadtmauer, deren bedachter Wehrgang auslud und auf Holzstreben ruhte (wahrscheinlich an Stelle eines ehemaligen offenen Zinnenkranzes), war der alte Ramm balken, der „Widder“, aufgehängt, den die Haller bei der Eroberung von Neufels und Maiefels 1441 benützt haben sollen. Er war 1856 noch vorhanden (German Chronik, S. 328). Rechts vom Tor sieht man den heutigen Staffelaufgang, der zur Stadtmauer gegen das äußere Langenfelder Tor hinaufführte.

Herolt (Kolb, S. 135) läßt das Tor erst 1431 erbaut sein nach Vermauerung des Limpurger Tores. Das ist ein Irrtum; es kann sich bestenfalls um eine Verstärkung in jener Zeit handeln. Denn bereits 1417 wird die Kapelle St. Wolfgang erwähnt, die bei diesem Langenfelder Tor gestanden sei (Oberamtsbeschreibung 1847).

Seit ältester Zeit mündete hier eine wichtige Reichs- und Geleitstraße in den Stadtkörper, ein Tor war deshalb immer vorhanden. Zwischen diesem und dem äußeren Tor spannte sich ein Holzsteg mit Dach über den Graben.



Abb. 31.

Der Hezennest-Turm (10), nach Hans Schreyer 1643. a = St. Michael, b = St. Jakob.

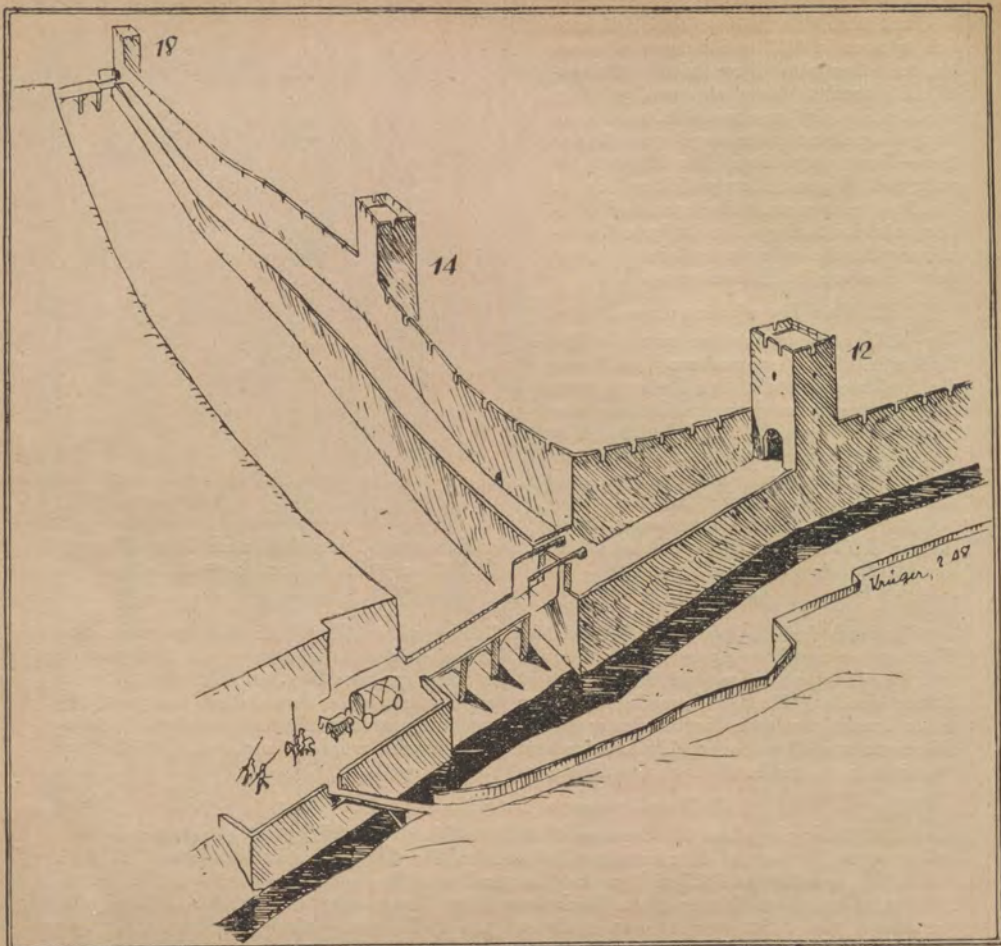


Abb. 34. Die Südfront um 1200, der „Schiedgraben“. 12 = inneres Langenfelder Tor, 14 = Folterturm, 18 = Limpurger Tor.

13. Das äußere Langenfelder Tor

ist das bedeutendste der Stadt und gottlob das besterhaltene. Es war Zollstätte und stellt eine Verstärkung des südöstlichen Stadteingangs dar, der durch die überhöhte Lage des Angreifers von jeher äußerst gefährdet war. Mit seinem Vortor, dem inneren Langenfelder Tor und dem befestigten Zwischenhof bildete es eine mächtige Torburg.

Um die haulichen Verhältnisse am Rosenbühl verständlich zu machen, müssen kurz die politischen Geschehnisse dargestellt werden. Als um 1230 die Schenken von Limpurg als kaiserliche Aufsichtsbeamte in unserer Gegend, nur 800 m von der südlichen Stadtfront entfernt, angesiedelt werden, ist die Quelle dauernder Zwistigkeiten und Fehden zwischen der Reichsstadt und der Limpurger Herrschaft aufgebrochen. Das schenkische Gebiet reichte bis auf 6 m an den Schiedgraben heran. Wohl selten haben feindliche Nachbarn so dicht nebeneinander gelebt! Als Hall 1431 sein Limpurger Tor als empfindliche wirtschaftliche Abwürgungsmaßnahme gegen die Schenken 112 Jahre lang vermauern läßt, werden die Beziehungen höchst gespannt. Die Haller füttern 1444 den Schiedgraben und seine Brustwehren (d. h. sie führen steinerne Grabenwände auf) und bauen teilweise die Mauern neu (Germans Haller Chronik, S. 103). Der Zwinger bestand schon, der Graben könnte damals verbreitert und vertieft worden sein. Im Anschluß an die Bauperiode des Hans Mung von Öhringen, die seit 1490 im Stadtteil jenseit Kochens den großen Pulver-

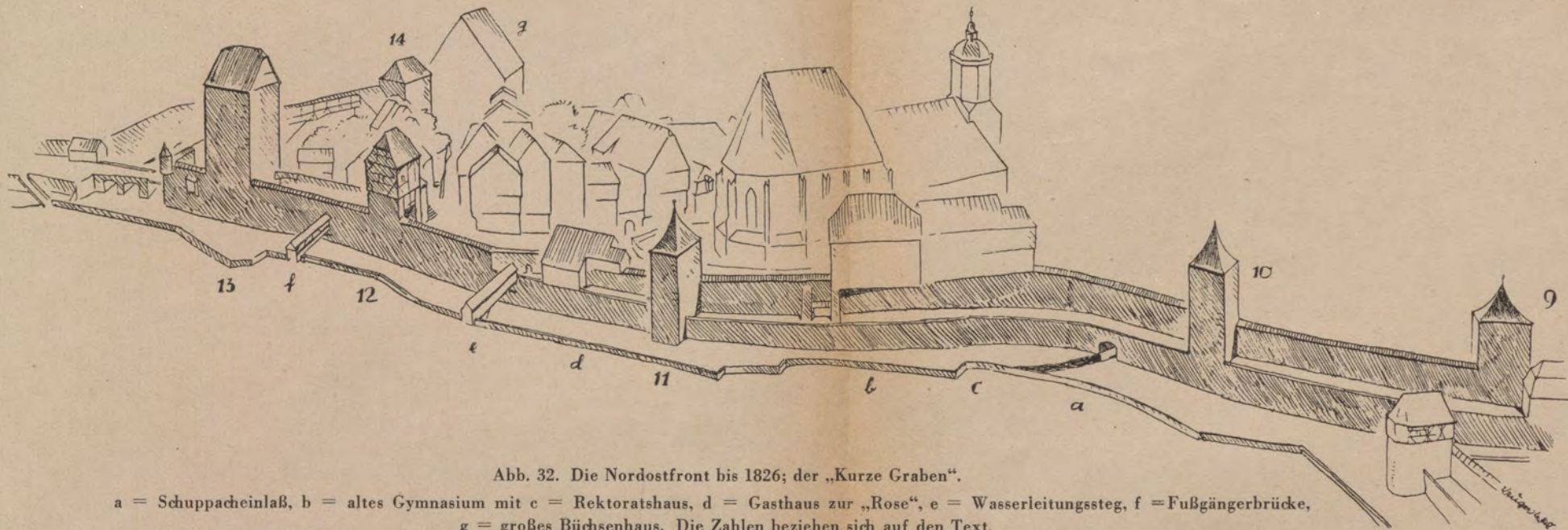


Abb. 32. Die Nordostfront bis 1826; der „Kurze Graben“.

a = Schuppacheinlaß, b = altes Gymnasium mit c = Rektoratshaus, d = Gasthaus zur „Rose“, e = Wasserleitungssteg, f = Fußgängerbrücke, g = großes Büchsenhaus. Die Zahlen beziehen sich auf den Text.

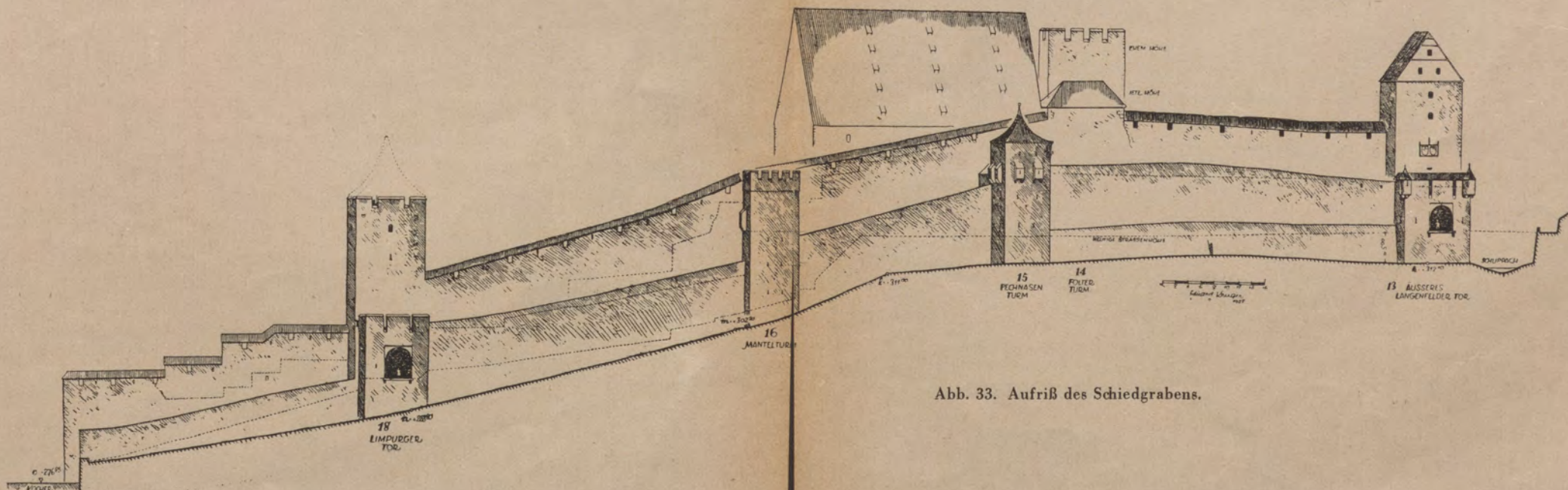


Abb. 33. Aufriß des Schiedgrabens.



Abb. 35. Das innere Langenfelder Tor (12) von der Stadtseite um 1820 (im Keckenburg-museum). [Aufnahme: Kaloumenos, Schwáb. Hall]

turm schuf, mag auch der Pechnasenturm und der Mantelturm errichtet worden sein, sie sind von der romanischen Stadtmauer durch eine Fuge getrennt und damit jünger. Sie sind typische „Streichwehren“ der spätgotischen Zeit und sollen hauptsächlich den Graben beherrschen. Der Bau des äußeren Langenfelder Tores um 1515 ist als Schlußglied der Wehrverstärkung gegen Limpurg aufzufassen: er bildete mit dem inneren Langenfelder Tor das erste Doppeltor der Stadt. Erst 1541 kommen die Zerwürfnisse mit Limpurg zum Abschluß, als es gelingt, die Limpurg und die der Stadt zunächst liegenden Gebietsteile hällisch zu machen; der alte Feind weicht nach Süden und verlegt seinen Sitz nach Gaildorf.

Nach Herolt-Kolb (S. 143) sollte das äußere Langenfelder Tor ein limpurgisches Zollhaus überflügeln und unschädlich machen; es hätte zwischen dem äußeren und inneren Tor gestanden. Geographisch ist das schwer vorstellbar (vgl. S. 140).

Der Grundriß des Langenfelder Tores ist mit 10,6/10,76 m quadratisch und hat im Erdgeschoß 3,35 m starke Mauern: die stärksten aller Haller Befestigungen (Abb. 7). Seine Höhe beträgt 32 m, rechnet man die aufgefüllte Grabentiefe von etwa 5 m hinzu, so gelangt man auf 37 m. Das Tor hat riesige rauhe Muschelkalkquader, die verputzt waren. Mächtige, stark geschwellte Buckelquader säumen die Ecken ein. Buckelquader sind auch in gotischer Zeit nie ganz abgekommen; um 1500 werden sie besonders beliebt und erhalten eine fast modisch übertriebene Schwellung. Das Erdgeschoß birgt eine tonnengewölbte Durchfahrt mit einem Gußloch im Scheitel und besitzt einen gotischen, eisenbeschlagenen Schrank an der Westwand, vermutlich für die Zolleinnahmen. Die steinernen Angeln für die großen Flügel der Tordurchfahrt sind erhalten. Der Zugang zu den Obergeschossen ist nur durch eine sehr gedrückte Spitzbogentüre vom Erdboden über der Tordurchfahrt aus möglich. Der Turm hatte keine direkte Verbindung zu den beiderseitigen Wehrgängen. Zwischen dem äußeren und dem inneren Langenfelder Tor entstand durch Errichtung der neuen östlichen Stadtmauer ein tiefer, hofartiger Innenraum, der von allen Seiten beworfen werden konnte und der damit den Charakter einer Barbakane besaß (Abb. 36); wehrtechnisch ähnlich der Klingen-, Röder- und Spitalbastei in Rothenburg und dem Florianitor in Krakau. Über dem äußeren Torbogen hing

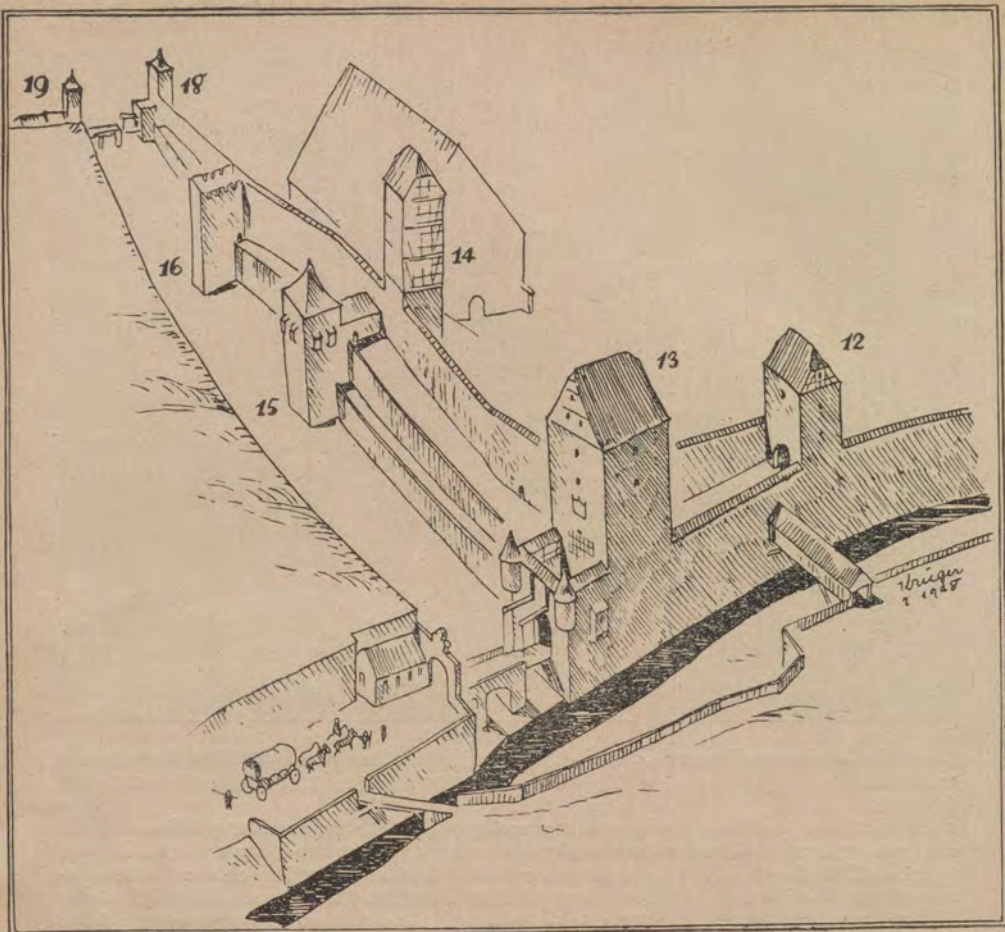


Abb. 36. Die Südfront bis 1826. Zahlen beziehen sich auf den Text.

ein Fallgatter, seine Führungssteine sind teilweise noch erhalten, ebenso eine Steinaustiefung im Boden zur Aufnahme des östlichen Gatterpfahles, eine wehrtechnische Seltenheit. Die vom Gatter bedeckte Mauerfläche blieb unverputzt. Über der Oberkante des Gatters ist der Putz mit einer Frührenaissancebemalung von rotbrauner Farbe geschmückt. Das Gatter wurde mit einer Kette vom ersten Stock aus hochgewunden: das notwendige Fenster ist jetzt erhöht, ehemals war nur ein waagrechtcr Schlit; vorhanden, dessen alter Brüstungsstein noch erhalten ist. Nur das Fenster über dem stadtseitigen Tor ist schartenartig. Die übrigen sind nicht wehrmäßig gestaltet, sie tragen fast wohnhausartigen Charakter, sind aber ursprünglich, wie die Steinmetzzeichen — die einzigen der ganzen Haller Befestigung — ausweisen. Ihre Gewände sind mit originellen Erinnerungsinschriften versehen. Schießfenster, zumal für Geschützstellungen, pflegen zu dieser Zeit trichterartig tief in die Mauer zu dringen. Bei der Aufrüstung der Stadt im Bauernkrieg wird eine Feldschlange in den Turm gebracht (Herolt-Kolb, S. 293). An der Südseite hängt das Reichs- und Stadtwappen, der Reichsadler wurde 1803 abgemeißelt und mit dem Wappen von Kur-Württemberg übermalt. Die Ecken der Wappentafel tragen einfache Fialen, die Mittelfiale ist jetzt abgespitzt. In fein überlegtem Gegensatz zu dem geschlossenen Körper des mächtigen Redken steht das einfach, aber trefflich gegliederte Giebelndreieck aus verputzten Ziegelsteinen mit waagrechten Backsteinbändern; es scheint, daß Ziegel hier zum ersten Male in Hall verwendet werden. Ein Satteldach mit reizendem

kleinem Krüppelwalm schließt den Langenfelder Torturm ab. Trotzdem er nur Zweckbau ist, besitzt er feine künstlerische Werte. Er ist lehrreich, weil er alle Einrichtungen eines mittelalterlichen Tores ganz oder leicht ergänzbar besitzt (A b . 3 3 und 3 6).

Feindwärts ist ein Vortor angeordnet, das trotz einer Fuge mit dem Turm gleichzeitig ist (dieselben Steinmetzzeichen). Seine südliche Mauer, die den Torbogen, Schlitz für die Schwungbalken der Zugbrücke und einen Falz zur Aufnahme der Brückentafel aufweist, ist 146 cm stark, die östliche nur 73 cm. Die westliche Mauer ist weggerissen, um einem barocken Torwarthaus Platz zu schaffen, das den Innenraum des Vortores heute verengt. Dieser war nie überdeckt. Auf einer Steintreppe, deren Spuren noch vorhanden sind, gelangte man entlang der Ostwand auf den südlichen Wehrgang, der gegen die östliche Mauer umbog und dort auf Holzstützen ruhte, wovon Abspitzungen am Haupttor noch zu sehen sind. Die Südostecke ist jetzt mit einer offenen Sandsteinkanzel, offenbar eine Veränderung aus der Zopfzeit, versehen: eine wehrtechnisch unmögliche Gestaltung. Man muß sich über den alten Muschelkalkkonsolen ein geschlossenes Ecktürmchen ergänzen. Auch die südwestliche Ecke mag ein solches Türmchen besessen haben (wie das Rothenburger Tor zu Dinkelsbühl). Die Brustwehr war ehemals höher, sie könnte sonst die Verteidiger nicht schützen. Die Wehrgänge waren mit Dächern überdeckt, an der Turmwand findet sich noch ein schwacher Abdruck ihrer Ansätze. Die östliche Vortorwand zeigt heute eine große Öffnung: hier befand sich eine breite Pechnase, die über den Graben hing; ihre Abbruchstellen und ihre beiden untersten Konsolen sind noch zu sehen.

Von den Steinmetzzeichen 11 bis 19 (A b b. 22) sind 12, 13 und 14 dem Vor- und Haupttor gemeinsam; am obersten Geschoß und im Dachdreieck kommen nur 18 und 19 vor, sie mögen eine Bauunterbrechung beweisen. Das Zeichen 15 findet sich auch an der Umrahmung der Grablege von St. Katharina (deren Sarkophag mit 1470 datiert ist). Zusammenhänge mit den Zeichen der gleichzeitigen Bauten St. Michael und Büchsenhaus bestehen nicht. — Der um das Gesamttor führende Graben, in dessen Südostecke der „Bußenwolf“ entsprang (ein Washhäusle stand daneben), ist heute etwa 5 m hoch aufgefüllt. Damit hat das jetzige Bild sein markantestes Element eingebüßt. Ferdinand Jodls Zeichnung von 1839 (beim Rathausbrand leider zugrunde gegangen, aber als Kopie des Verfassers erhalten) gibt noch den alten Zustand (A b b. 3 7).

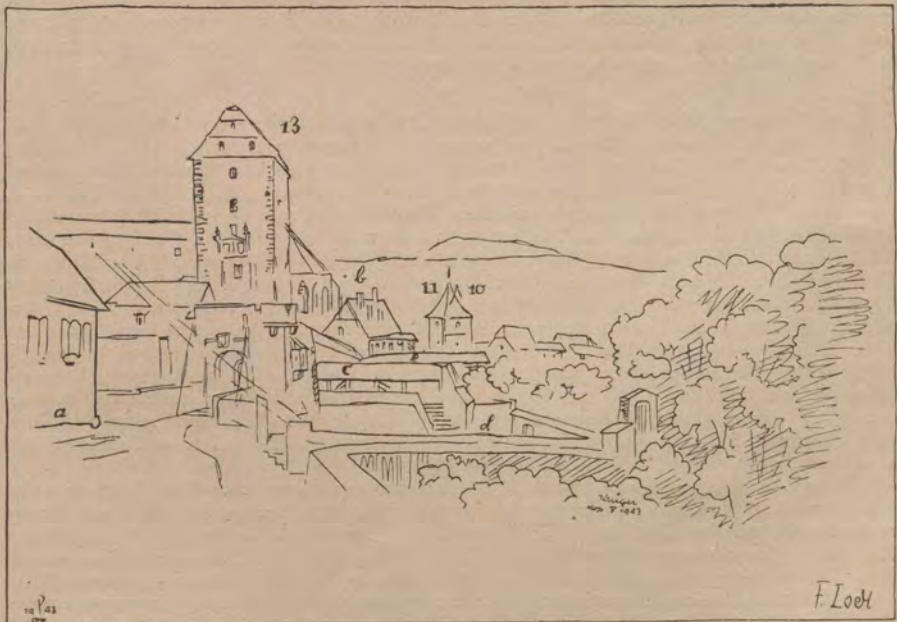


Abb. 37. Das äußere Langenfelder Tor und Blick in den „Kurzen Graben“. Unterschrift: „Baurat Ferd. Jodl fec. (1839)“. a = Wachthaus, b = Gasthaus zur „Rose“, c = Fußgängersteg, d = „Bußenwolf“ im Graben, e = Wasserleitungssteg, 10 = Hezennest-Turm, 11 = Deckenturm, 13 = äußeres Langenfelder Tor.

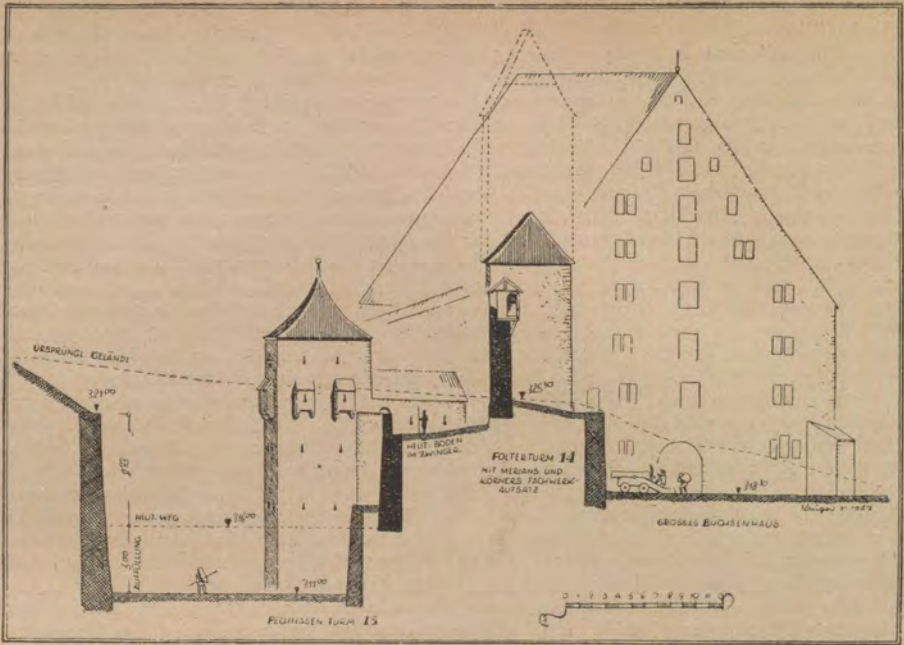


Abb. 38. Querschnitt durch den Schiedgraben.

Jenseits des Grabens ist 1563 ein „steinerner Bogen“ (German, S. 232) erbaut worden, der auch am Weilertor, am Badtörle und am Eingang der Unterlimpurger Vorstadt vorkam. Das Gasthaus Crailsheimer Straße 8, das das Langenfelder Tor so ungünstig verstellt, umschließt ein eingeschossiges Wachthaus von etwa 1780.

*

Der alte romanische Mauerzug von 183 cm Stärke ist auf die ganze Länge des Schiedgrabens bis zum Kocherfuß erhalten, wenn auch oftmals nicht mehr in voller Höhe (Abb. 7 und 33). Das starke Gefälle des Wehgangs ist durch Stufen überwunden. Der waagrechte Teil zwischen Langenfelder Tor und Folterturm ist mit 9,40 m Höhe noch unversehrt. Er zeigt dieselben romanischen Eigenschaften wie der Abschnitt am Mühlgraben. In der 62 cm starken, 208 cm hohen Brustwehr sitzen fünf Schlitz von etwa 12/92 cm im Wechsel mit sechs 83 cm breiten und 120 cm hohen, gewändellosen Rechteckfenstern. Diese breiten Fenster sind nichts anderes als Zinnenlücken für Steinwerfer, Bogen- und Armbrustschützen (3 Lücken wurden später für Feuerwaffen verengt, 2 umgeändert), dazwischen liegen Ausgukschlitz. Der Mauerzug hatte also den Charakter eines Zinnenkranzes, obgleich die Wimperge bedeutend breiter sind als üblich. Jedenfalls erhielt dieser Wehgang erst später das heutige Dach. Gotische Schlüsselscharten kommen nirgends vor. Die Zinnenlücken dürfen nicht als Artillerieöffnungen angesehen werden, denn die Brüstung ist mit 84 cm zu hoch, der Wehgang zu schmal und seine auf Holzstreben ruhende Auskragung nicht imstande, den starken Rückstoß alter Geschütze aufzunehmen.

Nahe beim Langenfelder Tor ist die Wehrmauer von einer gedrückten Spitzbogentüre (von derselben Form wie an diesem) durchbrochen; sie schafft einen Zugang zum Zwinger und stammt aus der Zeit um 1515: dieses Zwingertor wurde notwendig, als durch den Bau des äußeren Langenfelder Tors die ganze Südostecke der Stadt verändert wurde. Die Wehrmauer wurde auf 15 m Länge, vor allem an der Rückseite ausgebessert. Der Querschnitt des Schiedgrabens lehrt, daß schon in romanischer Zeit ein Zwinger vorhanden gewesen sein muß, denn das Fundament der Hauptmauer liegt so hoch, daß ein unmittelbar davorliegender Graben unmöglich ist (Abb. 38). Eine spätere Grabenvertiefung machte bis zum Pechnasenturm eine zweite Zwingermauer nötig, die noch zu sehen ist. Die ältere Zwingermauer hat übrigens nur beim Torwarthaus und in dessen Dachboden die alte Höhe und zeigt Schlitzscharten; zwei von der gleichen Art wie die Scharte an der Stadt-

seite des Langenfelder Tores über der Torfahrt. Der obere Teil der Zwingermauer muß also gleichzeitig mit dem Torbau entstanden sein, der ja erst um 1515 an die ehemals torlose Stadtmauer angefügt wurde und einige Veränderungen an den alten Anschlußstellen erforderlich machte. Westlich vom Torwarthaus ist die Zwingermauer später erniedrigt worden, dort ist auch der Zwingerboden nachträglich so tief gesenkt, daß die Fundamente der Hauptmauer jetzt bloßliegen; sie sollten baldigst untermauert werden, um einen Einsturz zu verhüten, ein bedrohlicher Riß ist bereits vorhanden. Am Zwingerdurchgang des Pechnasenturmes ist die alte Bodenhöhe wieder erhalten, daneben an den Schlüsselscharten ist sie aufgefüllt. Der Zwingerboden und die Zwingermauer haben sich also zwischen Langenfelder Tor und Pechnasenturm ursprünglich vom West- zum Ostende aufgewölbt; das entspricht dem natürlichen Gelände des Rosenbühlhügels (A b b. 3.3).

14. Der Folterturm

ist wieder ein markantes Beispiel romanischer Befestigungsart: er liegt völlig hinter der Stadtmauer an einem einspringenden Knick und zeigt — wie der Malefizturm — schmalrechteckigen Grundriß von $6,2 \times 12,7$ m mit Breitseite gegen den Feind (A b b. 7, 33, 38). Er hat Verband mit der Stadtmauer und ist darum von gleichem Alter. Er steht wohlüberlegt an höchster und gefährdetster Stelle, war sicherlich von beträchtlicher Höhe und konnte weit in das ungünstige, überhöhte Vorland wirken. Er war der einzige Mauerturm der ersten Baustufe, die etwa bis 1200 reicht. Das Bauwerk war damals sozusagen der Bergfried der ganzen Stadt, das am schildmauerartig gestalteten Wehgang lag; es war das breiteste der gesamten Wehranlage. Im Folterturm sollen 1348 die Juden eingesperrt und verbrannt worden sein. Er heißt nach der Instandsetzung „Neuer Turm“. Stättmeister Simon Berler, das Haupt der Haller Adelspartei während der Verfassungskämpfe, saß 1512 hier gefangen; seine Zelle hieß das „Doctorstüblein“ (Herolt-Kolb, S. 146), er war also nicht im unteren Verließ untergebracht. Daniel Seyboth wird hier 1633 wegen Verspottung der Haalpfleger in Verwahrung genommen. Um 1515 brach man den Turm ab, das Erdgeschoß und die Südwand des 1. Obergeschosses blieben stehen; die übrigen Wände des 1. Stockes wurden erneuert und ein sehr hoher Fachwerkaufsatz darüber gebaut. Dieser Aufsatz überragt bei Braun-Hogenberg (1576), Widmann-Racknitz (1620), Merian (1643) und Körner (1755) sogar den First des Büchsenhauses: das mag eine Erinnerung an einen hohen Vorläufer aus Stein sein. Die noch sichtbaren Setzrisse veranlaßten einst die Erniedrigung des Turmes. Auf August Bayers Stich (um 1790) ist er bereits in heutiger Höhe dargestellt.

Das Erdgeschoß enthält ein 6 m tiefes Verließ mit Luftloch gegen Norden und 1,5 m starken Wänden; es ist durch ein Angstloch im Gewölbescheitel zugänglich (jetzt mit Beton verschlossen). Die heutige häßliche Eingangstüre von Norden war 1755 schon eingebrochen. Als Ecken sind schwache Buckelquader verwendet. Das 1. Obergeschoß ist (außer der beibehaltenen alten Südmauer) wohl gleichzeitig mit dem äußeren Langenfelder Tor aufgemauert, dessen Fensterformen verwendet werden; es ist mit rundbogigen Türen vom Wehgang zugänglich und scheint die Folterkammer enthalten zu haben. Heute wächst das Bauwerk unscheinbar, nur 2,3 m hoch, über die Stadtmauer hinaus und trägt ein mäßig hohes Walmdach. Das Fachwerk mag zu Ende des 18. Jahrhunderts abgebrochen sein. Stadtgeschichtlich hochwertige Schlüsse gestattet die Westseite: dort ist seit 1505 das Büchsenhaus aufs engste angebaut. Man sieht, daß der Putz des Folterturmes schon vorhanden war, als das Büchsenhaus entstand; nachträgliches Verputzen ist unmöglich, da der Abstand beider Bauwerke nur 20 cm beträgt. Ein solch enges Zusammenstehen von Turm und Büchsenhaus ist außerdem bei gleichzeitiger Erbauung nicht denkbar. Die Stadt reichte schon vor Errichtung des Büchsenhauses 1505, also von den ältesten Zeiten ab, bis zum Schiedgraben (vgl. S. 99). Für das Büchsenhaus wurde bis nahe an den Folterturm viel Erde abgetragen und eine neue Stützmauer errichtet; da auch der Schiedgraben tief eingeschnitten ist, so bleibt nur ein schmaler Rücken alten Bodens stehen.

*

Das Büchsenhaus wurde bisher als Verstärkung der städtischen Abwehrkraft aufgefaßt. Das ist ein Irrtum. Die Steinwände des Riesenbaues überragen kaum die Wehrmauer, konnten also an der Verteidigung nicht teilnehmen; seine Öffnungen sind normale Fenster, keine Schießscharten. Fast nur der riesige Dachstuhl schaut über die Stadtmauer; mit seinem ungeheuren Holzwerk und mit seinen Kornböden bildete er eine schwere Gefahr, da Wurfmaschinen und die Artillerie des 16. Jahrhunderts — zumal von der überhöhten Feindseite aus — ihn leicht in Brand setzen konnten. Der Raummangel in der Altstadt muß so groß gewesen sein, daß man bei der Wahl des Bauplatzes wehrtechnische Mängel in Kauf nahm.

Das Büchsenhaus nähert sich dem Mauerzug auf durchschnittlich 1,50 m Abstand. Widmann schreibt (Kolb, S. 369): „alsz dz buchsenhaus auszgebaut, hat man den winckel zwischen der stadtmawr und buchsenhausz mit erdrich (= Erdreich) unbesumen auszgefüllt. Dieweil aber die stattmawr dün, hatt sie wöllen einfallen; hat man dz erdrich mit clainen müeltlin (= kleinen Mulden) wider herausztragen.“ Man sieht an jener Stelle jüngere Mauerausbesserungen mit stark geneigten Schichten. Die Mauer wurde zugleich erhöht, wie ihr Querschnitt lehrt.

15. Der Pechnasenturm

Ist das reizvollste Haller Wehrbauwerk, stammt er doch aus der malerischen Zeit der Spätgotik (A b b. 7, 33, 38). Der Turm steht vollständig im Graben, ein einmaliger Fall in Hall; ein einstöckiger Steinbau sperrt den Zwinger. Er mißt $7,45 \times 7,35$ m und ist 14,25 m hoch, eine nördliche Außenwand war nie vorhanden. Das Bauwerk besteht aus Muschelkalkbruchsteinen, zum ersten Male ohne Eckquader. Sein Erdgeschoß stößt mit einer Fuge gegen die Zwingermauer, die deshalb älter ist; dies Geschoß ist mit einem Kreuzgewölbe überspannt; es zeigt wie der ganze Turm auf allen Seiten gotische Schlüssel-scharten für Handfeuerwaffen, die Auflagehölzer für die Hakenbüchsen sind noch vorhanden. Dicht unter der Decke liegen Abzugslöcher für die Pulvergase. Das 2. Obergeschoß ist mit 6 Pechnasen versehen. Nach den streng ausgelegten Regeln der Wehrbaukunst schützen Pechnasen darunter liegende Ausgänge oder einen gefährdeten Mauerfuß, sie gestatten nur senkrechten Wurf. Man hat jedoch den Eindruck, als ob sie hier mehr aus unkriegerischer Zierfreude, denn aus wehrtechnischer Notwendigkeit entstanden seien, zumal keine Pforten zu beschirmen sind. Der eingeschossige Sperrbau über den Zwinger besitz rundbogige Ausgänge nach diesem, er ist von einem Gartenzimmer mit einfachem Fachwerk (um 1800) bekrönt.

Die Südwand des Turms ist 1926 mit einem großen spitzbogigen Eingang zum „Neubau“-Saal durchbrochen worden. Der Turm trägt das typische Haller Zeltdach mit eingekurvten Flächen und trug sicher nie eine Plattform. Schreyer zeichnet 1643 ein kirch-turmartiges Spitzdach (A b b. 18), das wohl nie vorhanden war.

Der Pechnasenturm (und hernach der Mantelturm) zeigt den Unterschied zwischen der jüngeren gotischen und der älteren romanischen Befestigungsweise: als Angehöriger der jüngeren Art tritt er mit quadratischem Körper stark über die Wehrmauer vor und kann damit den Flankenschuß der „Streichwehr“ bieten; sein unterster Raum wird ausgewertet als gewölbte Schießkammer mit Rauchabzügen; das Bauwerk überhöht kaum das feind-seitige Grabengelände. Die Tendenz der Renaissance, sich dem Feindfeuer durch wenig ragende Bauteile zu entziehen, wird schon fühlbar. Die Eigentümlichkeiten der älteren Zeit sind abgestreift: die Lage hinter der Wehrmauer, der quergestreckte Grundriß, der seine Verteidigung wertlos war) und die das Vorgelände kräftig beherrschende hohe Bauform. Da nur rundbogige (keine spitzbogige) Türöffnungen verwendet werden, darf man den Turm um 1500 entstanden sein lassen.

16. Der „Mantelturm“ (Abb. 7 und 33)

Ist leider in seinem oberen Teil abgebrochen. Englerts Lithographie von 1832 (A b b. 39) zeigt schon den heutigen Zustand. Er mißt $7,84 \times 10$ m und vertritt eine höchst interessante Wehrbauform. Er ist als nachträgliche Verstärkung vor einen Knick der Stadt-mauer gestellt, springt über den schon vorhandenen Zwinger hinweg tief in die Graben-sole vor; in allen Einzelheiten des Aufbaues, der Mauertechnik, der Schlüsselscharten, der Ausgänge zum Zwinger stimmt er mit dem Pechnasenturm überein. Sein Unter-geschoß ist ebenfalls mit einem Kreuzgewölbe überspannt, das Löcher für abziehende Pulverdämpfe hat. Der westliche Zwinger mündet mit einer rundbogigen Türe in diesen Raum; ein Treppenloch im Gewölbe ist heute mit Beton geschlossen, es führte zum höher-liegenden östlichen Zwingerausgang, der jetzt zugeschüttet ist. Das Untergeschoß ist leider zur Hälfte mit Erde gefüllt. Auf den Bildern von Braun-Hogenberg (1576), Merian (1643), Schreyer (1643) und August Bayer (um 1790) sieht man teils nur die Mauerdicke oder ein schmales Dach in Höhe und Breite eines Wehrganges; nie ist ein den Grundriß völlig bedeckendes Dach dargestellt. Roschers (1743), Gräters (1816) und Veits (1827) Stadtpläne zeigen einen über die Stadtmauer vorgfalteten Mauerzug mit offenem Innenraum: das ist die bei Städten selten angewendete Befestigungsform des „hohen Mantels“, die der Burghaukunst geläufig ist. Die Vortore des äußeren Langenfelder Tores und des Lim-purger Tores vertreten denselben wehrtechnischen Gedanken. Da der Turm bisher keinen Namen trug, so sei die neue Bezeichnung „Mantelturm“ eingeführt. Er besaß keine durchgehenden Böden, vielmehr waren die hölzernen Wehrgänge übereinander an seine Innen-



Abb. 39. Der Schiedgraben von Südwesten nach Lithographie von Englert 1832 (im Keckenburgmuseum).

seiten gestellt; sie umgaben einen kleinen plattenbelegten Hof, der eine Entwässerung nach Süden besitzt und damit die Dachlosigkeit bezeugt. Leider sind in jüngster Zeit mehrere Schießnischen zugemauert worden. Die Konsole einer Pechnase ist auf der Westseite vorhanden; sie sitzt etwas abseits gegen Norden, erst eine Doppelpechnase könnte den darunterliegenden Zwingerzugang schützen. Die Konsole ist kein Überrest von Maschikuli, Schreyer hätte solche dargestellt. Schreyers Gemälde und Bayers Stich (Abb. 40) zeigen eine Zinnenbekrönung, also eine zur Erbauungszeit (um 1500) bereits veraltete Wehrbauform. Wulstartige Gesimsstücke sind in der Zwingermauer östlich des Turmes aufgeschichtet, sie mögen zu jener Auskragung unter den Zinnen gehören, die Bayer darstellt.

Eduard Mörike schreibt über seine Nachbarschaft in einem Brief vom 23. Mai 1844 aus Hall: „Ich lebe in Hall viel im Altertum und eine Menge mittelalterliches Bauwerk reizt



18 19 16 14 13
15

(Die Zahlen beziehen sich auf den Text)

Abb. 40. Schwäbisch Hall „von der Mittag-Seite anzusehen“. Nach Stich von August Bayer um 1800 im Keckenburgmuseum. [Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

einen unwillkürlich, den Bleistift in die Hand zu nehmen. So ist nicht weit von unserer Wohnung (Obere Herrngasse 7) ein grasiger Zwinger mit prächtigen, von keiner Seele beachteten Ruinen, da sich an einen gut erhaltenen Turm Stadtmauern usw. anschließen, überall die Wände dicht mit Efeu umzogen.“ Vielleicht findet sich noch irgendwo eine Skizze des Mantelturmes von Mörikes Hand.

Der oberste Wehrgang des Turmes war mit der Stadtmauer gleich. Es ergibt sich damit eine beträchtliche Höhe von 24 m; das Bauwerk ragte kräftig über den Grabenrand empor und gab dem Limpurger Tor wirksamen Flankenschutz. Heute ist es noch 15 m hoch.

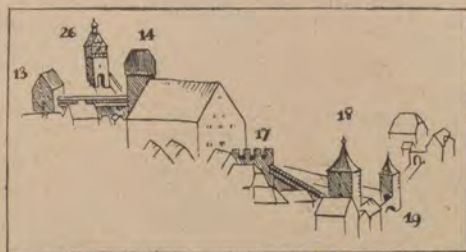


Abb. 41. Rückseite des Schiedgrabens von Nordwesten (nach Joh. Konrad Körner 1755). Zahlen beziehen sich auf den Text.

deutendes Bollwerk vor Errichtung des Mantelturms vorhanden. Das Büchsenhaus scheint nachträglich und schräg in den alten Bestand hineingebaut zu sein. Erst wenn das Gewölbe geöffnet würde, ließen sich weitere Schlüsse ziehen.

18. Das Limpurger Tor

stand am Zusammentreffen der Oberen und Unteren Herrngasse beim „Waldhorn“ (A b b. 7, 33, 40, 41). Seine Feindwand liegt bündig mit der Stadtmauer, die — ähnlich wie am inneren Langenfelder Tor — durch einen Rücksprung gefaltet ist. Es wurde 1831 abgebrochen mitsamt dem oberen Teil der Wehrmauer bis zum Mantelturm (vgl. Englerts Lithographie von 1832; A b b. 39). Sein Wappenstein ist zwar an der nahen Gartenmauer erhalten, aber der westliche Schlagregen läßt ihn immer mehr verwittern. Das Tor zählt zweifellos zu den ältesten romanischen Bauten, seine breite Seite kehrt sich gegen den Feind. Der Grundriß mißt $7,5 \times 11,0$ m, die Höhe 33 m ab Grabensohle. Braun-Hogenberg zeichnet 1576 einen schlank aufragenden Körper mit Plattform; Merian (1643), Schreyer (1643), J. P. Meyer (1728) und Körner (1755) zeigen ein eingekurvtes Zelddach auf, das wohl erst aus dem 17. Jahrhundert stammt.

Eine gute Abbildung kurz vor dem Abbruch ist im Keckenburgmuseum vorhanden (A b b. 42); man sieht, daß vor dem Zelddach eine offene Plattform mit Wasserspeiern und weit auseinanderliegenden Zinnen bestand. Die bei anderen Türmen und Toren vermutete Verteidigungsplatte kann hier bewiesen werden. Während die Bleistiftvorzeichnung ein eingekurvtes Dach gibt, sind in der Fertigzeichnung entgegen der Wirklichkeit geradflächige Dächer gegeben. Die Führungssteine des Fallgatters sind gut zu sehen. Am Vortor, das, wie üblich, eine Verstärkung des 15. Jahrhunderts darstellt, sind die Brustwehren mitsamt den Schlitzen für die Schwungbalken der Zugbrücke bereits weggerissen, denn um 1780 wurde ein Aufbau mit Segmentgiebel und Vasen errichtet, die den Wappenstein umrahmen. Die Wappenschilder wurden mit der Inschrift umgeben: „Gemeiner nuß that mich vor jarn vermauern. Derselb mich jetzt wiederumb liehs öffnen. Anno domini 1543 d. 31. Tag julii.“ Braun-Hogenberg (1576), Schreyer (1643) und Meyer (1728) stellen das Vortor ohne Dach dar.

Die Klage der Schenken über die Vermauerung des Tores im Jahre 1431, die die limpurgischen Celeit- und Zolleinnahmen ausfallen ließ, weist das Reichsoberhaupt, Sigismund von Luxemburg, mit den uninteressierten Worten ab: „Mögen meine lieben Söhne zu Hall alle ihre Tore zumauern und mit Leitern über ihre Mauern ein- und aussteigen, mich kümmert's nicht!“ Jeder neue hällische Ratsherr aber mußte schwören, „daß er nit wöll raten, daß solch Tor wieder eröffnet würde“.

19. Das Neutor

wird 2 Jahre, nachdem Limpurg hällisch wurde, am feindseitigen Grabenrand vor dem Limpurger Tor 1543 errichtet (Abb. 7, 16, 40, 41). Damit entstand das zweite Doppeltor der Stadt, eine weitere Torburg. Es war niedriger und bescheidener als das Haupttor; bei

17. Das „Kastengärtle“

liegt vor der Westseite des großen Büchsenhauses (A b b. 7). Es war befestigt: Körners Stadtbild (1755) zeigt einen mächtigen Zinnenkranz (A b b. 41), den auch Widmann-Racknig (1620) deutlich darstellt. Sein Untergeschoß muß einen überwölbten Raum enthalten, denn schmale Fenster gehen nach Westen; leider ist sein Zugang vermauert. Der Grundriß ist dreieckig mit 22 m Länge und 13 m Höhe; es war also ein be-



Abb. 42. Das Limpurger Tor nach farbiger Zeichnung (vor 1831) im Keckenburgmuseum.

Veit zeigt es 6,5 × 8,5 m Grundfläche. Es trug das altbekannte eingekurvte Zelt Dach. Ein sehr langes überdachtes Vortor war vorgelegt, das später sogar noch eine Verlängerung erfährt (A b b. 18). Damit war dieser Stadtausgang fünffach verschlossen! Das Neutor wurde 1831 abgebrochen.

In der Grabensohle des Doppeltores lag ein Waschhäusle. Am Hause Unterlimpurger Straße 3 spannte sich eine Quermauer mit Tor über die Straße, die Braun-Hogenberg und Körner (A b b. 16, 41) deutlich zeigen. Das war der Eingang zur nie ummauerten Limpurger Vorstadt. Läßt sich diese Sperrmauer auf Herolts Nachricht (Herolt-Kolb, S. 145) beziehen: „1543 zu endt der schütt ein schiltmaur mit einem thor gemacht“?

*

Die Stadtmauer geht westlich des Limpurger Tores über Stufen und mit rechteckigen Scharten zur Dorfmühlenecke hinab. Die sägeförmigen Absätze der Maueroberkante waren mit einem Dach bedeckt (s. Englerts Lithographie von 1832; A b b. 39), sind jedoch heute etwas erniedrigt und dachlos. Der Mauerzug greift turmlos um die Südwestecke der Stadt herum und findet mit großen Abtreppungen (Schreyer stellt sie dar; A b b. 18) den Anschluß an die niedrigere Mühlgrabenmauer. Der Zwinger wird am

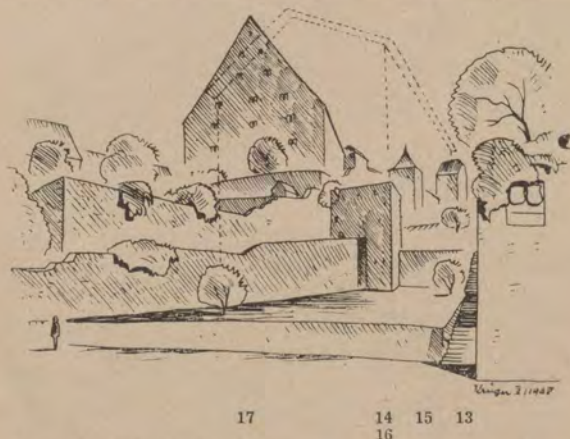


Abb. 43. Der Schiedgraben. Das jetzt in den Graben gestrichelte „Blockhaus“ ist gestrichelt.

Mantelturm zum Vortor des Limpurger Tores und zum Neutor. Die so gesicherte Grabensohle war für den Feind kaum zu durchschreiten. Mit Sturmleitern, die nur bis 12 m Länge zu handhaben sind, war die Grabentiefe von 14 bis 19 m nicht mehr zu überwinden. Ein sinn- und geistreiches Wehrsystem, dieser Schiedgraben, obgleich seine heutige Erscheinung aus sehr verschiedenen Bauzeiten stammt. Eine außerordentliche Leistung unserer Vorfahren! Der Graben diente wohl als Steinbruch für die Befestigungsbauten.

Gegenwärtig ist das Bild durch das unglücklich hineingebaute Gefängnis (Blockhaus) von 1846 übel zerstört; das Gebäude wurde 1896 sogar noch verlängert und mit einer heillosen Fassade versehen. Mit welcher Unvernunft wurden doch einst die beiden Haller Gefängnisbauten dem Stadtbild eingefügt! Eduard Mörike hat als erster gegen das Blockhaus erfolglosen Protest erhoben; er schreibt 1845 aus Mergentheim: „Ich habe zu Hall auch etwas von solchen Schmerzen gepflickt, vorzüglich über einen Teil der alten Stadtmauern und Türme, deren herrliche, mit Efeu beladene Ruinen demnächst durch ein neues Oberamts-Gefängnis verdrängt und entstellt werden.“ Professor Dr. Karl Weller äußert sich (Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, 1941, II, S. 466): „Leider ist dieser Schandfleck im Bilde der Stadt Hall heute noch nicht wieder entfernt.“ Darf man die Hoffnung hegen, daß eine feinfühlende Zukunft den dringend nötigen Abbruch des Blockhauses durchführen kann? Die Abbildung 43 zeigt, welch unvergeßlicher und gewaltiger Blick über Graben, Zwinger und Mauern empor zum Büchsenhaus und bis zum Langenfelder Tor sich eröffnen würde. Nur wenige Städte vermögen solche Szenerien vorzuweisen!

*

Wir wenden uns der Betrachtung der Wehrbauwerke zu, die das Haal- und Spitalviertel umschließen.

Der Mauerzug beginnt am Sulmeisterhaus. Am Schlachthaus ist eine rundbogige Flußpforte mit Eisenringen erhalten, J. P. Meyers Brandstättenbild 1728 zeichnet einen steinernen Podest am Wasser. Die Pforte ist nicht romanisch. Etwas flüßab folgen die Reste eines zweiten Flußtürchens. Vielleicht sind dies Ausgänge vom Judenviertel zum Judenbad im Kocher. Die unteren Schichten des Mauerzuges sind erneuert.

20. Das Sulfertor

ist ein entwicklungsgeschichtlich und wehrtechnisch kostbares Baudenkmal (Abb. 44). Es führte nie zu einer Brücke, sondern über eine Furt zum Grashödele und über den nördlichen Unterwöhrd hinauf zur Zollhütte, die am heutigen Pulverturm stand. Sein Name leitet sich ab von „Sulfurt-Turm“, d. h. von einem Einlaß, der über eine Furt hinweg zur Sule, zur Salzquelle führte. Solche Wassertore für Fahrverkehr sind meines Wissens in Württemberg sonst nicht mehr erhalten. Infolge des gegenwärtig niedrigen Wasserstandes kam im Kocherbett sogar die alte Pflasterung der Furt zum Vorschein, sie verläuft spitzwinklig gegen das Tor (Abb. 45).



Abb. 45. Die Sulenfurt am Sulfertor. Links vom Meßband liegt das alte Pflaster im Fluß, am oberen Bildrand das Sulfertor, links davon die westliche Kante seines Vortores.

[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Der Turmkörper steht mit der Ringmauer in Verband, tritt in altertümlicher Weise nicht über die Mauerflucht hervor und ist mit $5,66 \times 9,40$ m schmalrechteckig. Er ist 15 m hoch und besitzt Buckelquader, die in 10,5 m Höhe aufhören, womit eine spätere Erhöhung nachgewiesen ist. Es muß eine offene Verteidigungsplattform als Urzustand angenommen werden, da die jetzigen Öffnungen sich nicht zum Schießen in der Armbrustzeit eignen. Die Durchfahrt ist 4,45 m breit, also größer als am äußeren Langenfelder Tor (mit 3,4 m); ihre Mauern sind 2,5 m stark. Die Durchfahrt ist mit einem Tonnengewölbe ohne Gußloch überspannt; merkwürdigerweise zeigt nur der äußere Torbogen einen Türanschlag (was auch am Brücken-, Rotsteg- und Weilertor vorkommt). 1803 war noch ein steinerner Judenkopf vorhanden (Glaser, Geschichte der Stadt Hall). Im ersten Geschoß ist ein tonnenüberwölbtes Gefängnis eingebaut, dessen Putz eine Inschrift zeigt. Es wurde für die Gefangenen des Bauernkrieges benützt, auch der Reichsschultheiß Erasmus Büchelberger war hier 1532 eingesperrt. Außer einer schmalen romanischen Rundbogentür mit Buckelquader gegen Norden, die man spätestens auf 1260 ansetzen kann (vgl. S. 93), sind alle Schmalfenster nachträglich entstanden. Unterhalb der Rundbogenöffnung ist die

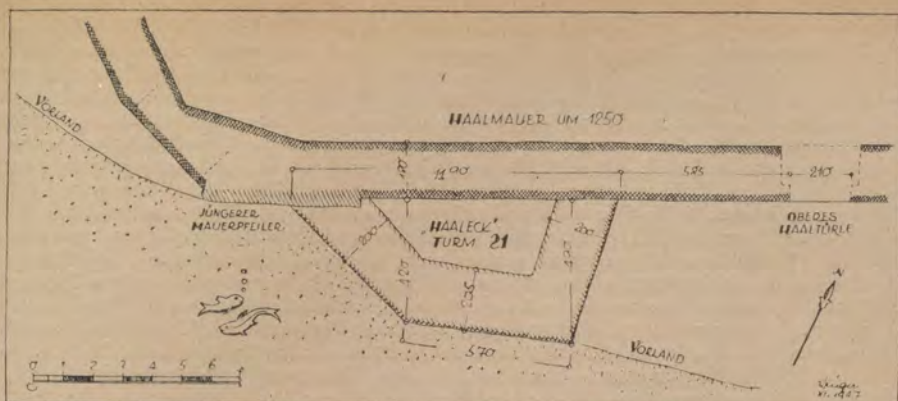


Abb. 46. Südwestliche Ecke der Haalbefestigung und der Haaleckturm (21).

Nordmauer auf die ganze Turmbreite um 8 cm verdickt und waagrecht mit Ziegelbrocken ausgebessert; hier könnte ein Laufsteg zur Türe vorhanden gewesen sein. Der östliche Wehgang mündet mit einer 58 cm breiten, rechteckigen Türe in den Turm; der westliche war wohl über den vermuteten Laufsteg an der Nordseite erreichbar. Die Fenster im 2. und 3. Geschoß sind barocke Rechteckfenster, die nach 1728, als der Turm ausbrannte, eingesetzt wurden. Denkt man sich diese Fenster weg, so erhält der Turm seine trügige und drohende Gestalt wieder. Das eingekurvte Spitzdach ist das in Hall übliche. Die Sandsteinquader des Haupttors sind mit der Zahnfläche bearbeitet: eine Technik, die in Hall erstmals am Erdgeschoß des Westturms von St. Michael um 1170 angewendet wird. Hans Schreyer (1643) zeichnet den Zustand des Tores vor dem Stadtbrand, als noch ein Fachwerkaufsatz und ein Vortor vorhanden waren (A b b. 1 7).

Von diesem Vortor, das ohne Verband, wohl in spätgotischer Zeit hinzugefügt wurde, ist das westliche Gewände mit den beiden ersten Bogensteinen erhalten; es ist aus der Haupttorachse nach Westen gerückt und nimmt damit Bezug auf das schräg ankommende Furtpflaster. Die Ostwand ist weggerissen, ohne Spuren zu hinterlassen.

Die Rampe hinter der Durchfahrt wurde durch verschiedene Auffüllungen des Haalbodens immer steiler; ehemals war eine nur mäßige Neigung vorhanden. Mejers Chronik (S. 168) sagt: „1854 wird das Sulfertor repariert und verputzt, das Pflaster erhöht, der Krämermarkt nebst dem Hafen- und Schuhmarkt und der Judenmarkt auf den Haalplat verlegt.“

*

Östlich vom Sulferturm liegt ein Stück des alten Wehanges, 5,60 m hoch über dem Wasser. Die Brustwehr ist jetzt 1 m erniedrigt, der Dachanschluß in 7,5 m Höhe über dem Wasserspiegel am Turmgemäuer als Putzstreifen erhalten. Im 1,7 m starken Mauerkörper ist 1571 eine 1,3 m breite Türe eingebrochen worden, sie führte zu einer Holzbrücke (dem ältesten Sulfersteg), die auf 3 kräftigen Konsolen ruhte. Unter Benützung und Verbreiterung der westlichen Vortormauer ist erst nach 1728 das Widerlager für den heutigen Sulfersteg gelegt worden; den Zeichen 20 bis 22 (A b b. 2 2). Der ältere Steg und das Vortor sind auf Seiferhelds Salinenplan von 1804 und bei Veit (1827) noch vorhanden.

Flußabwärts beginnt die 220 m lange und etwa 1,8 m starke Haalmauer, ehemals 8 m hoch, jetzt auf die Hälfte erniedrigt und mit Platten abgedeckt. Ob ursprünglich ein Zinnenkranz vorhanden war, ist wahrscheinlich; später bestand jedenfalls ein Wehgang mit Dach, den die Schützenscheibe David Friedrich Lauths von 1789 und die Lithographie Englerts von 1832 noch zeigen. Beim Sulfersteg ist ein mächtiger, jüngerer Sandsteinbogen von 11 m Spannweite und nur 1,05 Stichhöhe eingemauert, er überspannt für die später hinausgerückte Mauer den schlechten Baugrund. In der südlichen Haalmauer ist noch das vermauerte, 2,1 m breite „obere Haaltürle“ mit Buckelquadern zu sehen (A b b. 4 6 und 4 7), durch das das angeößte Holz zu den Siedefeuern getragen wurde. In den Grund des südlichen, bis zu 13,6 m tiefen Vorlandes sind waagrechte Balken so gelegt, daß sie Fächer bilden, um das Gelände einzupoldern, d. h. gegen Abschwellen zu schützen. Auch Pfähle zur Sicherung des Uferrandes sind in größeren Abständen zu erkennen, jedoch keine Palisadenreihen.

21. Der „Haaleck-Turm“

Bei Merian ist an der westlichen Haalmauerecke ein kräftiger Turm gezeichnet. Das deutlichere Gemälde Schreyers vom gleichen Jahre 1643 (A b b. 1 7, 4 7) läßt nur einen leichten Fachwerksbau, dem keine Wehreigenschaft zugeschrieben werden kann, auf der Ecke aufsitzen. Jedoch ist gegenwärtig (etwas oberhalb der Haalecke) ein 55 cm hohes und 2 m breites Fundament von trapezförmig vorgespriengendem Grundriß vom Wasser freigegeben worden (A b b. 4 6, 4 8). Es muß als Grundmauer eines Turmes oder als eine Vorstülpung der Haalmauer anerkannt werden. Der zugehörige Mauerkörper ist bei Schreyer noch etwa 4 bis 5 m hoch und trägt eine auskragende Bretterbude: das „Öbhäusle“, der Abort der Haller Siederschaft. Auch das erwähnte Bild der Siederzeremonie (A b b. 1 9) gibt diesen Mauerkörper wieder, er trägt einen Fachwerkaufsatz. Der Turmrest ist jedoch viel breiter als das aufgesetzte Abortgebäude, war also für andere Zwecke errichtet. Leider ist der westliche Anschluß des „Haaleck-Turmes“ an die Haalmauer durch einen jüngeren Mauerpfeiler verdeckt, in dem die Versetzzeichen 23 bis 30 (Abb. 22) eingehauen sind. Auch vom östlichen Anschluß sieht man keine Spuren mehr. Auf Veits Plan von 1827 ist der Turmrest als Auflager für das „Kunstgestänge“ benützt, das die am Unterwöhrdskanal gewonnene Wasserkraft auf die Pumpe des Haalbrunnens übertrug.

*

Unmittelbar nach der Ecke, am Beginn der westlichen Haalmauer, findet sich dicht am Boden einer Mauerausbuchtung ein Steinbogen, der sich auf eine Ausmündung beziehen läßt, die der Plan des Salinenbauinspektors Seiferheld von 1804 (vermutlich im Rathaus verbrannt, jedoch als Kopie des Verfassers erhalten) darstellt. Der ausgebauchte Mauerteil ist wohl jüngeren Datums; verlängert man die Flucht der nördlich anstoßenden Mauer gegen Süden, so erreicht man zwanglos die Westfront des Haaleckturmes. Gegen Norden folgt das „mittlere Haaltürle“, jetzt durch eine Staffel verdeckt, hernach das „Edelmannstürle“ beim Häutlager, das erfreulicherweise 1947 wiederhergestellt wurde, und schließlich das „untere Haaltürle“, als 2,58 m breite barocke Öffnung durch einen Segmentbogen überspannt. Man möge es nicht mehr schließen, sondern als Mauernische erkennbar sein lassen. Die große Maueröffnung am Hause Brückenhof 6 ist auf Jakob Veits Stadtplan von 1827 noch nicht vorhanden; sie stellt das nördliche Ende des Haalbezirkes dar. Die westliche Haalmauer ist an verschiedenen Stellen mit andersartigem Mauerwerk ausgeflickt; ihre Stärke beträgt wie an ihrer Südhälfte 180 cm.

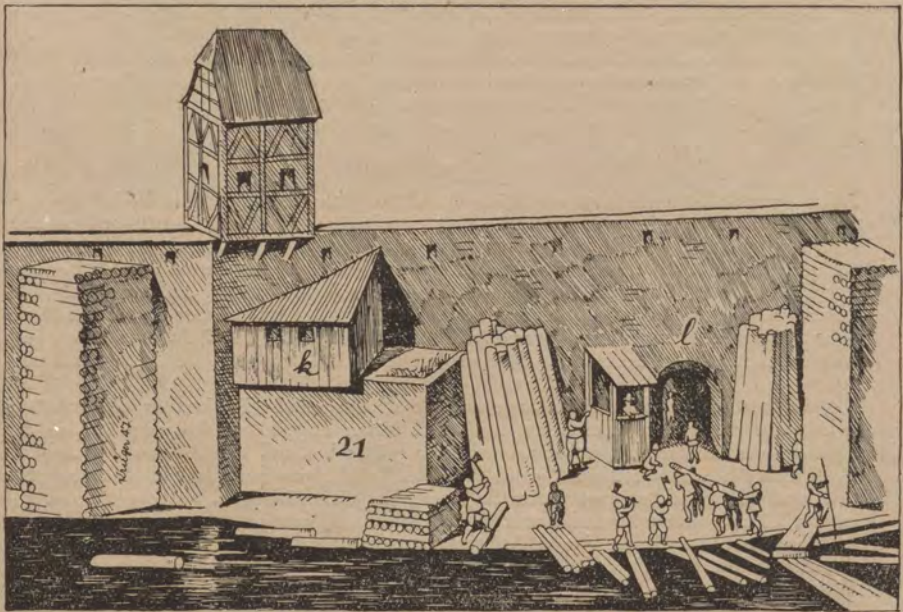


Abb. 47. Der Haaleckturm (21) nach Hans Schreyer 1643.
k = Öbhäuslein, l = oberes Haaltürle.



Abb. 48. Der Haaleckturm (21). Die Fundamentstärke ist durch weiße Linien gekennzeichnet, der Stock steht an der südwestlichen Ecke. [Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]

Der weitere Mauerzug um das Spitalviertel ist nur in Resten erhalten bis zum

22. Brückentor,

das 1947 im Zusammenhang mit der Wiederherrichtung der Henkersbrücke ausgegraben wurde. Das Tor ist mit der ersten Holzbrücke 1343 erbaut und mißt $6,8 \times 7,65$ m, die Mauerstärke beträgt 1,5 m, die Durchfahrtsbreite 3,8 m (A b b. 14). Das alte Straßenpflaster liegt durchschnittlich 90 cm tief und fällt erheblich gegen den Grasmarkt; nach dem Stadtbrand von 1728 blieb der Brandschutt liegen, als das Straßenniveau auf die heutige Lage gebracht wurde. Für das Tor wurde die vorhandene Stadtmauer ausgebrochen und die nordwestliche Ecke (sie zeigt eine Abfasung und einen gotischen Ablauf) 95 cm vor die Flucht des Mauerzuges gestellt, um in die Brückenachse zu kommen.

Der östliche Bogen der Henkersbrücke ist nachträglich eingespannt, wie die Mauertechnik und eine Fülle von Steinmetzzeichen lehren, die an den übrigen Bogen nicht vorkommen. Man hat also die vor dem Tore liegende Zugbrücke später durch einen Steinbogen ersetzt. Der ältere Zustand mit der Zugbrücke ist in der „Teutschen Cosmographia“ von Sebastian Münster (1489—1552) abgebildet (A b b. 49); ein offenbar noch gotischer Holzschnitt aus diesem Werk ist das in Arthur Enochs Besiz befindliche Blatt. Um den Dachfuß läuft ein mit Zinnen bewehrter Gang wie am Schelztor in Eßlingen. Braun-Hogenberg (1576) und Schreyer (1643) stellen übereinstimmend einen schlanken Turmkörper mit Fachwerkaufsatz und Satteldach (bei Schreyer mit Krüppelwalm, A b b. 50) dar, während Merian eine völlig unwahrscheinliche Gestalt vorführt: ein gedrungenes Tor mit zwei Obergeschossen ohne Fachwerkbekrönung, darüber ein Walmdach. J. P. Meyers Brandstättenbild von 1728 (A b b. 51) gibt ebenfalls einen schlank aufragenden,



Abb. 49 das Brückentor nach Sebastian Münsters „Teutscher Cosmographia“; Holzschnitt im Besiz von Arthur Enoch, Schwäb. Hall.

[Aufnahme: Kaloumenos, Schwäb. Hall]



Abb. 50. Henkersbrücke mit Brückentor (rechts, 22) von Süden, nach Hans Schreyer 1643.

sehr hohen Steinturm. Auf Körners Bild von 1755 (A b b. 13) ist das Brückentor verschwunden, es wurde nach 1728 nicht wiederhergestellt: der erste Abbruch der Haller Wehr.

*

Vom Brückentor läuft der Mauerzug geradlinig bis zum Diebsturm durch. Die Straße bis zum Spitalbach ist 1856 in die heutige Form erweitert worden (vgl. Meyers Chronik von 1883, S. 183). Unter der nördlichen Zeile, der Neuen Straße liegt eine steinerne Straßendole, die durch die Stadt-

mauer führt; hier wurden im Oktober 1947 zwei romanische Ornamentsteine vermauert gefunden, die Stücke eines Rundbogenfrieses von etwa 1230 darstellen (ein Stück ist mit vierstrahligem Hundszahn eingesäumt) und die vom ersten Abbruch der Kirche St. Jakob 1534 stammen müssen (A b b. 14). An der Schuppachmündung ist gegenwärtig noch ein Teil ihres gepflasterten Bettes zu sehen. 12 m nördlich davon findet sich ein 1,2 m breites, 2,1 m hohes Rundbogenpfortlein mit Türkloben, Ring und Mauerfalz für eine gegen den Fluß sich öffnende Türe; der Zweck ist unklar. Vor den Stadtmauerzug, an den sich die Rüstkammer und der Marstall

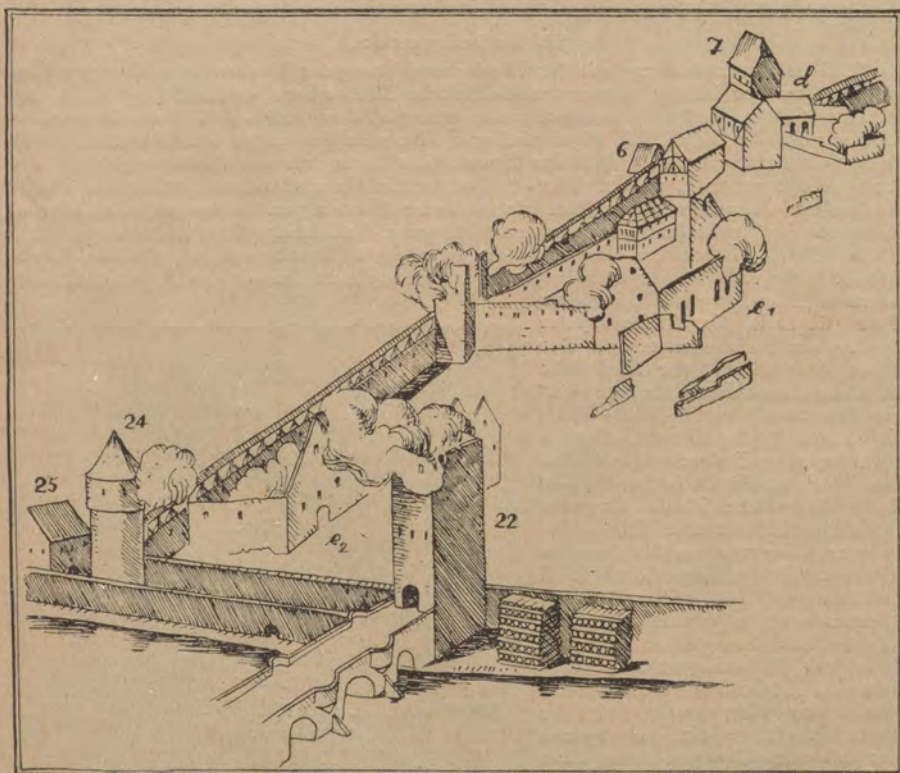


Abb. 51. Nordwestliche Ecke der Altstadt nach J. P. Meyers Brandstättenbild 1728. d = Schöntaler Kapelle, e₁ = Spitalkirche, e₂ = Spitalscheuern. Zahlen beziehen sich auf den Text.

(später Landgericht) anlehnen, wurde 1534 ein Zwinger bis zum Diebsturm (Herolt-Kolb, S. 43) gelegt; dazu wurden ebenfalls Steine vom ersten Teilabbruch des Jakobsklosters verwendet: zwei spätromanische Zickzackfriessteine sind noch erkennbar, ferner andere, mit der geraden oder gezähnten Fläche behauene Quader.

23. Das ältere Eichtor

stand als einfacher Torbogen im Mauerzug am Ende der Spitalbachstraße. Merians Kupferstich (A b b. 12) verstellt das Tor mit Holzstößen, zeichnet jedoch einen Aufbau mit Fallgatter oder Pechnase. Körner stellt es als einfache Maueröffnung wie das Unterwöhrdstrat dar; es ist mit eisernen Gitterflügeln versehen, um im geschlossenen Zustand das Hochwasser des Schuppachs hinauszulassen (A b b. 13). Das Tor war verkehrsmäßig und wehrtechnisch nicht wichtig, da die 70 m lange, nach Norden weiterziehende Stadtmauer bis zum Diebsturm eine unangenehme Flankierung für den Angreifer schuf; außerdem bot der Froschgrabensumpf ein erhebliches Hindernis.

Der Neuensteiner Salzfuhrmann Hans Strauß verläßt 1514 voll Ingrim durch das Eichtor die Stadt, die er 3 Jahre lang im „Straußenkrieg“ leidenschaftlich bekämpft.

24. Der Diebsturm

ist der nordwestliche Eckturm der ersten Stadterweiterung (A b b. 52). Er wurde als Gefängnis für Diebe benützt. Merian (1643) zeichnet ihn merkwürdigerweise viereckig und hinter der Mauerflucht stehend (A b b. 12), Braun-Hogenberg (1576) stellt das oberste Steingeschoß polygonal (A b b. 16) und Sebastian Münster mit Brettverschalung dar (A b b. 49). Der Diebsturm ist mit dem Dorfmühlenturm der einzige Rundturm der Stadtbefestigung. Er steht im Verband mit der Ringmauer und tritt kaum über die Mauerfluchten vor; ein Beweis hohen Alters. Die Mauertechnik ist wie am Sulferturm: mäÙig hohe Schichten. Bis auf 14 m Höhe ist er durchaus romanisch organisiert: der Stadt-

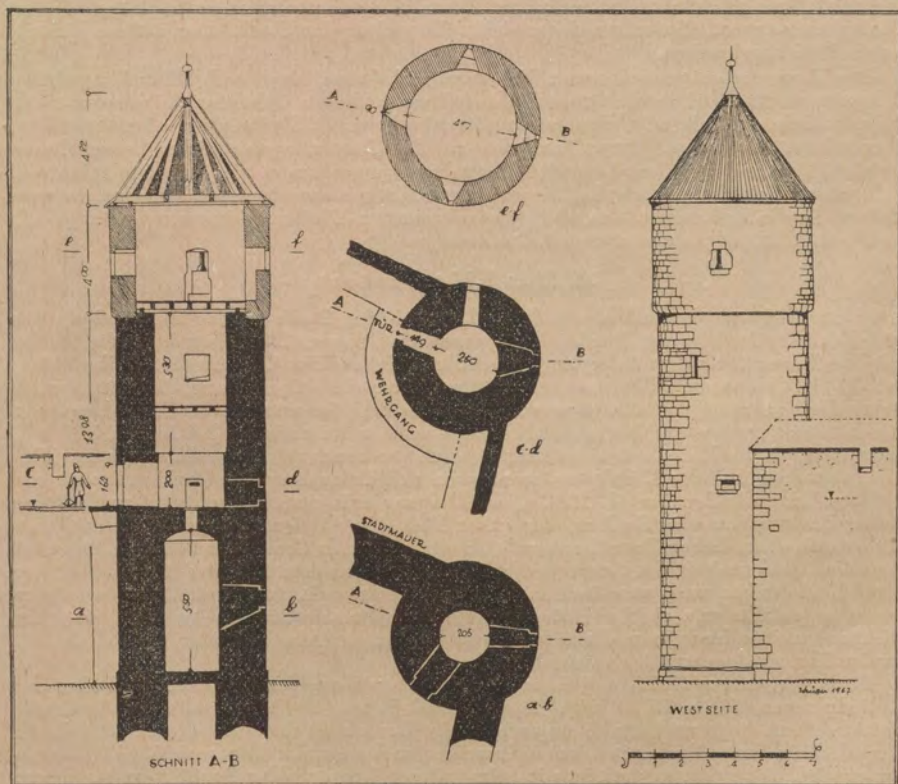


Abb. 52. Der Diebsturm (24).

brand beschädigte ihn zum Teil. Die Wände sind 1,8 m stark. Das Untergeschoß birgt ein 5,5 m hohes und 2,05 m breites, fensterloses Verließ, das nur durch ein Angstloch im Flachkuppelgewölbe zugänglich ist; das Nordfenster und der jetzige Zugang sind jüngere Einbrüche. Es folgt ein 2 m hohes, 2,5 m weites 1. Obergeschoß mit südlicher Eingangs-türe vom Wehrgang aus, es besitzt gegen Westen einen liegenden Schlit; von nur 90 cm Sturzhöhe; ein größeres Fenster gegen Norden ist später ausgebrochen. Das 2. Geschoß ist 5,3 m hoch und 2,73 m weit und hat 2 schmale alte Rechteckfenster, die wegen der fehlenden Nische ebenfalls nicht zum Schießen, nur zum Beobachten eingerichtet sind. Es muß also eine offene Verteidigungsplattform vorhanden gewesen sein. Der Querschnitt des Turmes zeigt überraschende Ähnlichkeit mit dem Aufbau eines romanischen Bergfrieds: Verließ, 2 Kammern, Plattform und hoher Einstieg. Das 3. Obergeschoß ist gotisch, krägt mit einem wulstartigen Gesims aus und ersetzt die romanische Plattform. Es zeigt 4 Schlüsselscharten mit Nischen und eingemauerten Auflagerhölzern für die Hakenbüchsen. Mit diesem Geschoß erreicht der Turm seine heutige Höhe von 18 m.

25. Das jüngere Eichtor

Als 1534 der Zwinger an der Westfront des Spitalviertels angelegt wird, ist die Erbauung eines einfachen Torhauses zu Füßen des Diebsturms notwendig: der bisherige Eckturm wird nun Bestandteil eines Tores, zu dem er lose Beziehung aufnimmt. Merian ihlt Turm, Stadtmauer, Tor und Zwinger ganz willkürlich dar. Braun-Hogenberg (1576) gibt als Eichtor nur eine Schildmauer mit Torbogen (A b b. 1 6), Körner (1755) zeichnet ein Haus mit Durchfahrt und Obergeschoß, von einem Pultdach überdeckt (A b b. 1 3): an die Schildmauer wurde also nachträglich das Torhaus angebaut. Gräters (1816) und Veits (1827) Grundrisse bestätigen diese Gestalt. Die stadtseitige Wand besteht aus Fachwerk; am Kocherufer ist noch ein Fundament ablesbar. Das Tor war kaum einem Angriff ausgesetzt, es genügte daher eine bescheidene Befestigung. Zwischen älterem und jüngerem Eichtor bildete sich ein barbakanartiger Raum, der wehrtechnisch an die Langenfelder Torbauten erinnert. So entstand das dritte Doppeltor der Stadt. Das äußere Eichtor wurde 1839 abgebrochen.

Der Mauerzug geht turmlos vom Diebsturm nach Osten, bis er noch 150 m Länge beim Klingenturm Anschluß an die ältere Wohnstadtmauer findet. Sebastian Münster versieht ihn mit Zinnen (A b b. 4 9). Meyers Brandstattdbild von 1728 gibt einen offenbar später überdachten Wehrgang. Meyer zeichnet an der Rosmaringasse einen hohen Turm (A b b. 5 1), von dem jedoch keinerlei Abbruchspuren vorhanden sind; der Stadtplan von 1710 kennt ihn nicht. Er mag bei Meyer den unrichtig eingezeichneten Klingenturm vorstellen. An die Stadtmauer lehnen sich die Spitalbauten. Die Grundrisse von Gräter (1816) und Veit (1827) zeigen einen vorgelegten Zwinger.

26. Das Klötzlestor

stand etwa 190 m oberhalb des äußeren Langenfelder Tores an der Einmündung der Schied in die Crailsheimer Straße. Es konnte keine Spuren hinterlassen, da die Straße seit 100 Jahren 3 bis 4 m tiefer liegt als ehemals. Schauffeles Chronik (S. 279) berichtet, daß 1779 Mauern am Klöglestor eingestürzt seien; das können nur die Stützmauern gegen die tiefliegende Straße gewesen sein, denn das Tor war nie durch Wehrmauern mit der Stadt verbunden. Bezieht man Herolts unklare Bemerkung (bei Kolb S. 143) von einem Tor, das 1515 oberhalb eines Limpurger Zollhauses errichtet wurde, um es unschädlich zu machen, auf das Klöglestor, so ergeben sich einleuchtendere Verhältnisse als am äußeren Langenfelder Tor (S. 123). „Um Limpurg aufs neue einzuschränken, ließ der Haller Rat a u ß e r dem Zollhaus den engen Paß, den die 4 zusammenlaufenden Berge bilden, mit einem hohen Turm besetzen“ (Gmelin, Hällische Geschichte, S. 611). Jetzt wird auch die Nachbarschaft des limpurgischen Zollhauses, das man sich an der Gebietsgrenze der Schied denken muß, verständlich. Das Klöglestor steht an wehrtechnisch wertloser Stelle, es erfüllte wie ein Landturm nur die Aufgabe der Straßen- und Zollkontrolle. Dicht nebeneinander lag nun die hällische und die limpurgische Zollstätte, die Feindschaft zweier Herrschaften trefflich versinnbildlichend!

Braun-Hogenberg (1576) und Schreyer (1643) lassen nur den oberen Torteil über das Gelände ragen (A b b. 16, 17, 18). Körners Bild (A b b. 41) ist zuverlässiger: über der Tordurchfahrt liegt noch ein Steingeschoß, darüber ein Fachwerkstock mit Giebel, als Abschluß ein Stattendach mit Glockentürmchen, nach dem das Tor auch Glöcklestor genannt wird. Als Bauzeit ist wie beim äußeren Langenfelder Tor 1515 anzunehmen; da das angrenzende Limpurger Gebiet von Hall 1541 erworben wird, verbietet sich ein späterer Zeitpunkt. Der Abbruch erfolgte 1808 auf württembergischen Befehl.

E) Die Ergebnisse

Die heutige Altstadt besteht aus:

1. Der „Wohnstadt“. Ihre Ummauerung mag vor 1156 begonnen worden sein. Sie entwickelte sich zwischen Blockgassenkocher, Schuppach und Schiedgraben.
2. Dem Haal als gewerblichem Quartier, bis etwa 1250 von der Wohnstadt durch den Blockgassenkocher geschieden. Es ist als Inselteil mit Palisaden geschützt, die man auf die Zeit der Wiederentdeckung der Salzquelle (um 800) zurückführen darf.
3. Dem Spitalquartier, also der Fläche nördlich des Haals. Es entsteht als erste Stadterweiterung und erhält nach Zuschüttung des Blockgassenkochers um 1250 mit dem Haal eine gemeinsame Ummauerung. Von nun ab fließen die bisherigen Einzelteile zur Einheit der heutigen Altstadt zusammen.

Die 1. Baustufe der hällischen Wehr liegt wohl ganz im 12. Jahrhundert. Um 1200 zeigte sich folgendes Bild: An langen, zinnenbekrönten Mauern standen nur wenige Hochbauten wie das Limpurger, Stätt- und innere Langenfelder Tor (Abb. 53). Als einfache Maueröffnungen waren das Unterwöhrds-, das Haal- und das mutmaßliche Sporerstor gestaltet. Als einziger Mauerturm erhob sich an gefahrenreichster und höchster Stelle der Folterturm. Die drei Ecken der Stadt im Norden, Südwesten und Südosten waren turmlos. Diese einfache Anlage wirkt sehr altertümlich und läßt sich mit dem Aussehen früher Burgen vergleichen, wo außer dem Torbau nur lange Mauerzüge vorhanden sind. (Die Burg Württemberg bewahrte dieses Bild bis zu ihrem Abbruch 1819.) Alle Tore und der Mauerturm trugen offene Verteidigungsplattformen, kein Bauwerk tritt über den Mauerumzug vor, flankierende Elemente kennt diese Baustufe nicht. Der Aufbau des Folterturmes beweist Abhängigkeit von den Bergfriede der Burgen. Armbrüste und Wurfmaschinen werden von der Plattform aus zur Wirkung gebracht, der Grundriß ist schmalrechteckig mit Breitseite gegen den Feind, das Untergeschoß verließartig. Die Zwinger am Schuppach und am Schiedgraben muß man noch der ersten Baustufe zurechnen. Die Mauertechnik benützt niedere, rau behauene Muschelkalkquader, die Ecken erhalten mäßig geschwollte Buckel. Diese 1. Baustufe bezeugt innere Großheit und architektonische Klarheit, sie ist das Denkmal eines straffen, überpersönlichen Willens.

Als erste Verstärkung wird etwa um 1200 der Malefizturm errichtet. Sein Aufbau schließt sich an das Vorbild des Folterturmes an. Schießfenster sind nicht vorhanden, nur Spähschlige.

Die 2. Baustufe zwischen 1200 und 1250 sichert das Stätt-Tor durch die Werke des Klingen- und Säumarktturnes. Erstmals greift man zu flankierender Bauart: die Anregungen der Kreuzzüge kommen zur Auswirkung. Diese Türme zeigen quadratischen Grundriß, breitere Rechteckfenster und Mauern aus rauhen Großquadern; offene Plattformen bildeten den Abschluß. Die Nordfront war damit merkwürdig stark geworden, während die teilweise überhöhte Nordost- und die gefährdete Südseite im überkommenen Zustand verblieben.

Die 3. Baustufe löst um 1250 bis 1300 große Aufgaben (Abb. 54). Sie verlegt den Schuppach in sein heutiges Bett, schließt den Blockgassenkocher durch Auffüllung und errichtet den langen Mauerring vom Sulmeisterhaus bis zum Klingenturm, das Haal- und das Spitalviertel umgürtend. Der alte Sumpfboden innerhalb der neuen Ummauerung wird fest und bewohnbar gemacht. Nur 3 Hochbauten werden errichtet: das Sulfertor, der Haaleckturm und der Diebsturm, in deutlicher Anlehnung an die Gewohnheiten der 1. Baustufe. Als einfache Maueröffnungen waren das ältere Eichtor und die 4 Haaltürle gestaltet.

Die 4. Baustufe errichtet 1343 das Brückentor und wahrscheinlich auch den Dorf-mühlenturm. Welcher Zeit das Kastengärtle angehört, läßt sich noch nicht bestimmen.

Mit der 5. Baustufe (1440—1550) macht sich das Aufkommen der Feuerwaffen bemerkbar. Die Verbesserung der Angriffsmittel erzwingt einen reicheren Verteidigungsapparat. Es wird die Verstärkung der vernachlässigten Nordost- und Südfront nachgeholt. Man schafft flankierende Wirkung durch vortretende Baukörper, bevorzugt quadratische Grundrißbildung, verstärkt vorhandene Tore durch Vortore und gar durch Doppeltore, die wie Torburgen wirken, und führt die Schlüsselscharte ein. An Stelle des für die Verteidigung wertlosen Verließbraumes treten kreuzgewölbte Schießkammern im Untergeschoß. Die Plattformen verschwinden. Die Zinnenwehrgänge werden allmählich mit Dächern überdeckt. Die Mauertechnik verwendet niedere Muschelkalkschichten ohne Eckquader; nur das äußere Langenfelder Tor fällt durch seinen Großquaderverband mit Buckeln an den Ecken und mit Steinmetzzeichen aus dem Rahmen. Es entstehen: der Hezennest-Turm, der Deckenturm, der Pechnasenturm, der Mantelturm (alle etwa um

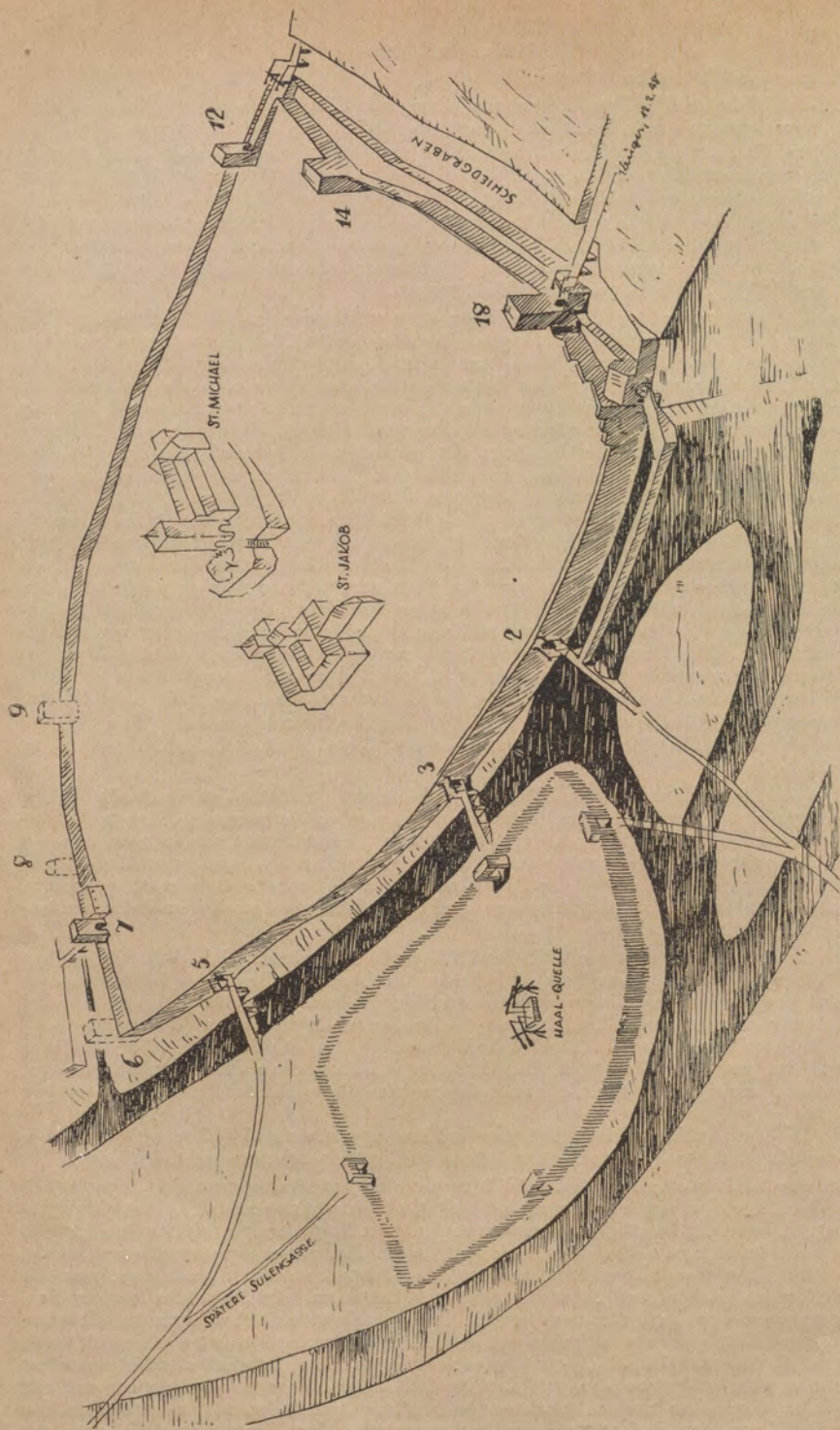


Abb. 53. Die erste Baustufe der Befestigung um 1200. Die gestrichelten Werke 6, 8 und 9 kommen bis etwa 1250 hinzu.

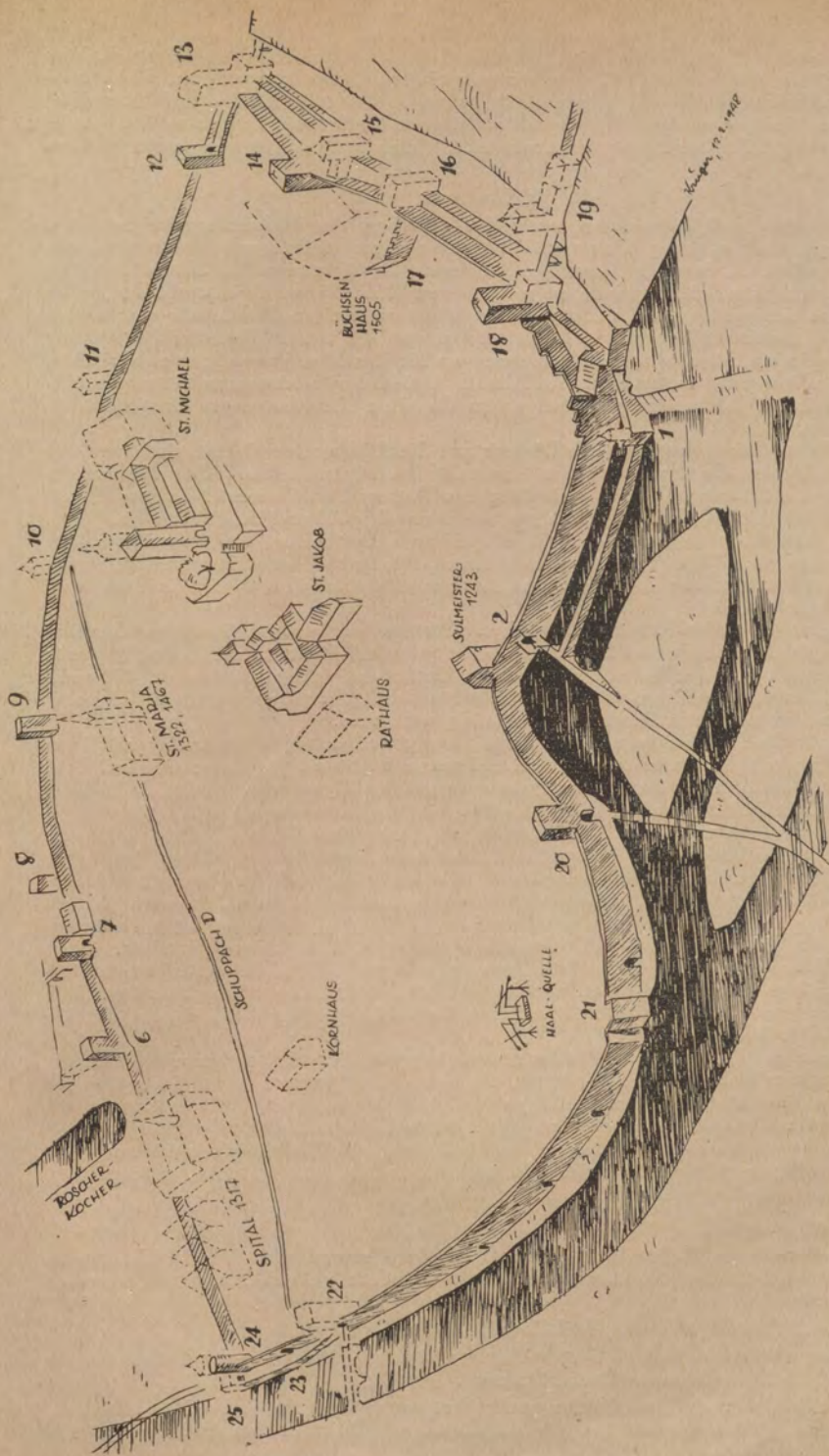


Abb. 54. Die Befestigung um 1250 (3. Baustufe) nach Einbeziehung des Haal- und Spitalviertels, Zuschüttung des Blockgassen-Köchers und Verlegung des Schuppachs. Jüngere Werke und jüngere öffentliche Bauten sind gestrichelt. Die Befestigungen 1, 17 (mutmaßlich) und 22 stammen aus dem 14. Jahrhundert; 10, 11, 15 und 16 um 1500; 13, 19 und 25 aus dem 16. Jahrhundert.

1500), das äußere Langenfelder Tor (1515), das Klöglestör (um 1515), das jüngere Eichtor (1534) und das Neutor (1543). Tragen die romanischen Werke burgartig-ritterliche Züge von einfacher und herber Monumentalität, so gehen die spätgotischen auf bürgerlich-malerische Wirkung mit bereicherter und vielfältiger Erscheinungsform aus. Das ist die charaktervolle Selbstdarstellung eines mittelalterlichen Stadtwesens von jugendfrischem Kraftgefühl.

F) Nachwort

Riesige Erd- und Steinmassen waren bei Schaffung der Wehranlage zu bewegen. Mauern und Gräben, Tore, Türme und Zwinger mußten laufend unterhalten und verbessert werden: das war eine gewaltige Daueraufgabe für unsere Vorfahren. Schützen wir ehrfürchtig ihr Erbe und bringen es erneut zu Wirkung, wo es entstellt ist. Es ist möglich, in zeitgemäßer und schöpferischer Weise an einigen Stellen die verlorengegangenen Zusammenhänge wieder zu erwecken und die alten Wesenskräfte spürbar werden zu lassen, ohne in schales Zurechtstutzen für den Fremdenverkehr zu verfallen. Etwa 2000 Einwohner bauten einst die Altstadt. Welche Kulturleistungen hätten wir vollbringen müssen! „Was sind wir doch gegen die alten Künstler wahre Taugenichtse“, sagt Goethe.

Wehrbauten, einst der Stolz des Bürgers und Sinnbilder seiner Macht, sind zwar nur technische Werke, die das Leben der Gemeinschaft schützen sollten. Aber wie hat die Gestaltungskraft unserer Vorfäter sie über den Nutzwert erhoben und sie zum Kunstwerk geadelt! Alte Baukunst ist eben stets „steinerne Musik“ und besitzt Herz und Seele. Glückselig sind jene wenigen Städte, die sich in der Unkultur des 19. Jahrhunderts ganz oder teilweise ihre Wehrkrone erhalten konnten. Sie haben damit ihren Gemeinwesen Würde und künstlerische Kraft bewahrt und ihr städtebauliches Gefüge in Zucht und Ordnung gehalten.

Daß einst die Haller Abbrüche in solch erschütterndem Unverstand und aus falschem Eifer für Verkehr, Licht und Luft durchgeführt wurden, dient uns als Lehre; nirgends in der Altstadt war der Versuch einer neuen Gestaltung wahrzunehmen, die Abbruchstellen blieben formlos liegen. Die Stadt erstarkte einst an ihren gemeinsamen Aufgaben; als der einzelne auf persönlichen Nutzen ausging, welkte sie.

Man mag die Pflicht erkennen, den durch Fliegerbomben teilweise zerstörten Pulverturm am Stadteingang beim Bahnhof zu schützen und dereinst wiederherzustellen. Sein Rang als wehrtechnisches Baudenkmal von ausgeprägter Eigenart und die städtebauliche Notwendigkeit gebieten es; der Abbruch schüfe einen sehr frostigen Platz.

Leider verdirbt schlechte Nachbarschaft viel Köstliches. Wie herrlich wirken in Rothenburg und Dinkelsbühl die weiten Abstände, die zwischen Altstadt und moderner Stadt eingeschoben sind! In Hall besteht die schwere Gefahr, daß die einstige, wohlüberlegte Durchgliederung des Stadtkörpers verwaschen und durch einen formlosen Häuserbrei ersetzt wird. Die Gemeinsamkeit schwindet, die Stadt löst sich auf in hemmungslos hingestrente, oft rücksichtslos individualistisch wirkende Einzelhäuser. Wie klar waren einst die Grenzen gegen die freie Natur herausgearbeitet. Mögen die westlichen und östlichen Talhänge und der Freiraum vor der Weilervorstadt stets unbebaut bleiben. Wie beherrscht doch die alte Zeit die feine Kunst des Verknüpfens und Lösen; wie verliebt war sie in ihre Stadtprospekte!

Es ist erfreulich, daß die Haller Stadtverwaltung ideellen und tätigen Anteil an der Aufhellung der Heimatgeschichte nimmt, die hohe Bildungswerte birgt. Es mögen die städtischen Bauämter bei allen künftigen Bodenöffnungen kurze Aufzeichnungen über vorgefundene Mauerzüge machen; aus vielen unscheinbaren Einzelbeobachtungen quillt die Schau der großen Zusammenhänge. Der Verfasser weiß, daß künftige Forschung viele seiner Ergebnisse zu vertiefen, vielleicht auch zu ändern vermag. Alte, unbearbeitete Akten können noch manche wichtige Daten liefern.

Dank sei gesagt:

dem rastlosen Haller Stadtarchivar Wilhelm Hommel, mit dem in jahrelanger, freundschaftlicher Zusammenarbeit fast täglich die Probleme durchgesprochen wurden;

dem Haller Forscher Dr. Emil Kost für wertvolle Hinweise;

dem städtischen Baurat Gustav Martin für seine Förderung der Grabungen am Brückentor und an den Haalpalisaden;

den Studenten der Architektur an der Stuttgarter Hochschule: Eva-Maria Bürklen, Rudolf Bäßler, Werner Bartsch und Eberhard Bühler für ihre Aufmessungs- und Zeichenarbeit.

Die Weikersheimer Orangerie und ihr Meister Johann Christian Lüttich

Von Max H. von Freeden

Ein anonymes Bauwerk von Rang aus dem 18. Jahrhundert gehört heute, dank dem Stande der deutschen Barockforschung, bereits zu den Seltenheiten. Die Weikersheimer Orangerie war solch ein Werk, dessen Geschichte und Herkunft in undurchdringliches Dunkel gehüllt schien. Aus dem Werden und der Herkunft der Ideen erklärt sich die immer gefühlte, bisher aber noch nicht deutlich gemachte Sonderstellung dieses Bauwerkes, seine „fremdartige Schönheit“, deren Wesenszüge nicht im lokalen Stil, sondern im größeren Kreis der deutschen Barockkunst wurzeln. Es ist gelungen, hinter dem Werk den Namen und die flüchtigen Spuren des Meisters zu fixieren und sein Leben, einiges von seinen Lehrern und seinem künstlerischen Werk aus dem Dunkel vollkommener Vergessenheit an das Licht zu bringen und der Erscheinung des Künstlers Johann Christian Lüttich Leben einzuhauen.

Gleichzeitig ergibt sich ein Beitrag zur Geschichte des fränkischen Barocks. Es zeigt sich, daß die weltlichen und die geistlichen Fürstenhöfe an Rhein und Main in Kunstdingen auch über konfessionelle Grenzen hinweg miteinander in Verbindung standen. Die allgemeinen Beziehungen zu den benachbarten Residenzen waren schon durch Handelsumschlag sehr rege und es finden sich zahlreiche Künstler und Handwerker von dorthin in der Hohenloher Residenz an der Tauber ein. Zum Kurfürsten von Mainz und Bischof von Bamberg hatte man in Weikersheim besondere Beziehungen, seit man den Garten einrichtete, denn unzählige Pflanzen, Bäume und Stauden wurden in Gaibach, dem Privatschloß des Kurfürsten, und im Seehof, seiner bambergischen Sommerresidenz, gekauft; die schönen, über 200 Jahre alten Bäume der Weikersheimer Allee stammen aus Gaibach. Andererseits beschäftigte der Kurfürst, dessen mainzisches Territorium ja weit köcher- und jagstaufwärts reichte, auch hoheloheische Künstler; die Hofbildhauer Gebrüder Sommer aus Künzelsau, welche die bildhauerische Zier des Weikersheimer Parks und seiner Orangerie lieferten, arbeiteten auch für den Park des Kurfürsten in Gaibach und für die Ausstattung Pommersfeldens. Solche Einzelheiten, wie die weiter unten folgenden Nachweise über weitreichende persönliche und künstlerische Verbindungen, zeigen, wie wenig die bildende Kunst jener Zeit sich an territoriale Grenzen gebunden fühlte, auch an landschaftliche kaum, die wir als Verabredung und Arbeitsbehelfe gern herausstellen. Auf wie mannigfaltige Art in einzelnen Abhandlungen und großen Untersuchungen die Barockkunst des Mainlandes, die mit dem Namen Schönborn verbunden ist, schon erörtert wurde, so wenig hat bisher die Kunst jener Zeit im südlicher gelegenen hoheloheischen Gebiet die entsprechende Beachtung gefunden; die herzoglichen Bauten Württembergs, die Kunst des Deutschordens und einiger Abteien sind untersucht worden, aber zwischen Köcher, Jagst und Tauber dehnt sich im allgemeinen noch ein Vakuum der exakten Forschung, in das zuerst Julius Baum vor einem Menschenalter mit seiner Untersuchung über den Renaissancebau des Weikersheimer Schlosses eindrang.

*

Eine große Zeit des Hauses Hohenlohe war — nach dem leuchtenden Aufstieg der staufischen Epoche — wieder die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert gewesen, als deren sichtbarer Ausdruck heute noch die stattliche Reihe der Residenzen und Schlösser das Land schmückt; das 18. Jahrhundert brachte eine neue Welle künstlerischen Schaffens, wenn auch in kleinerem Ausmaße. Während das junge Grafenhaus Schönborn sich in kühnem Anlauf binnen kurzem den äußeren Rahmen für seine neue Stellung in Franken schuf, konnte sich das gräfliche Haus Hohenlohe darauf beschränken, die alten Stammsitze, die durchweg in den Jahrzehnten um 1600 neu gebaut waren, der Zeit entsprechend auszugestalten. Hatte man sich seinerzeit aus Würzburg, Stuttgart und Nürnberg, von Mainz und noch weiterher die besten Künstler herangeholt, so waren auch jetzt wieder nachbarliche und verwandtschaftliche Beziehungen im Spiele, als man sich nach Künstlern umschaute.

Lüttichs Name ist in der Geschichte der Kunst noch ohne Klang — wie denn erst nach und nach neben den großen Meistern, die seit langem schon nicht nur der Wissenschaft allein mehr bekannt sind, auch jene andere Schicht von oft mehr landschaftlich



Abb. 1. Johann Christian Lüttich, Orangerie in Weikersheim. Zeichnung von 1745 im Archiv Langenburg.

gebundener Bedeutung ihre Beachtung gefunden hat, die sich in Namen wie Schlaun, Rabaliatti, Korb, Küchel, um nur ein paar zu nennen, repräsentiert. Oftmals waren es Werke, die man in den Ruhmeskranz der Großen geflochten hatte, die dann das Lebenswerk der anderen erweitern und bereichern konnten.

Johann Christian Lüttich gehört zu jener Gruppe von Baumeistern des 18. Jahrhunderts, welche gemeinhin mit der Bezeichnung „Ingenieurarchitekt“ als Ingenieure und Offiziere gekennzeichnet werden, die auf dem Wege der ihnen eigenen Berufsausbildung Möglichkeit zu künstlerischem Schaffen suchten oder durch zufällige Gelegenheit erstmals fanden. Der Lebensgang Lüttichs gleicht grundsätzlich jenem der bekannten Ingenieurarchitekten, mit dem einen Unterschied allerdings, daß die künstlerische Tätigkeit Lüttichs mit fortschreitendem Lebensalter durch die Pflichten des Offiziers offenbar fast ganz zurückgedrängt wurde — ein Problem, mit dem auch die Größten, wie Neumann und Welsch, zu ringen hatten.

Das Leben Lüttichs ist in seiner Stellung und Berührung mit den führenden Meistern und in seinem Verlauf zwischen Norden, Süden und Westen des Reiches immerhin interessant und beispielhaft genug, um — soweit es sich bisher verfolgen ließ — kurz umrissen zu werden. Das künstlerische Werk Lüttichs, dem hier auch zum ersten Male nachgegangen wurde, umfaßt jetzt, beginnend mit dem Bau des Belvedere in Schrattenhofen nach Plänen Welschs (Abb. 7 und 8), die Schloßstallungen in Öttingen (1718), die Orangerie im Park zu Weikersheim (1719, Abb. 1), das katholische Pfarrhaus in Öttingen (1723), die Lateinschule dort (1724), den Gartensaal in Hohenaltheim (1725), die — leider größtenteils zerstörte — Schloßanlage auf dem Karlsberg bei Weikersheim (1729, Abb. 2) und die gleichzeitigen Arkaden des Schloßplatzes in Weikersheim (Abb. 3). Von diesen Bauten gehört die Weikersheimer Orangerie unbestritten zu den ersten Leistungen jener Zeit; auch Schloß Karlsberg war mehr als nur beachtliche Lokalschöpfung, die Arkaden am Weikersheimer Schloßplatz werden immer als ein Musterbeispiel barocker Stadtbaukunst genannt werden.

Der Festungsbaumeister Lüttich, der in Philippsburg, Ehrenbreitstein, Mainz, Hannover, Hameln, Celle, Braunschweig und anderen Orten arbeitete, war ein geschätzter Mitarbeiter des seinerzeit berühmten Generals von Wutgenau, des preußischen Obersten von Walrave und des kurmainzischen Generals von Welsch und wurde später Chef des hannoverschen Ingenieurkorps; der Soldat Lüttich verteidigte mit Anerkennung Philippsburg, kämpfte an der Mosel, diente mit „Reputation“ bei der Belagerung Belgrads und verteidigte Burghausen und wurde schließlich im Dienste des Kurfürsten von Hannover und Königs von England General der Artillerie.

Lüttich stammt, wie er im Jahre 1743 zu Heilbronn dem Hannoverschen Vizepräsidenten von Gemmingen selbst erzählte, aus dem Braunschweigischen; auf einem Gute der von Steinberg-Wispenstein sei er geboren.¹

¹ PrStA. Hannover, H. 47. II. 34; Brief des Vizepräsidenten von Gemmingen an Geh. Rat von Steinberg, Heilbronn 13. 7. 1743, und Bericht der Hannoverschen Kriegskanzlei an König Georg 26. 7. 1743. Zu den Besitzungen dieser Familie gehörte gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter anderem auch Delligsen. Seine Geburtszeit hat sich noch nicht nachweisen lassen; da indes eben in Delligsen ein evangelischer Pastor Johann Heinrich Lüttich seit 1689 nachweisbar ist (Mitteilung des Evangelischen Landeskirchenamtes Wolfenbüttel), so darf man Johann Christian Lüttich, für dessen Geburt die Jahre zwischen 1685—1689 nach dem später Folgenden angenommen werden müssen, als dessen Sohn vermuten. Ein jüngerer Bruder des Architekten wäre dann Rudolf Ludwig Wilhelm Lüttich, der 1701 als Sohn des genannten Pastors in Delligsen geboren wurde und 1759 als Superintendent zu Stadoldendorf starb.



Abb. 2. Johann Christian Lüttich, Schloß Karlsberg. Gemälde von 1747 in Schloß Weikersheim.

Johann Christian Lüttich war, nach eigenen Angaben, zuerst in wolfenbüttelschen Diensten als Feuerwerker und bald hernach als Ingenieur bei den Festungswerken in Braunschweig tätig. Spätestens im Frühjahr 1710 verließ er diese Stellung. Er hatte hier, am Hofe des kunstsinnigen Herzogs Anton Ulrich, gewiß neben der praktischen auch die theoretische Ausbildung erfahren, für die er durch den gelehrten Vater ohnedies vorbereitet war, und man darf annehmen, daß er zu L. Chr. Sturm, dem berühmten Theoretiker jener Zeit, der 1695 bis 1700 in Wolfenbüttel dozierte und 1699 sein großes theoretisches Werk herausgab, und auch zu Hermann Korb, dem Landbaumeister des Herzogs, in Beziehung getreten ist. Überdies stand auch Leibniz, der damals die wolfenbüttelsche Bibliothek betreute, dem Bau- und Ingenieurwesen sehr aufgeschlossen gegenüber.² Auf der Ritterakademie in Wolfenbüttel studierte von 1693 bis 1695 Graf Karl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim. In diesem Kreise eines vielseitig interessierten und gebildeten Hofes fand Lüttich, durch das Elternhaus vorbereitet, als Lernender Anregung und erste Kenntnisse.

Im Frühjahr 1710 begegnet Lüttich als Leutnant des schwäbischen Kreises im Dienste des Fürsten Albrecht Ernst II. von Öttingen.³ Dieser hatte als Generalmajor 1702 an der Belagerung Landaus teilgenommen und war seit 1708 General der Kavallerie des schwäbischen Kreises. Lüttich fand in ihm einen militärisch wie künstlerisch gleich interessierten Herrn. Der zunächst überraschend erscheinende Wechsel vom Norden zum Süden des Reiches, allerdings wieder an einem protestantischen Hof, erklärt sich leicht aus verwandtschaftlichen Beziehungen der Häuser Braunschweig und Öttingen.⁴ Der zweite Sohn des Herzogs Anton Ulrich, Ludwig Rudolf, war seit 1690 mit einer Schwester des Fürsten Albrecht Ernst vermählt.

Als öttingischer Baurat wirkte seit dem Jahre 1700 Wilhelm Heinrich Beringer, der 1709 das Deutschordenshaus in Dinkelsbühl begonnen hatte und am Anfang der Reihe tüchtiger fränkischer Ordensbaumeister steht.⁵ 1712, nach zweijähriger Zusammenarbeit, wird Lüttich als Nachfolger Beringers, der aus öttingischen Diensten schied, um das Bauwesen des Deutschordens, das Ordenshaus in Heilbronn und den Bau des Schlosses Ellingen zu übernehmen, mit dessen Besoldung von 150 fl. angestellt.⁶ Beringer, der damals schon in vorgerücktem Alter stand, wurzelte noch in der Kunst des späten 17. Jahrhunderts und wird Lüttich außer praktischer Erfahrung wenig haben bieten können.

Fürst Albrecht Ernst von Öttingen legte in jenen Jahren in seinem Tiergarten zu Schrattenhofen im Ries ein Belvedere an.⁷ Lüttich arbeitete daran zunächst mit Beringer

² Vgl. dazu: U. v. Alvensleben: Die braunschweigischen Schlösser der Barockzeit — Kunstwissenschaftl. Studien XXI, 1937. Deutscher Kunstverlag. Lüttich wird dort nicht genannt.

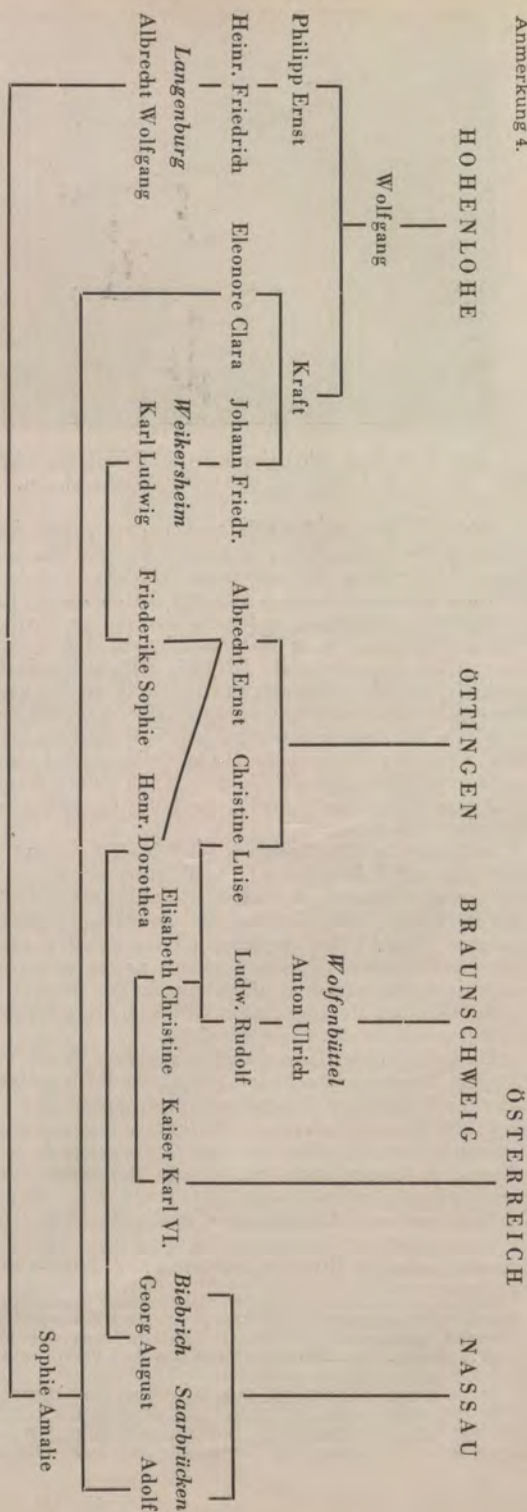
³ FÖA. Wallerstein, II. IV. 4. Dorthier auch das Folgende, soweit nichts anderes vermerkt. Lüttich gibt 1727 an, er sei 1710 mit 100 fl. angestellt und besoldet worden.

⁴ Siehe Stammtafel Seite 148.

⁵ Vgl. dazu: A. Schlegel, Die Deutschordens-Residenz Ellingen. Marburg 1927.

⁶ FÖA. Wallerstein, II. IV. 4. Dekret vom 4. 6. 1712.

⁷ Vgl. dazu: A. Schlegel „Das Lustschloß der Fürsten zu Öttingen-Öttingen im Tiergarten Schrattenhofen“ im Marburger Jahrbuch 1928, S. 207 ff.



zusammen und wurde vor allem mit Maximilian von Welsch bekannt, welchen die Tochter des Bauherrn, die Fürstin von Nassau-Idstein in Biebrich, ihrem Vater für dessen Vorhaben vermittelte. Welsch entwarf und unterzeichnete den erhaltenen Entwurf, dessen Ausführung dann schon hauptsächlich Lüttich zufiel. „Durch verdrießliche Schulden pressiert“, wendet dieser sich 1714 mit der Bitte um Auszahlung rückständigen Gehalts an den Fürsten.

1719 reiste Lüttich nach Weikersheim zum Bau der Orangerie; Albrecht Ernst sandte ihn seiner zweiten Tochter, der Gräfin von Hohenlohe-Weikersheim, für das dortige Bauwesen. In den folgenden Jahren ist Lüttich viel auf Reisen, um die Bauten seiner Herrschaft in Öttingen, Aufkirchen, Hohenaltheim, Zimmern, Schratenhofen und Haaburg zu besorgen. 1720 und 1722 bittet er um Gehaltszulage, um sich „in Bausachen noch mehr zu pousieren“, außerdem möchte er Baudirektionen außer der Herrschaftsarbeit übernehmen, doch wird diese Bitte abgeschlagen. Ihm unterstand das ganze Bauwesen des Fürstentums, über dessen Territorium er 1723 eine genaue Landkarte anfertigte. Er muß damals wieder über Einbehaltung seiner Gage klagen, die ihm Übelwollende nicht gönnten; man wolle ihn unglücklich machen und er sei in der Tat ganz verschuldet, wofür er als Beweis ein Mahnschreiben zweier Brüder Oppenheim über 150 fl. beifügt.

Seit 1718 lernt der Sohn des Hofkapellmeisters auf Weisung des Fürsten bei Lüttich die „Fortifikation“; auch die Feuerwerkerei treibt er noch; als der Herzog von Blankenburg zu Besuch nach Öttingen kommt, arrangiert Lüttich für den Sohn seines einstigen Landesherrn ein großes Feuerwerk. 1724 wird er öttingischer Ingenieur und Landeshauptmann mit 200 fl. Gage und Kost bei Hof und darf fremde Aufträge annehmen. Er baute damals im Auftrage des Eichstätter Domkapitels das katholische Pfarrhaus in Öttingen,⁸ baute eine

⁸ FÖA. Wallerstein, II. IV. 4. Schreiben des Domprobstes und Domdekans von Eichstätt an Lüttich 12. 3. 1723.



Abb. 3. Schloßplatz in Weikersheim mit den Vorgebäuden Johann Christian Lüttichs.

Lateinschule dort und machte Festdekorationen und Zimmereinrichtungen in Hohenaltheim. 1726 heiratete Lüttich die Tochter eines angesehenen Beamten, des brandenburg-sachsenbachschen Rates und gewesenen Kastners zu Kadolzburg Johann Friedrich Muck.⁹

Fürst Albrecht Ernst war 1725 als Nachfolger des Marschalls Neipperg Kommandant der Reichsfestung Philippsburg geworden. Damit weitete sich Lüttichs Blickfeld und es eröffnete sich ein neues Arbeitsgebiet für ihn, der nun Gelegenheit bekommt, mit der rheinischen Baukunst unmittelbar bekannt zu werden. Der Fürst wird bald kaiserlicher Generalfeldmarschall, mit ihm und dann in seinem Auftrage ist Lüttich 1727 acht Monate in Philippsburg. Bei seinem Avancement im militärischen Reichsdienst war Albrecht Ernst gewiß die nahe Verwandtschaft mit dem Reichsoberhaupt nützlich, war er doch ein Onkel Kaiser Karls VI. Für Lüttich sollte später dieses zeitig angebahnte Verhältnis zum Reiche entscheidend werden, und es ist reizvoll, zu verfolgen, wie, gleich der Bedeutung verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen den Häusern Österreich, Braunschweig, Öttingen, Nassau und Hohenlohe für Lüttichs Leben und Arbeit, dann auch die künstlerischen Wurzeln der Parkanlage und Orangerie im stillen Taubergrund sich zwischen Wien und Saarbrücken, zwischen Rhein und Ries spannen.

Im Juni 1729 ist Lüttich wieder in Weikersheim und entwirft dort die Pläne zum Schloß Karlsberg. Dabei schwebte ihm als Vorbild die 1724 für den Kardinal Schönborn von Speyer durch L. M. Rohrer errichtete Eremitage Schloß Waghäusl vor, die er bei seinem mehrmonatigen Aufenthalt in Philippsburg — Waghäusl liegt in unmittelbarer Nachbarschaft — kennengelernt hatte. Die starke Anlehnung in der Gestaltung der Gesamtanlage ist unverkennbar. Auch Schlaun hat später diese Eremitage in noch stärkerem Maße als Vorbild für sein kurkölnisches Jagdschloß Clemenswerth verwendet.

Durch die Erledigung des polnischen Thrones entstand damals der Krieg mit Frankreich um die Nachfolge. Der Vizekommandant Philippsburgs, Graf Seckendorff, läßt durch den preußischen Oberst von Walrave, durch Welsch und durch Lüttich Vorschläge

⁹ Pfa. Öttingen, Bd. 6 1726 Nr. 12. 21. 5. 1726.

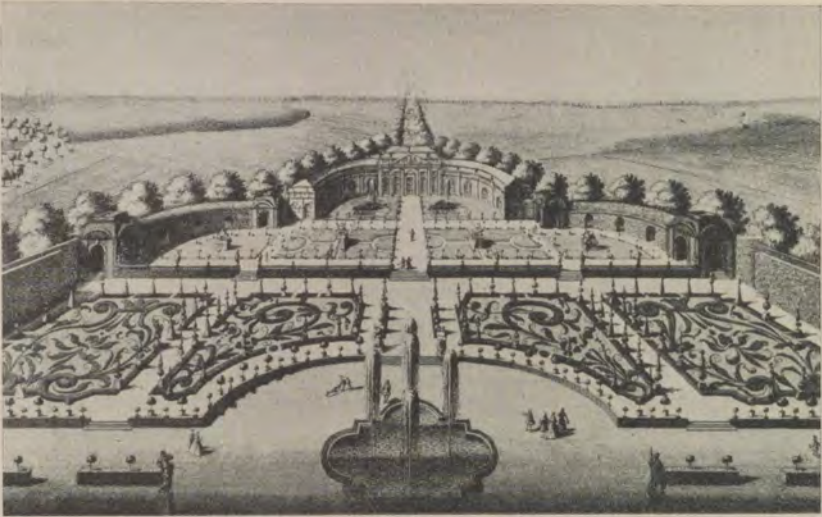


Abb. 4. Leonh. Dienzenhofer, Orangerie in Gaibach. Kupferstich von Sal. Kleiner.

zum Ausbau der Festung ausarbeiten,¹⁰ 1731 stirbt der Landesherr Lüttichs und Kommandant der Festung, Feldmarschall Öttingen. Lüttich ist noch im gleichen Jahre in Sachen seines verstorbenen Herrn längere Zeit in Wien. Die neue gräfliche Regierung — die fürstliche Linie war mit Albrecht Ernst ausgestorben — verfügte die Einziehung der Landhauptmannsstelle und Lüttich ist entrüsted, daß er während seiner Abwesenheit als einziger aller Beamten entlassen wird. Noch bis zum Jahre 1749 ziehen sich die Auseinandersetzungen um seine Restforderungen hin.¹¹

So schmerzlich ihm diese Entlassung sein mochte, sie war doch keine Katastrophe mehr; Lüttich wurde noch 1732 als Ingenieurhauptmann zu Philippsburg in kaiserliche Dienste übernommen. Er wird seit jenen Jahren in nichtamtlichen Schriftstücken durchweg „von“ Lüttich genannt. Es hat sich aber für eine Nobilitierung zunächst kein Nachweis finden lassen, und daß eine solche erfolgt sei, war unwahrscheinlich, da die amtlichen Schreiben sich des Prädikats lange Zeit nicht bedienen. Die Nobilitierung ist tatsächlich erst anfangs der vierziger Jahre erfolgt, und zwar durch Kaiser Karl VII. Albrecht aus dem Hause Wittelsbach.¹²

Als die Franzosen 1734 bei der Belagerung Philippsburgs eine Bresche in die Befestigung schlugen, gelang es Lüttich durch einen klugen Einfall und Tapferkeit, das Eindringen des Feindes zu verhindern. Feldmarschall-Leutnant Wutgenau berichtete als Kommandant der Festung dem Regensburger Reichstag über Lüttich, daß er ihn nur empfehlen könne, „und da dieser während der Belagerung aufs wenigste noch 10 Ingenieure nötig gehabt, dennoch alles allein hat versehen müssen, so hätte er wohl eine gute Consolation verdient“.¹³ Lüttich wurde daraufhin zum Major befördert.

Seit Kriegsbeginn war Balthasar Neumann wiederholt auf dringende Bitten des Kurfürsten Franz Georg Schönborn am Rhein, um die kurtrierischen Befestigungen zu überholen und auszubauen. 1734 sind während des Winters auch Wutgenau und Lüttich in Ehrenbreitstein; sie haben noch Verbesserungen an Einzelheiten der Neumannschen Pläne anzugeben und es wird seitens der Regierung entschieden, daß Wutgenaus und Lüttichs Angaben zu befolgen seien.¹⁴ Wutgenau, der offensichtlich von Lüttichs Fähig-

¹⁰ Welsch war seit seiner Wiener Reise 1714 Oberingenieur und Oberinspektor über die Festungen Philippsburg, Breisach und Kehl, vgl. Karl Lohmeyer: Schönbornschlösser, Heidelberg 1927, S. 15.

¹¹ Entlassung 9. 7. 1731. FÖA. Wallerstein, II. IV. 4. und II. 3. 64.

¹² Nachforschungen im ehemaligen Adelsarchiv im Staatsministerium des Innern in Wien blieben deshalb ergebnislos, ebenso Erhebungen in PrStA. Hannover. Die Nachforschung im Hauptstaatsarchiv München besorgte H. Eckert für mich; Signatur und Aktenauszug sind leider verbrannt und im Augenblick noch nicht wieder zu beschaffen.

¹³ Vgl. Nopp: Geschichte der Stadt und Reichsfestung Philippsburg, 1881, S. 352 ff.

¹⁴ PrStA. Koblenz, Abt. I. C Nr. 9954. Anfrage des Hauptmanns von Lettig an Kurfürst Franz Georg und Bescheid vom gleichen Tage.



Abb. 5. Maximilian von Welsch, Marstall in Pommersfelden.

keiten überzeugt war, wußte es einzurichten, daß Lüttich 1734 in kurmainzische Dienste gerufen wurde, um an der weitläufigen Stadtbefestigung dort mitzuarbeiten.¹⁵ Bei dieser Gelegenheit kam er wieder mit General von Welsch, den er vor mehr als zwanzig Jahren in Schrattenhofen näher kennengelernt hatte, zusammen. Auch der Chef des preußischen Ingenieurkorps, Oberst von Walrave, weilte 1734/35 in Mainz bei Welschs Fortifikationsbauten. Lüttich arbeitete dort also im Kreise der führenden Festungsbaumeister jener Zeit und erhielt eine Schulung, die ihn befähigte, 8 Jahre später selbst ein Ingenieurkorps als Chef zu übernehmen. Im folgenden Jahre verwendete ihn Feldmarschall Seckendorff bei militärischen Operationen an der Mosel, in der Aachener Gegend¹⁶ und 1737/38 bei einem Kriege gegen die Türken in Ungarn. Bei der Belagerung Belgrads tat er sich besonders hervor.

Zwischendurch war er 1737 in dem in deutsche Hände zurückgefallenen Philippsburg mit dem Ausbau der Festung beschäftigt. 1741 wurde er als Oberstleutnant Vizekommandant der Festung Philippsburg und galt als besonders beliebt bei der Bevölkerung. Als Seckendorff 1742 das Kommando im von Österreich besetzten Bayern übernahm, holte er Lüttich zu sich, der bald zum Oberst aufrückte; er befestigte und verteidigte Burghausen, deckte dann sehr geschickt den befohlenen Rückzug und befehligte die Garnison Landshut.¹⁷ Seit es ihm klar wurde, daß Feldmarschall Graf Seckendorff von Österreich abschwenken wollte, nahm Lüttich indes im Gegensatz dazu nähere Beziehungen zu den hannoverschen Offizieren der pragmatischen Armee auf, die 1743 die Franzosen bei Dettingen am Main geschlagen hatte.

In Hannover war anfangs der vierziger Jahre der Chef des seit 1732 von der Artillerie separierten Ingenieurkorps, Oberst von Wallmoden, gestorben. Der hannoversche General Pauli, der bei der Armee steht, schlägt dem Chef der deutschen Kanzlei beim König Georg II. in London als Nachfolger den Oberst Lüttich vor „als einen Mann, der sein Handwerk wohl verstande und den er Gelegenheit gehabt, genau kennen zu lernen“.¹⁸ Im Juni lernt der hannoversche Vizepräsident von Gemmingen Lüttich auf der Reise nach Philippsburg in Heilbronn, dem Vorort des schwäbischen Kreises, kennen und hat dort eine längere Unterredung mit ihm. Lüttich erwähnt dabei, daß er im letzten Krieg gegen

¹⁵ PrStA. Hannover, H. 47. II. 34. Bericht der Kriegskanzlei an König Georg 26. 7. 1743. Dorthier auch die nächsten Angaben.

¹⁶ Brief Balth. Neumanns an Fürstbischof Friedrich Karl Schönborn, 26. 12. 1735, gedruckt bei Lohmeyer: Die Briefe B. Neumanns an F. K. von Schönborn, Saarbrücken 1921.

¹⁷ PrStA. Hannover H. 47. II. 34. Brief Lüttichs an Hauptmann Isenbart. Feldlager Rain am Lech 20. 6. 1743.

¹⁸ Ebenda. „Actum Hanau“ 15. 7. 1743. Bericht. Dorthier auch die folgenden Angaben.

Frankreich wertvolle Kartierungen vorgenommen habe, die sich gut auswerten lassen würden. König Georg hat sich für die Berichte interessiert und ist mit der Verpflichtung Lüttichs zum Korpschef einverstanden, der sich aber selbst bewerben solle, damit es nicht aussehe, als habe man sich um ihn bemüht. Seckendorff sieht seinen tüchtigen Mitarbeiter nur ungern ziehen und sichert ihm Beförderungen und Fürsorge zu; Lüttich aber hat sich entschlossen, den heimlichen Frontwechsel Seckendorffs nicht mitzumachen, und leistet am 2. September 1743 zu Worms im Hauptquartier den Eid als hannoverscher Oberst und wird sofort Chef des Ingenieurkorps.

Lüttich unterstehen nun alle militärischen Bauten des Kurstaates Hannover, Festungen, Kasernen, Brücken, aber auch Schlösser und Kirchen an mehreren Orten, sowie Straßen- und Stadtplanungen. Über das einzelne dieser Tätigkeit in Celle, Göttingen, Hameln, Hannover, Harburg, Lüneburg, Nienburg, Stade und anderen Orten ließ sich noch nichts Genaues ermitteln. Jedenfalls erschloß sich ihm ein reiches Feld für allerlei Tätigkeiten, die ihn allerdings der Zivilarchitektur immer mehr entfremdeten.

Im Jahre 1754¹⁹ wurde Lüttich Generalmajor. In diesen Jahren, die ihn offenbar auch noch weit im Reiche herumführten,²⁰ erhielt er vom Reichstag endlich eine Entschädigung bewilligt für Auslagen, die er aus privaten Mitteln vorgeschossen hatte, als er mehrere, im Jahre 1736 von den Franzosen entführte Geschütze aus Straßburg nach Philippsburg zurückführen konnte.²¹ 1758 nahm General Johann Christian von Lüttich seinen Abschied. Das Todesdatum ist noch unbekannt.

Wenn Lüttichs Lebensgang mit mehreren Einzelheiten berichtet wurde, dann geschah das einmal, weil sich in seinem inneren und äußeren Werdegang das Schicksal des Ingenieur-Architekten geradezu beispielhaft abrollt; es ist nicht uninteressant, zu bemerken, wie sich bis an die Nähe der Jahreszahlen heran oft die engsten Parallelen etwa zum Leben Neumanns oder Schlauns ziehen lassen, mit denen er auch die Herkunft von der Artillerie gemeinsam hat (Feuerwerkerei haben sie auch alle später noch immer wieder betrieben).

Lüttich hatte eine zeitige schulmäßige Ausbildung für seinen Beruf genossen, die ihm im späteren Leben vieles erleichterte. Die wenige Gelegenheit, die ihm zum Planen und Errichten von zivilen Bauten gegeben war, hat allerdings nur wenig von seiner künstlerischen Phantasie Wirklichkeit werden lassen, und was er bauen konnte, ist heute teilweise zerstört oder vom Verfall bedroht. Dem Hause Hohenlohe bleibt das Verdienst, ihm künstlerisches Schaffen in größerem Rahmen ermöglicht zu haben. Immerhin sagen die wenigen erhaltenen Werke so viel aus, daß man ihn hinfort bekannteren Meistern seiner Zeit getrost an die Seite stellen kann.²²

Zum anderen mag es sein, daß gerade durch das Bekanntwerden seiner Lebensumstände sich an diesem oder jenem Ort noch das eine oder andere Werk seiner Hand wird zuordnen lassen.²³ Es gehört ja auch noch jetzt zu den Aufgaben der Barockforschung, neben den großen Sternen am Himmel der damaligen Bauwelt die führenden Köpfe jener anderen Schicht wieder ans Licht zu führen, deren Tüchtigkeit schließlich die bedeutende künstlerische Höhe eines Durchschnittes durch das Gesamtchaffen der Zeit auch mitverdankt wird.

*

Im Jahre 1702 hatte Graf Karl Ludwig von Hohenlohe aus der Neuensteinischen Hauptlinie die Regierung der Anteile Neuenstein, Öhringen und Weikersheim übernommen und im Jahre 1708, nach einer Teilung mit seinem Bruder, Weikersheim als seine Residenz bestimmt. Der 1674 geborene Graf hatte zwei Jahre auf der Ritterakademie in Wolfenbüttel verbracht, hatte sich ein Jahr lang in Italien aufgehalten,

¹⁹ F. Wissel, Geschichte der ... braunschweig-lüneburg. Truppen; Celle 1786.

²⁰ 1749 ist er z. B. im Fränkischen; Brief an die öttingische Kammer aus Külheim in FOA. Wallerstein III. 3. 64.

²¹ Nopp, s. Anm. 13.

²² Blind: Ein Grafenhof vor 200 Jahren, Mergentheim Thomm, o. J. stieß bei Durchsicht einiger Weikersheimer Rechnungen auf den Namen „Littig“, ohne den Zusammenhang zu erkennen. Heuß hat im „Schwäbischen Bund“, 1920 III. S. 144, diesen Namen mit der Orangerie in Weikersheim zusammengebracht; aus seiner Vermutung vom frühen Tod resultiert die Lokalversion vom unbekanntem frühverstorbenen Baumeister. Nach Heuß l. c. zitiert auch Thieme-Beckers Künstler-Lexikon. In seinem „Hohenloher Barock und Zopf“, Öhringen 1937, der erschien, als die archivalischen Arbeiten für diese Arbeit bereits abgeschlossen waren, nennt Heuß „Mons. Littich“ ohne weitere Erörterung nach dem Bauakkord (s. unten). Schlegel nennt a. a. O. einen Lüttich beim Bau des Schratzenhofener Belvederes als Nachfolger Beringers. A. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser, 1939, S. 47, schreibt über die Weikersheimer Orangerie: „Der Meister des Baues ist ein sonst unbekannter Architekt Littich aus Öttingen.“ So geistert der Name als solcher bereits seit längerem durch die Literatur, ohne daß eine Identifizierung der verschiedenen Nennungen und der dahinter stehenden Persönlichkeit erfolgt wäre.



Abb. 6. Balthasar Neumann, Orangerie in Seehof bei Bamberg.

einige Zeit in den Niederlanden und zwei Jahre in Paris gelebt. Im spanischen Erbfolgekrieg verlieh ihm Fürstbischof Johann Philipp II. von Würzburg eine Kapitänstelle im fränkischen Regiment Aufseß und Karl Ludwig zeichnete sich unter anderem durch Eroberung einer Standarte aus. 1707 reiste er noch einmal nach Norddeutschland, besuchte Karl XII. von Schweden in Altranstädt, König August in Dresden und Friedrich Wilhelm I. in Berlin, lernte Hamburg, Hannover, Braunschweig und Frankfurt kennen.

Es ist nur verständlich, wenn Karl Ludwig nun, da er an der Tauber seine Residenz aufschlug, das schon vor mehr als hundert Jahren gebaute und vor einigen Jahrzehnten erweiterte Schloß mit einer teilweise erneuerten Einrichtung den Erfordernissen seiner Hofhaltung entsprechend umbauen und ausstatten ließ, und noch nabeliegender erscheint es, daß er sogleich daranging, einen Schloßpark anzulegen, denn viele prächtige Anlagen solcher Art hatte er auf seinen Reisen kennengelernt. Es ist bezeichnend, daß, als man die Lambrie des großen Weikersheimer Renaissancesaales um 1712 neu bemalte, der Maler Christian Thalwitzer von Crailsheim die einzelnen Felder der Tafelung mit etlichen Dutzend Ansichten von Barockgärten nach französischen und deutschen Stichen schmückte. Dabei wurde auch das Aussehen des 1709 begonnenen Weikersheimer Parks festgehalten. Da über seine Geschichte noch keine Untersuchungen vorliegen, sei sie hier in ganz kurzen Umrissen entzogen; die Bedeutung der Orangerie als Abschluß und Krönung der Parkanlage rechtfertigt diesen Angriff als sachliche Ergänzung (Abb. 13).

Für die Umbauarbeiten im Schloß hatte Karl Ludwig sich den Stadtwerkmeister der Reichsstadt Eblingen am Neckar, Jacob Börel, verschrieben, der in diesem Jahre auch bei den Schloßbauten anderer hohenlohescher Grafen in Neuenstein und Ingelfingen²³ tätig war. Es liegt indes gar kein begründeter Anlaß zu der Vermutung vor, daß er mit der Planung des Gartens beschäftigt worden sei; er verschwindet bereits wieder aus dem Hohenloheschen, als die Gartenarbeiten in Angriff genommen werden. Diese hatten damit begonnen, daß man im Frühjahr 1709 den Wall rings um das Schloß unter Aufsicht des Hofarztes Dr. Schneider anplanierte.

Die Herkunft der Gartenplanung weist in ganz andere Richtung und erklärt sich aus verwandtschaftlichen Beziehungen. Karl Ludwig hatte sich dieserhalb an seinen Vetter Albrecht Wolfgang in Langenburg gewendet, der seit 1686 mit der Gräfin Sophie Amalie von Nassau-Saarbrücken verheiratet war.⁴ Dort in Saarbrücken wurde in den Jahren vor 1710 durch die Gräfin Eleonora Clara, die wiederum eine geborene Hohenlohe war, und durch ihren Sohn Ludwig Crato das Schloß ausgebaut und ein ansehnlicher Hofgarten angelegt, sowie durch J. C. Motte das Schloß auf dem Halberg erbaut. Von diesen Vorhaben wird Karl Ludwig Kenntnis bekommen haben und das veranlaßte ihn, sich wegen seines geplanten Gartens über Langenburg nach Saarbrücken zu wenden. Die schließliche Verrechnung der Hofkammerkasse läßt an der beschriebenen Tatsache gar keinen Zweifel; denn am 4. Januar 1710 verrednet man in Weikersheim „wegen eines von Saarbrück anhero gekommenen garten risses, nach Langenburg, allwo es dorthin übermacht wird“,

²³ Korresp. u. Rechnungen in den FHA. Weikersheim und Öhringen.

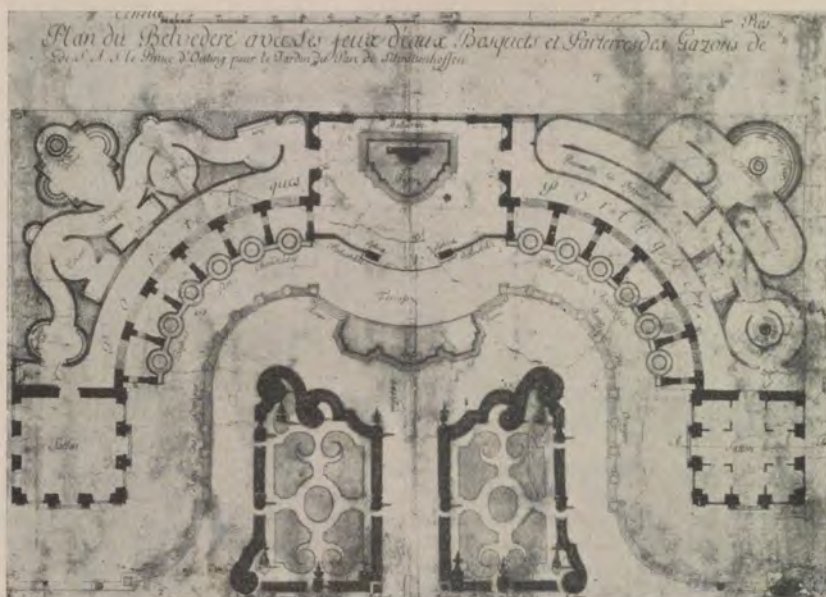


Abb. 7. Maximilian von Welsch, Belvedere im Tiergarten zu Schratthofen im Ries, Grundriß. Sammlung Mähingen.

30 Gulden.²⁴ Der Gartenplan war direkt aus Saarbrücken nach Weikersheim gekommen, und zwar schon anderthalb Jahre zuvor, im Laufe des Sommers 1708.

Es läßt sich mit Sicherheit sagen, wer damals in Saarbrücken für die Fertigung eines solchen Entwurfes in Frage kam. Den Saarbrückener Garten schuf im Auftrage der Gräfin Eleonora Clara ein „welscher Gärtner“, Daniel Matthieu, offenbar ein Hugenotte.²⁵ Sein Werk ist nicht mehr erhalten — mit dem Neubau des Schlosses durch Stengel entstand auch ein neuer größerer Hofgarten —, indes hat der spätere Hofgärtner Friedrich Koellner den alten Bestand aufgenommen, und es ergibt sich aus seinem Plan, daß die Gesamtdisposition des Saarbrückener Gartens gänzlich jener des Weikersheimer Parkes entspricht.

In Weikersheim war der Hofgärtner Pich für die weitere Ausführung des Saarbrückner Planes maßgeblich. Zunächst beanspruchten die notwendigen Erdbewegungsarbeiten beträchtliche Mittel und Arbeitskräfte, dann folgte die Anpflanzung und gleichzeitig die architektonisch-bildhauerische Gestaltung.²⁶ Aus Nürnberg werden Zwiebeln gekauft, über Partenkirchen läßt man aus Italien 112 Pomeranzen- und Zitronenbäume kommen; auch aus Bamberg, aus dem damals berühmten bischöflichen Geierswörthgarten an der Regnitz kamen Pomeranzen, die in Ochsenfurt vom Schiff auf den Wagen geladen wurden, auch aus Mainz werden solche geholt. Im April 1710 begibt sich der Hofgärtner selbst in die Schönbornschen Gärten nach Bamberg und Gaibach, um die 170 Maronienbäume abzuholen, die zur Einfassung der den Garten seitlich flankierenden Alleen benötigt wurden und die heute noch dort stehen; bei einer Schwester Karl Ludwigs in Castell wird Buchsbaum gekauft und 1711 bezieht man durch Agenten in Frankfurt aus den Niederlanden über Vermittlung in Köln 18 Zitronen- und Orangenbäume, einen großen Oleander, eine Dattelpalme, ein „Coffeebäumlein“, drei große Myrthen und 15 Lorbeerbäume. Diese Anschaffungen für den Garten lassen sich durch Jahre hindurch verfolgen; man holt „indianische Gewächse“ aus Würzburg, kauft von einem Italiener plöglich für 2400 Gulden Orangenbäume (der aber für 600 Gulden heimischen Brantwein in Zahlung nehmen muß) und bezieht von einem anderen Italiener aus dessen Leipziger Niederlage 25 Orangenbäume von je 2 m Höhe „allein am Stamm, schön gerade ohne Mangel“; man kauft auch Jasminsträucher dorthier. Das alles zeigt, wie dringend bald die

²⁴ FHA. Weikersheim, Kammer-Kassarechnungen 1709/10.

²⁵ Vgl. Karl Lohmeyer, Südwestdeutsche Barockgärten. Saarbrücken 1937, S. 46.

²⁶ FHA. Weikersheim. Kammer-Kassarechnungen 1708 ff.



Abb. 8. Maximilian von Welsch, Belvedere in Schrottenhofen, Aufriß.

Frage nach ausreichender Winterunterkunft für die subtropischen Gewächse werden mußte, die man mit großen Kosten laufend ankauft.

Im Jahre 1710 wurde die Brücke über den Schloßgraben angelegt, die Galerie mit etwa 350 Balustern veraccorziert, auf der dann die seltsamen kleinen Karikaturen der Hofgesellschaft aufgestellt wurden, welche die Gebrüder Sommer in Sandstein gehauen hatten; die Pilaren für das Tor wurden gehauen und aus Rothenburg kam 1714 das große noch vorhandene Eisentor. 1712 wurde die Fontäne in der Mitte des Gartens angelegt und 1714 gegen Ende des Gartens eine große „Vertiefung“ ausgehoben, in deren Mitte man ein Bassin von etwa $6\frac{1}{2} : 4\frac{1}{2}$ m anlegte, worin dann ein „Bergwerk“, eine Aufschüttung von Tuffstein wie in der mittleren Fontäne, wo sie noch erhalten ist, gemacht wird. Um das vertiefte Bassin herum wurden Rabatten angelegt, „allwo die Citronen und Pomeranzenbäum gestellt werden sollen“; — das alles zeigt die Ansicht des Parks im Schloßsaal von 1712 schon vollendet, das heißt, daß alle diese eben genannten, teilweise erst nach 1712 ausgeführten Arbeiten auf den Saarbrückener Gartenplan zurückgehen. Die Ausschmückung des großen Gartenparterres mit Plastiken besorgten in den nämlichen Jahren die beiden Gebrüder Sommer aus Künzelsau. Das ikonographische Programm: die vier Elemente, die vier Winde, Planeten und andere Gegenstücke, geht vielleicht auf den Hofarzt Dr. Schneider zurück, der sich bereits früher um den Garten angenommen hatte; jedenfalls ist als Urheber ein humanistisch geschulter oder doch interessierter Gelehrter anzunehmen, wie ja auch sonst immer diese Sinndeutung des figürlichen Schmucks an Deckengemälden, Ehrenportalen, Kanzeln von Gelehrten besorgt wurde. Auch die Karikierung der Weikersheimer Hofbeamten durch die Bildhauer mag von Dr. Schneider ausgedacht worden sein.

Das Orangeriegebäude ist auf Thalwigers Gartenprospekt 1712 noch nicht zu sehen, es war damals auch noch nicht geplant. 1713 heiratete Karl Ludwig nach dem Ableben seiner ersten Gemahlin die Tochter Elisabeth Friederike Sophie des Fürsten Albrecht Ernst II. zu Öttingen-Öttingen. Durch die neue Herrin Weikersheims mag die Anregung gekommen sein, dem Park zum Taubergrund hin durch ein Bauwerk ähnlich dem Belvedere, das ihr Vater eben in seinem Schrottenhofener Park nach Welschs Plan erbauen ließ, einen wirkungsvollen Abschluß zu geben. Mit der Anregung war die Frage nach dem Baumeister und dem ungefähren Aussehen des zu errichtenden Bauwerks, das Belvedere und Orangerie zugleich werden sollte, schon nahegelegt, man griff auf Schrottenhofen und den Architekten zurück, der dort Welschs Plan verwirklichte.

Durch die neue Schloßeinrichtung und die Anlage des Gartens waren indes der Kammer so viele Aufwendungen entstanden, daß man erst 1719 darangehen konnte, den Bau zu beginnen, der auch wieder größere Mittel erforderlich machte, als sie für einen einfachen Zweckbau nötig gewesen wären. Gewiß war hier, wie in den anderen deutschen Gärten jener Jahrzehnte, ein Bedürfnis nach dem Orangeriehaus vorhanden, um die großen Bestände an Zitruspflanzen und anderen subtropischen Gewächsen überwintern zu können; aber, wie die Gewächse ausgemachte Lieblingspflanzen der Zeit waren, wurden auch deren Häuser ebenso bald Modebauten, Prunkstücke der herrschaftlichen Gärten, die ohne Pomeranzenhäuser nicht mehr vorstellbar waren. Reisende lobten die prächtigen Anlagen, man schickte sich Architekten und Pläne von Hof zu Hof und verfolgte mit Aufmerksamkeit, was dieser oder jener Fürst oder Herr an Pflanzen erwarb und wie er seine Orangerie baute. Es sei nur mit einem Beispiel wieder auf den Kurfürsten Schönborn verwiesen, der noch 1718, obwohl schon in den Sechzigern und leidend, eine Reise nach Österreich plante, um die Orangerie und den Garten seines Neffen in dessen „Königreich“ Göllersdorf zu besichtigen, und der auch vom Bau des Zwingers in Dresden hörte und



Abb. 9. Johann Lukas von Hildebrandt und Maximilian von Welsch, Orangerie des Schlosses Schönborn bei Göllersdorf.

darüber seinem Neffen schrieb: „nachdem auch dem vernehmen nach der könig Augustus ein wunderwerk von einer orangerie und nebengebäuden in Dresden machen lasset, so sticht mich der kitzel mächtig, in dessen einsmahliger abwesenheit ein stutz (= kurze Reise) von Bamberg aus gantz unvernemthet all' incognito dahin zu thuen, indem solches in 8 tagen gantz gemächlich vollbracht werden köndte“.²⁷ Hirschfeld konnte 1780 mit einem gewissen Recht an den Orangerien jener Zeit tadeln, daß man oft die eigentliche Bestimmung der Gebäude ganz außer acht gelassen habe, daß man Orangerien und Eremitagen mit solchem Reichtum angelegt habe, als wenn sie die ersten Gebäude in Residenzstädten wären, und daß man an ihnen Treppenwerke, Säulenordnungen, Statuen und Bildwerke verschwendet habe.²⁸ Es waren dafür eben gerade die Orangerien aus den „Überflüssen des Dascins“ jener Zeit herausgewachsen und erdacht worden; der Zweck war wohl nie, weder in Fulda noch in Weikersheim, noch in Bayreuth oder sonstwo, vernachlässigt worden, aber man war über den Zweck sehr weit hinausgegangen.

Lüttich kam am 4. März 1719 aus Öttingen nach Weikersheim.²⁹ Am gleichen Tage wurde in Weikersheim auch der Akkord mit den Steinhauern und Maurern abgeschlossen, aus dessen Wortlaut einiges angeführt sei.³⁰ Das ganze Werk, der „Bau“ und die „Colonnaden“, sollen nach der Zeichnung „Mons. Littichs“ angelegt werden und die Fassadenteile, Kapitelte, Schäfte, Brüstungen, Baluster, Urnen, Pyramiden und Gesimse sollen nach den vorhandenen Spezialzeichnungen und den „Proportionen“, welche den Meistern anhand gegeben wurden, angefertigt werden. Lüttich machte den Meistern noch etliche Auflagen, die eine solide Ausführung sicherstellen sollten. Es wurde gleich mit den Arbeiten begonnen, die für den Rohbau etwa 4000 Gulden erforderten. 1720 war der Bau schon hochgebracht; die bildhauerische Ausschmückung zog sich noch bis 1723 hin. Neben dem Bildhauer Ritter von Bartenstein fällt der Hauptanteil den beiden Brüdern Sommer, „Bildhauern von Künzelsau“, zu. Lüttich erhielt 1719 einmal 25 Gulden für seine Bemühungen; was er sonst noch bekommen haben mag, wurde, wie sonst solche Douceurs, aus der Privatschatulle, über die Rechnungen nicht vorliegen, bezahlt.

Bereits 1747 begannen die Reparaturen, schwere Schäden machten sich bemerkbar; insbesondere das einhöftige Dach, das pultartig hinter der Brüstung auflag und schräg abfiel, um der Ansicht vom Park her verborgen zu bleiben, schien sich nicht bewährt zu haben. 1768 war wieder eine große Instandsetzung erforderlich. In der Folgezeit blieb der Bau seinem Schicksal überlassen, nachdem er keinen eigentlichen Zweck mehr zu erfüllen hatte, da die Pflanzen bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Hofgarten zu Öhringen verbracht wurden.

Lüttichs Weikersheimer Orangeriebau (Abb. 1) ist aus dem Ideenkreis Maximilian von Welschs herausgewachsen, von dem Kurfürst Schönborn meinte, „daß dieser mann ein-

²⁷ Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken Bd. II, dessen Herausgabe der Verfasser im Auftrag der Gesellschaft für fränkische Geschichte vorbereitet.

²⁸ Vgl. O. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser, Deutscher Kunstverlag, Berlin 1939, S. 65.

²⁹ FHA. Weikersheim, Kammer-Kassarechnungen 1719.

³⁰ FHA. Weikersheim A. X. 2. 28.



Abb. 10. Orangerie des Schlosses Schönborn, Teilansicht.

mahl in der gleichen Dinge vortreffliche Gedanken³¹ habe. Es ist ein großer Verlust für die Kenntnis seines Werkes, dem große Zivilaufträge nicht in dem Maße angehören, wie sie anderen Meistern oft zuteil wurden, daß von seinen zahlreichen Gartenbauten wenig mehr erhalten ist und die von ihm angelegten Gärten sämtlich umgestaltet oder verschwunden sind. Die Orangerie in Biebrich wurde schon im 18. Jahrhundert für Stengels Schloßerweiterung geopfert, das Schrattenhofener Belvedere, nur halb vollendet, wurde 1737 abgebrochen und die Mainzer Favorite wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert von den Franzosen zerstört — nur der Bau in Fulda steht noch und die in diesem Kreis auch zu nennenden Stallungen in Pommersfelden.

Die Weikersheimer Orangerie, die Lüttich als durchdachten Zweckbau zur Unterbringung der zahllosen Pomeranzen- und Zitronenbäume entwarf, die im Sommer den Garten schmückten, ist gleichzeitig ein Dekorationsbau der Gartenanlage, Gegenstück der Schloßfront, ist Abgrenzung gegen die freie, nicht architektonisierte Landschaft und damit noch ein Rest älterer Gartenideen, denn der Park ist dabei zwischen Schloß, Maronienallee und Orangerie eingeschlossen — nur die Hauptachse des Gartens durchbricht diese Begrenzung durch Teilung der Orangerie. In Schrattenhofen war die Absicht gewesen, einen dekorativen Gartenabschluß zu errichten und gleichzeitig ein paar kleine Säle für sommerlichen Aufenthalt zu gewinnen, in Fulda wurde ein Orangerieschloß gebaut, das Überwinterung der Pflanzen ermöglichte, das aber gegenüber der Schloßterrasse den Garten wirkungsvoll begrenzte und Räumlichkeiten für große Feste barg. In Pommersfelden war die Aufgabe eines anscheinlichen Hofabschlusses zu verbinden mit der Unterbringung der Stallungen — der Kurfürst meinte nach der Vollendung selbst, daß der Bau mehr einer Orangerie denn einem Stall ähnlich sehe.³² Die mannigfaltigen Zweckverbindungen solcher dekorativen Nutzbauten haben Welschs Phantasie zu immer neuen Lösungen veranlaßt.

Am Anfang der Reihe fränkischer Pomeranzenhäuser stand jenes im Park des Kurfürsten Schönborn zu Gaibach, das Leonhard Dienzenhofer entworfen hatte. Es bestand aus einem Mittelsaal, an den sich beiderseits im Viertelkreis vorgezogene galerieartige Räume anschlossen, so daß der Grundriß der Gesamtanlage etwa halbkreisförmig war (Abb. 4). Die Bestimmung des Gebäudes geht aus der Beischrift hervor, die Person 1697 in seinem Gaibacher Stichwerk dem Blatt der Orangerie beisezte: „Aula, porticu expansa, hyeme conservandorum, aestate recreationum commoditati satisfaciens“.³³ Als wirkungsvoller Abschluß des Parkes war sie an dessen Ende gelegt worden, bot winterliche Unterkunft für die Pflanzen und sommerliche Erholung für die Menschen — das waren die drei Aufgaben des Gebäudes, das hier, wie auch anderen Orts, wo der Raum sonst fehlte, die Bestimmung der Galerien, „Spaziersäle“ nennt sie L. Chr. Sturm, mitversah, wie auch Person auf dem Kupferstich den Bau in „Sallon“ und „Gallerien“ unterteilt und mit „Orangerie“ den Platz vor dem Gebäude bezeichnet. Der Ausdruck Orangerie für das

³¹ Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken, Bd. I, Nr. 362.

³² Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken, Bd. I, Nr. 354.

³³ Nic. Person, Hortus et Castrum Gaibach, Mainz o. J.



Abb. 11. Orangerie in Weikersheim, Aufriß. Kupferstich von J. P. Schilling, 1745.

Gebäude ist um die Jahrhundertwende noch durchaus nicht so geläufig wie in späteren Jahrzehnten; Gartenhaus, Gewächshaus, Pomeranzenhaus, Glashaus sind ebenso häufig, wenn nicht gar öfter verwendete Wörter dafür. Person und Kleiner nennen den Freiplatz in Gaibach die Orangerie, das Gebäude in Gaibach nennt Kleiner den „Saal mit den beiderseitigen Winterungen“.³⁴

Die Gaibacher Orangerie ist ein ausschließliches Werk Dienzenhofers und bildet den Ausgangspunkt für Welschs Gartengebäude. Ihr steht eine für Seehof geplante Orangerie nahe, die, gewiß auf Entwürfe Welschs zurückgehend, bei Kleiner zu finden ist. In der seitlichen Achse des Schlosses liegend, rundet sie sich in der Mitte bei geraden Flügeln aus und ähnelt dabei äußerlich Goedellers Erlanger Orangerie.

Dem Gaibacher Bau am nächsten stand die Orangerie im nassauischen Park Biebrich bei Wiesbaden, die Welsch 1712 bis 1714 errichtete.³⁵ Es war ein Bau von halbmondförmigem Grundriß, wie ihn Stengel, der das Werk seines Vorgängers hier später einreißen mußte, für die Neunkirchener Jägersburg noch einmal wieder errichtete: ein einstöckiges Gebäude mit gekrümmten Flügeln und nun allerdings zweigeschossigen Mittelbau. Ihr schließt sich die Pommersfeldener Stallung an, die entwicklungsgeschichtlich in diese Reihe gehört. Die einfache Gaibacher Lösung, die für Dienzenhofer eine bemerkenswerte Leistung darstellt, hat Welsch in Pommersfelden wesentlich bereichert. Auf einen gesondert hervorgehobenen Mittelbau ist verzichtet zugunsten eines großen Portalmotivs (Abb. 5). Zwischen diesem und zwei Pavillons sind beiderseits eine Reihe von Blendarkaden eingespannt, die sich nach Anlauf von drei Bögen, welche in der Flucht hinter den Pavillons zurückgesetzt beginnt, zur Mitte hin im Halbkreis zurückschwingen. Der dreiaxige, durch Freisäulen und Giebel gegliederte Mittelteil wölbt sich dem entgegen wieder vor, wodurch die Fassade im Vor- und Zurückfluten der Baumassen ein für Welsch bezeichnendes reiches Leben gewinnt, wie es am großartigsten einer seiner Entwürfe zur Würzburger Residenz zeigt, der gewissermaßen eine Redaktion der Turiner Carignano-Fassade darstellt.

Die Hauptteile des Pommersfeldener Baues sind die beiden Pavillons und der Mittelteil, zwischen denen die Bogenstellungen mehr verbindenden Charakter haben. Ein Extrem solcher Auffassung, wie sie hier anlingt, ist Frisonis Entwurf zur Ludwigsburger Orangerie,³⁶ bei der zwar die Front gerade verläuft, die Teile zwischen dem Mittelbau — der wieder als Portal gebildet erscheint — und den Pavillons aber nur noch durch freistehende Pfeiler markiert werden, über denen im Winter Dächer zum Schutz der fest eingepflanzten Orangen aufgeschlagen werden mußten.

Wie sehr, insbesondere bei Bauten am Schlusse axial angelegter Gärten, der Mittelteil der Orangerie Gefahr läuft, nachdem die drängende Kraft der Gartenachse ihn eingedrückt oder die ganze Fassade gekurvt hat, auch bis zur einfachen Mauerstärke ausgehöhlt zu werden, das zeigt die heutige Orangerie im Seehof bei Bamberg, eine Anlage Balthasar Neumanns, dem hierbei Göllersdorfer Erinnerungen vorschwebten. Die Seehofer Orangerie ist schon kein durchgehender Einflügelbau mehr, sondern das Mittelstück ist in zwei Abstufungen — einer konvex gewölbten und, nach geradem Zwischenstück, konkav gewölbten Raumwand bis auf die einfache Mauerstärke eingerannt und diese von der Gartenachse in die Landschaft hinaus in Gestalt eines Portals durchbrochen, das durch ein

³⁴ Sal. Kleiner, Vorstellung beyder Schlößer Weißenstein und Gaibach, Augsburg 1728. Über die Gaibacher Orangerie vgl. den Aufsatz des Verfassers in Zeitschrift für Kunstgeschichte, 1940/41, S. 14.

³⁵ Vgl. K. Lohmeyer, Friedrich Joachim Stengel, Düsseldorf 1910, S. 21.

³⁶ Vgl. Tschira, a. a. O. Abb. 31.



Abb. 12. Orangerie in Weikersheim, Grundriß. Kupferstich von J. P. Schillinger, 1745.

— optisch leichteres — Gitterwerk wieder geschlossen wurde (Abb. 6). Da der Mittelteil der Anlage zudem aber noch als *Point de vue* nötig ist, ist der entwertende Mauerdurchbruch durch eine Portalarchitektur mit Giebel, Säulen und Wappenkartusche, wie es Pommersfelden schon herausgebildet hatte, wieder gehoben. Die Orangerie unterliegt hier den nämlichen Gesetzen wie das Belvedere. In Weikersheim schafft der vollzogene gänzliche Durchbruch den freien Ausblick in die Landschaft, die Wiederaufwertung der Durchbruchstelle ist durch die großen Freisäulen und das Reiterbild geschehen. Das Belvedere hatte ja von vornherein auch den Zweck, einen Blick zu eröffnen, und durch seine Gestaltung in Schratthofen ist die Voraussetzung zu einer ähnlichen Lösung in Weikersheim für Lüttich gegeben worden. Auf Kleiners Ansicht von Hildebrandts Belvedere des Palais Starhemberg-Schönburg in Wien,³⁷ dessen Mitte sich mit einer großen Triumphforte im Palladio-Motiv öffnet, heißt es in der Beischrift, daß es „durchsichtig“ sei und daß es „pour découvrir la Campagne“ bestimmt sei.

Wie Neumanns Bau im Seehof, den Ideen Welschs folgend, eine wichtige Stufe in der Reihe der Entwicklung darstellt, so hat doch Welsch selbst folgerichtig diese letzte Konsequenz entwickelt: eben den Mittelbau vollends der Gartenachse zu opfern, ihn nur als gerahmten Freiraum bestehen zu lassen. Er geht auch 1711 bei der Planung des Schratthofener Belvedere von der Grundrißbildung der gekurvten Pomeranzenhäuser aus; da indes Orangerieräume gar nicht erforderlich waren, sondern nur eine dekorative Gartenarchitektur mit ein paar Sälchen gefordert war, werden zwei Pavillons errichtet und mitten zwischen ihnen eine zurückliegende bassingeschmückte Estrade, und dazwischen beiderseits im Viertelkreis gestellte Arkaden, die, ohne dahinterliegenden Raum, nur Schaustücke sind (Abb. 7 und 8). Die Pavillons sind dreiaxig mit Pilastern gegliedert und von einer Attika bekrönt und lassen erkennen, daß die Weikersheimer Seitenbauten auf dieses Vorbild zurückgreifen. Die anschließenden, um die Tiefe der Pavillons zurückgesetzten sechs Bögen mit ihren auf Kämpfern aufsitzenden Archivolten und der vasenbesetzten Balustrade bilden auf dem Grundriß Welschs den Hintergrund für beiderseits sechs kleine runde Becken mit Wasserkünsten. Das Motiv der Arkaden mit den zwischengestellten Wasserschalen mag eine Erinnerung an Mansarts Versailler Kolonnaden sein. Ein ganz ungewöhnliches Motiv sind die den Pfeilern vorgelagerten Pilaster, die in Höhe der aufsitzenden Archivolten oder schon unmittelbar unter dem Hauptgesims nach vorn umbiegen und auf Postamente, welche den Pfeilern vorgestellt sind, zuschwingen; die so entstehenden Scheidewände sind von Durchgängen durchbrochen. Das hat auch Lüttich stark beeindruckt, wengleich er die Form der Erscheinung mildert, indem er in Weikersheim das Motiv der Verschleifung über dem Gebälk in kleinerem Maßstab wiederholt, dafür aber an Stelle der Postamente, auf denen Welsch lebensgroße Figuren aufstellen wollte, Freisäulen vor die Pfeiler stellt und so die einmalig-seltene Schöpfung Welschs in eine zeitlos monumentale Gestalt hinaufentwickelt.

Zu der ungedeckten Halle des Belvedere im öttingischen Tiergarten Schratthofen stieg man über sphinxgeschmückte Stufen empor; aus seitlichen Toren gelangte man in die Boskettis hinter den Arkaden, und die Rückwand öffnete sich mit einer Balustrade hinter einem großen Bassin in die freie Landschaft. Vor dem Belvedere, um einige Stufen gegenüber dem Garten erhöht, war ein „Rang des Orangers“ vorgesehen; hier konnten die Orangen in Kübeln und Vasen inmitten des geschützten Halbrunds gedeihen, und so entstand vor dem Belvedere doch ein Orangerieplatz, wie er sich schon in Gaibach in ähnlicher Form fand. In Weikersheim war an eine Aufschüttung zum Gartenende hin, das ja langsam abfiel, nicht zu denken, um so mehr war man darauf bedacht, durch die vor der Orangerie angelegte „Vertiefung“ das Parkgelände zu beleben.

Das Schratthofener Belvedere ist der Ausgangspunkt für Lüttichs Weikersheimer Entwurf gewesen, und es ist bedauerlich, daß jenes nicht mehr auf unsere Zeit gekommen

³⁷ Vgl. Abb. bei B. Grimschitz, Johann Lukas von Hildebrandt, Wien 1929, Abb. 37.



Abb. 13. Schloß und Park Weikersheim aus der Vogelschau.

ist; vor dem gebauten Werk, einer der geistreichsten Schöpfungen des rheinisch-fränkischen Barocks, wären zweifellos noch manche Erkenntnisse möglich gewesen, die sich dem Vergleich der Pläne entziehen.

Es sind wieder verwandtschaftliche Beziehungen, die das Erscheinen Welschs im öttingischen Land erklären. Er war seit 1705 zu wiederholten Malen für den Fürsten Georg August von Nassau-Idstein in Idstein und Biebrich tätig gewesen³⁸ und die Fürstin Henriette von Nassau war eine Tochter des Fürsten Albrecht Ernst II. zu Öttingen.⁴ Man hat sich also vorzustellen, daß die Fürstin von Nassau 1711 ihren Architekten, den sie ja selbst wieder von Kurmainz „ausgeliehen“ hatte, ihrem Vater für dessen Schratthofener Bauwesen empfahl. Als Welsch dann zurückkehrte, mußte er auch für den Nassauischen Park in Biebrich 1713 bis 1715 eine Orangerie bauen. Diese Beziehung zwischen Rhein und Ries brachte es mit sich, daß eine der schönsten Blüten des rheinisch-fränkischen Barocks sich einmal im Schwäbischen eröffnete. Es gab auch sonst Berührungspunkte, schon dadurch, daß der Fürst Öttingen in seinen militärischen Funktionen am Rhein zu tun hatte, und es ist auch bezeichnend, daß 1719 bei der Grundsteinlegung des von Graf Kraft Wilhelm von Öttingen-Baldern auf Schloß Hochhaus im Schwäbischen unternommenen Neubaus der mainzische Hofbaumeister Pater Loyson anwesend war,³⁹ der erfahrene Bauleiter Schönborns in Pommersfelden, der unmittelbar darauf auch die Bauleitung der Würzburger Residenz übernehmen sollte. Ohne Frage hatte man sich auf Hochhaus seines Rates bedient.

Daß Welsch längere Zeit in Schratthofen anwesend war, ist nicht zu belegen und es ist auch unwahrscheinlich. Die Ausführung seines Planes, zu dem sich der signierte Grundriß⁴⁰ (Abb. 7) und ein späterer Aufriß (Abb. 8) erhalten haben, fiel nach Beringers Ausscheiden 1712 Lüttich zu, der damals Ingenieurleutnant war und auf Grund seiner Ausbildung sicherlich leichtes Arbeiten mit Welsch hatte. Es mußte für ihn erwünschte Gelegenheit sein, nach den Lehrjahren im Braunschweigischen und der Bekanntschaft mit Beringer nun Welsch kennenzulernen, der damals schon ein gutes Stück auf der Leiter seines Ruhmes erklimmen hatte. Als er 25 Jahre später in Mainz mit Welsch, der General geworden war und mit dem Chef des preußischen Ingenieurkorps, Oberst von Walrave, am Ausbau der Mainzer Befestigung mitarbeitete — Welsch und Walrave waren die unbestrittenen Meister des deutschen Festungsbaues jener Zeit —, da mochte ihm die neue Begegnung mit seinem greisen Meister noch manche Erfahrung vermittelt haben, die ihm zustatten kam, als er dann acht Jahre später selbst Chef eines Ingenieurkorps wurde.

³⁸ Lohmeyer, Schönbronnenschlösser, S. 33.

³⁹ Kunstdenkmäler Bayerns, Schwaben, Bd. I. Ldkr. Nördlingen, S. 205.

⁴⁰ F. Ö. Bibliothek Mähingen.



Abb. 14. Orangerie in Weikersheim, westlicher Flügel mit Pavillon.

Welsch hatte 1714 Gelegenheit, seine Gedanken über die Gestaltung von Gartenbauten im Anschluß an das Belvedere für den Fürsten Öttingen selbst noch einmal weiter zu formen und wieder zu verwirklichen. Er näherte sich damit sehr stark der Lösung, die Lüttich — ohne dieses neue Werk kennengelernt zu haben — 1719 in Weikersheim durchführte. Welsch kommt 1714 anlässlich seines Wiener Aufenthalts, bei dem er dem Kaiser einen Plan der Stadt und Festung Mainz überreicht und ihm die Nobilitierung zuteil wird, nach Göllersdorf auf den Landsitz des Reichsvizekanzlers Graf Schönborn; hier wird er in Gemeinschaft mit Hildebrandt zu den Planungen der Orangerie beigezogen und kann sie maßgeblich beeinflussen⁴¹ (Abb. 9 und 10).

Die Absicht Welschs, die Orangerie mehr in der Mitte des Garten aufzustellen, nimmt Schönborn nicht an, da ihm der Bau sonst, wie er schreibt, die Aussicht genommen hätte. Durch die zweimal zwei Pavillons entstehen windgeschützte Höfe auf beiden Seiten, in deren Mitte der Aufstellungsplatz für die Orangenbäume in Kreisform angelegt wurde.

⁴¹ Vgl. dazu: Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken, Bd. I u. II; B. Grimschitz, J. L. von Hildebrandts künstlerische Entwicklung bis zum Jahre 1725, Wien 1922, und den Aufsatz des Verfassers in Zeitschrift für Kunstgeschichte, 1940/41.



Abb. 15. Orangerie in Weikersheim, westliche Kolonnade.

Welschs Anteil an der Göllersdorfer Orangerie, wie sie heute steht, ist dahingehend festzulegen, daß die Gesamtdisposition der Anlage sein Werk ist, besonders eben die Grundrißgestaltung, während Hildebrandt die Gestaltung des Aufrisses im Detail verblieb.

Besonders bezeichnend für Welsch ist die Anordnung der beiderseitigen Pavillons, die, wenn auch nicht gestaffelt, sondern in einer Flucht liegend, doch den nämlichen perspektivischen Effekt hervorrufen, wie ihn seine Mainzer Favorite mit dem Orangeriehaus und den detachierten Pavillons aufwies. In Mainz war das Orangeriehaus ein Gebäude von etwa 40 m Länge in einem geraden Flügel, in Göllersdorf folgt nach den raumschaffenden gedoppelten Pavillons ein vom Tiefenzug durchbrochener Flügel, der in der Mitte halbkreisförmig ausweicht und sich öffnet. Es scheint, daß man ursprünglich die Absicht hatte, die Durchbrechung mittels eines Bogenmotivs zu umbauen.⁴²

In einem verjüngten Maßstab ist hier das Motiv der Mainzer Favorite mit dem des Schrattenhofener Belvedere verbunden. So konnte Welsch in Schwaben und Österreich seine rheinisch-fränkischen Ideen verwirklichen; aus dem Schwäbischen wurden sie durch den Braunschweiger Lüttich ins Fränkische, an die Tauber nach Weikersheim, zurückgetragen.

Der Weikersheimer Bau ist zeitlich und entwicklungsmäßig die späteste Orangerie im Vergleich mit den Anlagen in Gaibach, Pommersfelden, Biebrich, Schrattenhofen und Göllersdorf. Lüttichs Werk läßt sich ohne Schwierigkeit an den Schluß dieser Reihe setzen und nimmt dort einen überzeugenden Platz ein (Abb. 11, 12 und 13).

Die Weikersheimer Orangerie ist an das westliche Ende des von der Schloßfront zur Tauber hin sich dehnenden Gartens gerückt und besteht aus zwei spiegelhälftig sich gleichenden Einzelgebäuden mit einer Gesamtlänge von nahezu 100 Metern. Die Flügel sind nach außen hin jeder durch einen zweistöckigen Pavillon abgeschlossen, der, in der Fassade dreiaxig, von jonischen Pilastern mit Anlauf gegliedert ist. Das Obergeschoß ist ein Mittelding zwischen Mezzanin und Attika und dient nur der äußeren Erscheinung des Baues und dem Verbergen der Heizanlagen. Im Untergeschoß hat jeder Pavillon in der Fassade eine Türe und in den seitlichen Achsen Figurennischen. Über dem Portal des südlichen Pavillons ist das hohenlohesche Wappen des Grafen Karl Ludwig angebracht und in den Nischen stehen Diana und Minerva als Sinnbilder der Jagd und der Kriegskunst, über dem Portal des nördlichen Pavillons ist das öttingensche Wappen der Prinzessin Friederike Sophia mit dem Fürstenhut gemeißelt und in den Nischen stehen Juno und Venus als Verkörperungen fraulicher Würde und Schönheit (Abb. 14). An die Pavillons

⁴² Vgl. den Stich bei B. Grimschitz, Johann Lukas von Hildebrandt, Abb. 63.



Abb. 16. Orangerie in Weikersheim, Gebäk.

schließen sich zur Mitte hin und in der Front merklich zurückgesetzt auf beiden Seiten vier Bogenstellungen an, über denen das Hauptgesims der Pavillons fortläuft. Die Arkaden sind zwischen Pfeilern mit Kämpferplatte gespannt, über die jonische Pilaster gelegt sind; der Schlußstein der Bögen ist jedesmal herausgehoben und so weit hochgezogen, daß er die Unterkante des Hauptgesimses berührt. Über diesem läuft eine Balustrade, die schon hinter den Leerfenstern der Pavillons sichtbar war; jeweils über den Pilastern sind anstatt der Baluster viereckige Docks gesetzt, auf denen abwechselnd Deckelvasen und Vasen mit Baumzier stehen; über den Pilastern der Pavillons wurden kleine Obeliskn aufgestellt. Anschließend an die Bogenstellungen weicht die Schauseite an beiden Gebäudehälften zur Mitte hin im Viertelkreis zurück, so daß zwischen den beiden Bauten, welche sich bis auf 6 m nähern, ein Freiraum von annähernd halbovalen Grundriß entsteht. Das Arkadenmotiv ist in diesem letzten gekurvten Drittel durch drei große Blindbögen weitergeführt, auch Pfeiler, Kämpfer, Pilaster und Schlußstein sind wie an den Bögen der geraden Teile gebildet. Vor die Pilaster sind hier aber große Freisäulen mit jonischen Kapitellen gestellt, je eine vor die beiderseits vier Pilaster der drei Bögen und dann jeweils eine in der beiderseitigen Verlängerung des vorragenden Gebäk, das, weitausladend und in einem wunderbaren Detail gebildet, auf den Freisäulen aufruhrt. (Abb. 15). Über dem Hauptgesims läuft, dem Viertelkreis folgend, die Balustrade fort, auf deren Docks statt der Vasen hier Göttergestalten ruhen. Von diesen schleifen über jeder Säule kräftige Voluten auf die Gebäkstirnen herab, es sind die Reminiszenzen an die seltsamen Verschleifungen Welschs am Schrackenhofener Belvedere, elegante Umdeutung eines noch ganz hochbarocken Motivs.⁴³ In den beiderseits drei Blindbögen wurden sechs lebensgroße Statuen aufgestellt (Abb. 16) und im Mittelpunkt des ovalen Plages erhob sich auf hohem Postament ein Reiterstandbild wirkungsvoll gerahmt von der Säulenarchitektur, die hier das Relief der Fassade zur Plastik des umrahmten Raumes steigert.

In den vorgezogenen Pavillons waren die Heizungen untergebracht, welche die den Zitrusarten im Winter nötige Wärme lieferten. Die Bedachung war einhüftig hinter der Balustrade aufgelegt, um sie den Blicken vom Park her zu entziehen, und konnte im Frühjahr abgenommen werden, um den Gewächsen Luft, Regen und Sonne zugute kommen zu lassen, noch bevor sie in den Nächten freistehen durften.

⁴³ Man vergleiche die ähnliche, konstruktiv bedingte Form an Mansarts Kolonnaden in Versailles.



Abb. 17. Park und Orangerie in Weikersheim auf einem Gemälde des Spätrokoko in Schloß Öhringen (Ausschnitt).

Der bauliche Bestand ist im ganzen noch unverändert zu erkennen, Einzelheiten sowie die Umgebung des Gebäudes können aus einigen Ansichten des 18. Jahrhunderts erschlossen werden. Originalpläne haben sich nicht erhalten. Die Parksansicht im Saal des Schlosses zeigt, wie erwähnt, die Orangerie noch nicht. Eine, wenn auch flüchtige und unzuverlässige Darstellung findet sich auf einer 1747, wohl zum 45. Regierungsjubiläum des Grafen, von Homann in Nürnberg herausgegebenen Karte Weikersheims und des Karlsbergs mit Umgebungen, die auch den Ansichten in Wibels Hohenlohescher Kirchengeschichte zugrunde liegt. Den besten Eindruck vermittelt eine im Langenburger Archiv befindliche Zeichnung (Abb. 1) des öhringischen Hofzimmermeisters Georg Peter Schillinger, die im Kupferstich als Tafel XXVI in dessen 1745 erschienener *Architectura Civilis* verwendet erscheint (Abb. 11). Nach Schillingers Blatt ist auch eine kleine Zeichnung im Weikersheimer Archiv entstanden. Da auf der Langenburger Zeichnung und auf dem Kupferstich die Figurennischen an den Pavillons und in der Mitte nicht zutreffend dargestellt sind und da die Zeichnung noch eine aus Akanthusranken gebildete Balustrade zeigt, während der Kupferstich diese der Ausführung entsprechend mit Balustern gibt, mag die Möglichkeit bestehen, daß die Zeichnung nicht nach einer Bauaufnahme, sondern nach einem damals noch vorhandenen Originalentwurf angefertigt wurde.

Ein im Schlosse zu Öhringen befindliches Familienporträt aus der Zeit des spätesten Rokoko zeigt den Fürsten Friedrich Ludwig Karl von Hohenlohe mit seiner Familie vor dem Hintergrunde des Weikersheimer Parks (Abb. 17). Auf diesem Gemälde ist der alte Zustand des Parks und der Orangerie noch gut zu erkennen.

An Hand der alten Ansichten kann auch die Gestaltung des Mittelstückes der Orangerieanlage betrachtet werden. Weder die „Colonnaden“ noch das inmitten aufgestellte Reiterbild lassen sich aus dem Kreis Welschs oder überhaupt rheinisch-fränkischer Kunst im weitesten Sinne ableiten. Es war oben gezeigt worden, wie zwar die Disposition der Weikersheimer Orangerie, ihr Grund- und Aufriß und auch die Kurvierung des Mittelteils grundrißmäßig in Schratthofen ihre letzte Vorstufe fand, auch die Bildung der Freisäulen fand in etwa eine ursächliche Vorbildung in den Schratthofener Postamenten mit Freifiguren. Das neue, über Welsch hinausgehende Moment ist für Lüttich eine urkundlich nicht beweisbare, aber sicher zu erschließende Bekanntheit mit dem Ideenkreis Fischers von Erlach. Es sind die Kolonnaden und das Reiterbild, die beide Lüttich aus dem Ideenkreis des Wiener Meisters kennenlernte. Wie es noch nicht möglich war, die vorhandenen Beziehungen Welschs zu Wien vor seiner ersten



Abb. 18. Johann Bernhard Fischer von Erlach, Entwurf einer Gartenarchitektur, Kupferstich (Ausschnitt).

uns bekannten Reise vom Jahre 1714 genau zu erklären, für die aber der 1711 begonnene Mittelbau des Schlosses Biebrich bereitetes Zeugnis ablegt, so muß auch für Lüttich diese Frage offen bleiben. Von welchen Zufällen die Aufdeckung solcher wichtigen Kunst- und Künstlerbeziehungen abhängig ist, mag aus dem Beispiel der erst 1927 nachgewiesenen Berlin-Reise Fischers von Erlach⁴⁴ deutlich werden, deren Folgen nicht unbemerkt im Werk des Wieners geblieben waren.

Eine Orangerieanlage, die mit der Weikersheimer in der Gestaltung des Mittelstücks vergleichbar wäre, existiert nicht; Lüttichs Werk als solches ist ein Einmaliges, Neues und Selbsterfundenes. Es ist nötig, daß wir hier etwas weiter ausgreifen.

J. B. Fischer von Erlach bringt im fünften Teil seines „Entwurfes einer Historischen Architektur“ („Divers Vases“) auf der Tafel XIII zwei große Prunkvasen, eine „Vase d’Hercule“ und eine „Vase de Neptune“, denen als Hintergrund eine Gartenarchitektur dient (Abb. 18). Man sieht eine durch Bogenstellungen gebildete Gartenmauer, die in der Mitte von einem höchst eigenartigen Bauwerk unterbrochen ist; aus zwei senkrecht zur Mauerrichtung stehenden, einander gleichenden halbovalen Mauerschalen ist ein Freiraum geschaffen, in dessen Mitte sich ein Reiterstandbild erhebt.

Sedlmayr hat zur Datierung des Blattes, das sich unter denen des Manuskripts von 1712 befindet, aber wie das ganze Werk erst 1721 erschien, auf die Freisäulen verwiesen, welche sich am Liechtenstein-Belvedere in Wien wiederfinden, und rückte im Anschluß an dessen Datierung auf 1687 auch das Blatt V/XIII in diese Jahre.⁴⁵ Auch die Tafeln XVII und XVIII des IV. Bandes zeigen das Motiv. Jedenfalls gehört der Entwurf V/XIII, offensichtlich ein Parktor, in jene erste Zeit Fischers, die noch von starken Phantasievorstellungen durchdrungen ist, in die Jahre 1705, denen dann eine „Phase konkreter Architektur“ folgt.

Die Architektur des Blattes V/XIII ist in allem eine für Fischer geradezu charakteri-

⁴⁴ H. Hantsch, Belvedere, Heft 60.

⁴⁵ H. Sedlmayr, Fischer von Erlach der Ältere, München 1925, S. 16. Derselbe, Zum Oeuvre Fischers von Erlach II. Belvedere, Jg. XI, S. 135.



Abb. 19. Orangerie in Weikersheim, östlicher Flügel und Denkmal. Ausschnitt aus Schillingers Stich.

stische Erfindung, und ihr innerstes Wesen ist von Lüttich in Weikersheim in einer sonst im 18. Jahrhundert nicht wieder verstandenen Folgerichtigkeit wiedergegeben worden: Fischers Parktor ist als Raum gedacht; eine Vorstellung, der jeder Vorgang zu fehlen scheint und die nur sinnvoll wird, wenn das Davor- oder Dahinterliegende, eben der Park, auch als Architektur, als umbauter Raum empfunden wird. Dieses Grundempfinden liegt der Weikersheimer Orangerie zugrunde, deren Mittelstück ein Tor zur Landschaft sein sollte, ein Tor aus dem architektonisierten Garten für den Blick ins Taubertal. Wenn auch Lüttich die Halbovale Fischers in Viertelstücke ändert, gilt doch von ihnen auch das Wesensmerkmal, das Sedlmayr für Fischer feststellt, daß nämlich beim Parktor die „Innenwand einer angeschnittenen Raumzelle die Funktion der Fassade übernehmen“ kann; Lüttichs Weikersheimer Kolonnaden sind Innenraum und Fassade, Innenraum für das Reiterbild und dessen nahen Betrachter, Fassade für die anliegenden Orangeriehäuser.

Was Sedlmayr für Fischers Parktor als Möglichkeit entwickelt: „für einen Betrachter der in der Mitte des Parktores steht, könnten die zwei konkaven Schalen ebensogut Fassaden seitlicher Bauten sein“, das ist von Lüttich als Wirklichkeit gebaut. Indem er seinen Orangerieplatz offen bildet, also anstatt der beiderseitigen Halbovale Viertelstücke verwendet, hat Lüttich bessere Möglichkeit geschaffen, die Blicke, die vom Schloß her der Gartenachse folgen, einfangen zu können. Fischers Projekt, als Parktor und Point de Vue am Ende einer Allee gedacht, ist mit Freisäulen gerahmt, wie diese auch beim Liechtenstein-Belvedere, wo sie über Eck gedoppelt stehen, nur Rahmenmotive sind. Lüttich hingegen stellt die Freisäulen nicht nur an die Abschlüsse der Viertelstücke, sondern er benützt sie zu deren Wandgliederung überhaupt, um der Architektur des zum Park geöffneten Freiraumes noch eine genügende Fernwirkung zu geben (Abb. 19).

Hier könnte eingewendet werden, daß bei solchem Sachverhalt der oben gezeigte Gang der Entwicklung von Gaibach nach Weikersheim doch nicht zutrefte, daß es sich vielmehr bei Lüttichs Werk um eine gerade einflügelige Anlage handele, in die das halbierte Oval und das Denkmal eingestellt seien wie das Tor in Fischers Parkmauer. Dem ist aber nicht so; ohne Welsch und sein Schratthofener Belvedere ist die Weikersheimer Orangerie nicht denkbar; es wurden nur um des Zweckes willen zwischen Pavillons und Mittelstück des Welschischen Belvedere-Gerüsts gerade Trakte eingeschoben. Erst bei dieser Station der Planung konnte Fischers Idee zur Ausgestaltung des grundrißmäßig vorbestimmten Mittelstücks wirksam werden.

War die Mitte der Orangerieanlage herausgebrochen, so mußte doch ein Mittelpunkt da sein, und den bildete ein Reiterstandbild, das, vor der freien Landschaft des Taubertgrundes stehend, von einer zu höchstem Ausdruck gesteigerten Architektur gerahmt, durch sein Dasein jene glücklichen Fähigkeiten bedeutender Zeiten und großer Künstler dokumentiert, zeitgebundenen Zweck und zeitlose Form, Gegenwartszweck und Denkmal als eines zu empfinden und gestalten zu können. Die Verbindung von Architektur und Monument bei Fischer läßt keinen Zweifel darüber, daß Lüttich eben gerade diese Idee kannte. Wie ihm die Kenntnis zukommen konnte, das ist noch nicht zu erklären.

Wir wissen, daß Fischer seit 1705 sich mit dem Werk der Historischen Architektur beschäftigte; da sie aber erst 1721 erschien, muß einzelnes aus dem Manuskript, das 1712



Abb. 20. Johann Fr. Nette, Entwurf für eine Kolonnade zu Ludwigsburg.
Kupferstich 1712.

abgeschlossen war, bekannt geworden sein. In diesem Zusammenhang wird es von Bedeutung, daß Lüttich bis 1710 in braunschweigischen Diensten war und daß er als schulmäßig ausgebildeter Architekt und Ingenieur ohne Frage mit der Bibliothek in Wolfenbüttel und ihrem Betreuer Leibniz in Beziehung gestanden haben mag, der ihm als Mathematiker ja auch fachlich etwas zu sagen hatte und überdies auch an der Baukunst nicht uninteressiert war. Leibniz hatte damals mit dem Gelehrten Heräus in Wien, der den Text für die Tafeln in Fischers Historischer Architektur verfaßte, eine lebhaftes Korrespondenz wegen Gründung einer Akademie in Wien, in die nach Leibnizens Vorschlag auch Fischer von Erlach aufgenommen werden sollte. Diese hier genannten Beziehungen sollen eine Möglichkeit andeuten.

Sehr bemerkenswert ist, daß auch in Nettes 1712 erschienenem Kupferstichwerk über Ludwigsburg ein eng verwandtes Motiv aufklingt, und zwar hinsichtlich des Denkmals wie der Architektur. Auf einem Blatt „Sr. Hochfürstl. Durchl. Bildnuß auß Erth“ zeigt Nette das Standbild des Herzogs von Württemberg zu Pferde inmitten einer aus zwei kreisförmigen Wandstücken bestehenden offenen Säulenhalle (Abb. 20). Während der Grundriß bei Fischer ein Mittelrechteck mit seitlich angeschobenen Halbkreisen darstellt, in dessen Zentrum das Denkmal steht, so ergibt sich in Weikersheim die gleiche Grundform halbiert, indessen bei Nette ein Kreis als Grundfigur erscheint. Fischer und Lüttich ist die Verbindung des Denkmalgehäuses mit einer außen anschließenden Mauer bzw. Gebäudeflügeln gemeinsam, während Nette seine Rotunde noch einmal in die Mitte einer halbkreisförmig umschließenden Säulenhalle stellt, wodurch eine peinliche Häufung der Motive entsteht und — indem das Mittelstück nun allseits umschritten werden kann — das Denkmal widersinniger Weise doch nur von zwei Seiten her sichtbar wird.

Nette mag das Unbefriedigende dieser seiner Denkmalkonzeption selbst empfunden haben, denn auf der Gesamtansicht des Ludwigsburger Parks fehlt der Rundbau und das Reiterbild steht nun frei zwischen den äußeren Kolonnaden der Orangerie ganz in deren Tiefe gerückt; so hat er das Originelle der Idee Fischers, die er irgendwie kennengelernt hatte, die zu meistens ihm aber nicht gelang, schließlich fallen lassen.

Ob Lüttich nun direkten oder indirekten Zugang zu Fischers Ideen gewonnen hatte — ob er vielleicht auch mit dem 1714 schon gestorbenen Nette bekannt geworden war, dessen Stichwerk mit dem Denkmalbau allerdings nur zur Filiation der Fischerschen Idee gehört und nicht in die Genealogie der Weikersheimer Orangerie —, fest steht, daß er 1719 von

dem Entwurf Fischers auf Tafel V/XIII seines Werks aus dessen Manuskript Kenntnis haben mußte. Graf Karl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim mag Lüttichs Vorschlag zum Reiterbild selbst auch gern angenommen haben, denn er hatte ja bei seinem Besuch in Berlin im Jahre 1707 dort Schlüters 1704 aufgestelltes Reiterbild des Großen Kurfürsten bereits gesehen und gewiß bewundert oder gar auch dessen — allerdings nicht allzu glücklich gelungene — steinerne Nachbildung schon gesehen, die eine Tochter des Großen Kurfürsten, Markgräfin Elisabeth Sophie, in ihrem Hofgarten zu Erlangen aufstellen ließ; 1711 hatte Elias Ränz mit der Arbeit an dem Monument begonnen.⁴⁶

Die Geschichte des Reiterstandbildes ist im Anschluß an Schlüters Werk im Zusammenhang mit den Farnese-Reiterbildern von Mocchi und Ludwigs XIV. von Girardon von Voß und Benkard⁴⁷ behandelt worden. Hier wäre nun darauf hinzuweisen, daß in dem Auftauchen des Motivs bei Fischer von Erlach ein weiterer Einfluß seiner Berliner Reise vermutet, ja sogar als gewiß angenommen werden darf. A. Schneider⁴⁸ beschreibt den Entwurf Fischers für HA. V/XIII, der sich in Zagreb befindet: „... In der Mitte zwischen den beiden Vasen ein Ausschnitt, über den das auf dünnere weißes Papier gezeichnete Gebäude geklebt ist. In diesem wieder ein Ausschnitt überklebt mit der Zeichnung des Reiterstandbildes und der einen Hälfte des Wagens. ...“ Fischer hat also an diesem Entwurf korrigiert; er war anfangs ohne plastischen Schmuck in seinem Zentrum, ein Wagen diente zur Staffage. Als Endlösung fügte er die Reminiszenz an Schlüter in das Oval seines Freiraumes ein.

Es bleibt noch die Frage, wer in Weikersheim durch das Reiterbild verewigt werden sollte. Es entspräche durchaus barockem Empfinden, wenn Graf Karl Ludwig von Hohenlohe sich selbst dieses Denkmal im Park seines Schlosses hätte setzen lassen.

Aus den Abmachungen mit den Bildhauern ist über Sinn und Darstellung des Reiterbildes in Weikersheim nichts zu entnehmen; es ergibt sich aber, daß die erhaltenen bildlichen Darstellungen durchaus verlässlich sind. Am 26. August 1721 wird „das Pferd“ glücklich aufgerichtet,⁴⁹ gleichzeitig am Postament an den Kriegswaffen gearbeitet; bald wird eines „von denen sitzenden bildern hinten am Rücken vollends ausgearbeitet“; es handelt sich um zwei Sklavenfiguren, das übliche Beiwerk der Reiterbilder. Bei einer Neufassung der Gartenfiguren in Blau und Weiß wird 1742 „das große Postament, worauf das reuthende Bild stehet“, und der neu anzubringende „Marschallstab“ erwähnt. Den wertvollsten Hinweis gibt Schillinger im Text zu seinem 1745 erschienenen obengenannten Kupferstich der Orangerie, wo er sagt, daß Graf Karl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim die Orangerie „am Ende der Aussicht des Schloßgartens zum Gedächtnis habe aufhauen lassen“. Der denkmalartige Charakter der ganzen Orangerieanlage, der ja auch Fischers Parktour eignet, kommt mit diesen Worten Schillingers am besten zum Ausdruck. In den sechziger Jahren des Jahrhunderts wird des Standbild „Ihro hochgr. Excellenz Herrn Grafen Carl Ludwigs zu Pferd höchst seel. andenkens“ bei Reparaturarbeiten erwähnt. Aus diesen Äußerungen erhellt, daß man zu Lebzeiten und bald nach dem Tode des Grafen das Reiterbild als sein Denkmal aufgefaßt hat; die lokale Tradition bezeichnet es auch als solches. Wie sehr die Gestaltung des Denkmals in dieser Form und Umgebung jener Zeit lag, dafür bringt Ladendorf⁵⁰ in den Gutachten zur Aufstellung des Standbildes Friedrichs I. von Schlüter bezeichnende Beispiele. Eigenartigerweise ist auch in Erlangen die Identifizierung des Reiterbildes nicht eindeutig. Während der Volksmund vom „steinernen Markgrafen“ spricht und damit den bei Beginn des Monuments noch lebenden Markgrafen Christian Ernst meint, sprechen Paul Decker und Delsenbach auf ihrem zeitgenössischen Stich von der „Statua des verstorbenen Churf. zu Brandenburg“; es mag fraglich bleiben, ob die Markgräfin ihrem großen Vater oder ihrem Gemahl, der ihr das Schloß schenkte, ein Denkmal setzen wollte.

In den Bögen der Arkaden stehen die Standbilder der vier „Monarchien“, dazugesellt Pax und Minerva als Sinnbilder der Friedenswerke und Kriegskunst. Die „Vier-Monarchien“-Theorie war der Zeit noch durchaus geläufig⁵¹ und wurde gern verwendet als

⁴⁶ Vgl. Die höfischen Barockbauten zu Christian-Erlang von F. Schmidt und E. Deuerlein, 1936, S. 24 f.

⁴⁷ H. Voß, Andreas Schlüters Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten und die Beziehungen des Meisters zur italienischen und französischen Kunst. Jahrb. d. Preuß. Kunstsammlung, Nr. 29, 1908. E. Benkard, Andreas Schlüter, Frankfurt a. M., 1925.

⁴⁸ A. Schneider, Johann Bernhard Fischer von Erlachs Handzeichnungen für den „Entwurf einer historischen Architektur“, Zeitschrift für Kunstgeschichte, Bd. I, S. 254.

⁴⁹ FHA. Weikersheim A. X. 2. 28.

⁵⁰ H. Ladendorf, Der Bildhauer und Baumeister Andreas Schlüter, Berlin 1935, Kap. I, Anm. 122.

⁵¹ Vgl. dazu O. Lauffer, Die Begriffe Mittelalter und Neuzeit... Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, 1936.



Abb. 21. Orangerie in Weikersheim.

Vierer-Zier, wie sonst die vier Erdteile, die vier Winde oder die vier Elemente. Zu Unrecht hat Treitschke gerade diese vier Monarchen am Eingang des „Hohenlohischen Reiches“ als Charakteristikum duodezfürstlicher Überheblichkeit gedeutet;⁵² ihre Aufstellung ist nur aus der dekorativ-symbolistischen Idee heraus zu verstehen, die den barocken Programmen von Gelehrten oder interessierten Laien zugrunde gelegt wurde. Auch hier darf wieder Dr. Schneider oder vielleicht einer der hohenlohischen Historiographen als Anreger vermutet werden. Jedenfalls war das Ursprüngliche meist der Schmuckbedarf, dem erst die Sinndeutung der aufzustellenden Statuen folgte; das zeigen die Figurenscharen der Barockgärten. Die Darstellung schließt an den Traum Nebukad-

⁵² H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Leipzig 1928, I., S. 19.

nezars bei Daniel, Kap. 7, im Alten Testament an. Leonhard Kern hatte sie 1617 am Nürnberger Rathaus angebracht, als Medaillons schmückten sie den Mittelsaal des Rathauses in Schwäbisch Hall, sie finden sich im Kaisersaal des Fuldaer Abtschlosses und im Marmorsaal zu Pommersfelden, hier mit der Aetas Aurea und Argentea vereint. Die Geschichtsschreibung hatte sich lange Zeit an die Vier-Monarchien-Theorie gehalten, in Sebastian Münsters weitverbreiteter Chronik findet sie sich in der Ausgabe von 1628 sogar als Titeltupfer gebracht.

In Weikersheim steht zur Linken Nimrod, ihm gegenüber Cyrus, als zweites Paar Alexander und gegenüber Augustus. Dazwischen beiderseits Pax und Minerva. Die Gebrüder Sommer erhielten 1722 als Bezahlung 99 Gulden für die 6 Statuen „in die 6 böch am Orangeriehaus“.

Der Figurenschmuck auf der Attika steht mit dem Reiterbild in keinem Zusammenhang. Wegen starker Wetterschäden sind die acht Figuren nicht mehr sicher zu deuten, es handelt sich in der Ausführung, die hier von dem Stich Schillingers abweicht, um eine Götterfolge, zur Linken wohl Jupiter, Äskulap, Merkur und Neptun, zur Rechten wohl Mars, Apoll und zwei nicht mehr deutbare Gestalten.

Die geniale Idee Welschs für Schrattenhofen hat Lüttich noch einmal neu geboren und in Verbindung mit Ideen aus dem Schaffen Fischers von Erlach in eine monumentale Form umgedacht. Lüttichs Bau ist Welsch und Fischer gleichermaßen verpflichtet; sein Werk ist aber ein Ganzes, ein Neues und deshalb auch Eigenes. Es sind nicht schlechthin zwei hier und da aufgegriffene Motive kombiniert worden, sondern es liegt eine eigene Idee Lüttichs zugrunde, der, um dem Auftrag Karl Ludwigs von Hohenlohe nachzukommen, das Problem Orangerie-Belvedere von neuem durchdachte.

Ohne eigentlichen Zweck hat sich das Orangeriegebäude durch das 19. Jahrhundert hindurchgerettet, ohne Dächer und ohne Fenster, ohne Decken und ohne Vorkehrungen zur Überwinterung kostbarer Gewächse. Das Reiterstandbild ist bei Gartenarbeiten um 1865 verschwunden, als einzigen Rest findet man im hohen Gras des Halbrunds noch Teile des Sockels, vor nicht allzu langer Zeit sollen auch Teile des Pferdeleibes noch zu finden gewesen sein. Allein der Orangeriebau als solcher blieb erhalten, durch Verwitterung und mutwillige Zerstörung beschädigt und gefährdet. Gerade in seiner jetzigen Erscheinung, ohne einen noch erkennbaren Zweck, verkörpert ihn die Schönheit verfallener Ruinen; jene leichtere Aufgeschlossenheit und poetische Betrachtung, welche alten Burgen entgegengebracht wird, die ihren sachlichen Zweck längst erfüllten und nun, zwecklos im ursprünglichen Sinne, erhalten werden, um einem höheren Zweck unserer Zeit zu dienen, sie wird, wenn auch oft unbewußt, dieser Weikersheimer Orangerie, mehr als wohl sonst einem Bauwerk des 18. Jahrhunderts, entgegengebracht (Abb. 21).

Ein seltsamer Reiz von „fremdartiger Schönheit“ (Dehio) wird dem Pomeranzenhause an der Tauber immer eigen bleiben; dieses festliche Bauwerk ist indes aus dem verträumten Park des Grafen von Hohenlohe-Weikersheim nicht mehr wegzudenken; seine Fundamente ruhen im Norden, im Südosten und im Westen des Reiches. Gleich einem Symbol der staatlichen Vielfalt des Reiches ist seine Art aus den Zentren deutscher Barockkunst herausgewachsen, um dort, wo die Karte des Reiches am buntesten war, Gestalt anzunehmen. So entstand die Weikersheimer Orangerie als ein Denkmal des hohenloheschen Landesherren aus der Einheit überterritorialer deutscher Barockkunst. Die Gestaltung der Idee zur einheitlichen Erscheinung, die sonst meist das Werk zusammenwirkender Künstler verschiedener Auffassungen war, nahm diesmal einer allein vor, dem sein Werk auch wieder ein Denkmal sei: Johann Christian von Lüttich.

Nachweis der Abbildungen. Mainfränkisches Museum, Würzburg: 1, 2, 4, 7, 8, 11, 12, 19. / Gundermann, Würzburg: 3, 21. / Von Freeden, Würzburg: 6, 15. / Stürtz A. G., Würzburg: 18, 20. / Deutscher Kunstverlag, Berlin: 5. / Rau, Öhringen: 17. / Ballack, Wien: 9, 10. / Luftverkehr Strähle, Schorndorf: 13. / Landesbildstelle Württemberg: 14, 16.

Buchbesprechung

Paul Schöffel, *Herbipolis Sacra*. Zwei Untersuchungen zur Geschichte des Bistums Würzburg im frühen und hohen Mittelalter. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wilhelm Engel. Kommissionsverlag Ferd. Schöningh, Würzburg 1948. Broschiert 5,20 DM.

Die beiden, nebst einer Würdigung und Bibliographie durch den Würzburger Historiker Professor Dr. W. Engel von der Gesellschaft für fränkische Geschichte herausgegebenen Abhandlungen stammen von dem 1944 gefallenen Würzburger Archivrat Schöffel, mit dem eine Hoffnung der ostfränkischen Geschichtsforschung dahingegangen ist.

Im ersten Aufsatz „Karlbürg, Karlstadt und die fränkische Gertrud“ wird eine mainfränkische siedlungsgeschichtliche Frage überzeugend gelöst. Der Ort Karlbürg mit sehr alter Pfarrei und der darüber gelegenen Karlsburg (822 Karloburga = „Burg der freien Männer“; Karl in der Bedeutung „Mann“) gehen beide nicht auf die Karolingerkönige zurück, sondern sind älter. Die Karlsburg muß ein frühfränkisches Kastell sein und eine alte Volksburg schon der Vorzeit als Vorläufer gehabt haben. Im tiefergelegenen Ort Karlbürg liegt wohl eine alte Königskirche mit Königsgut vor; der *fiscus regalis* Karlbürg gab die Grundlagen des spätmittelalterlichen Amtes Karlstadt ab. Karlstadts Gründung im Gebiet der ehemaligen Dorfmarkung von Karlbürg kann auf die Zeit um 1200 festgelegt werden; Gründer ist der würzburgische Bischof Konrad. Die „fränkische Gertrud“ der Karolingerzeit aber, die angebliche Gründerin des Klosters Karlbürg, erweist sich als gelehrte Erfindung späterer Jahrhunderte.

In seiner zweiten Abhandlung über Neumünster und Dom in Würzburg vornehmlich für das 11. Jahrhundert kommt Schöffel in Auseinandersetzung mit den mittelalterlichen Berichten zu dem Schluß, daß die Bischöfe Bernward und Heinrich I. von Würzburg aus der Stammtafel der Grafen von Komburg-Rothenburg zu streichen sind und ebenso dieser Bischof Heinrich I. als Gründer des Würzburger Stifts Neumünster. Letzteres ist vielmehr gemeinsame Stiftung des Bischofs Adalbero und des Emehard von Rothenburg aus dem Komburger Grafengeschlecht unter finanzieller Beteiligung der Königin Richeza von Polen mit dauernder Anteilnahme der Grafen von Rothenburg-Komburg. Dorf und Pfarrei Dettwang mit Zubehör, darunter der Baugrund der Rothenburger „alten Burg“ sind aus den Händen dieser Grafenfamilie an das Würzburger Stift gekommen. Auch die vermutliche Mutterpfarrei von Dettwang, Leuzenbronn, und die südwestlich davon gelegene Pfarrei Blaufelden, deren Patronatsrecht dem Stiftspropst von Neumünster zustand, mögen auf Schenkung des ersten nachweisbaren Stiftsvogts Heinrich von Rothenburg-Komburg oder eines anderen Mitglieds dieser Grafenfamilie zurückgehen. Schenkungen Emehards an das Stift dürften Markelsheim (1144 Güter im Besitz von Neumünster, WUB 2, 33 Nr. 321) und Ailringen (1245 Hof mit Zubehör in Neumünsters Besitz, Weller, HUB 1, 125 Nr. 219) sein. Daneben sind wahrscheinlich noch weitere der ausgedehnten Stiftsbesitzungen im Tauber- und Jagstgebiet — Pfarreien, Zehnten, Hufen, Grundzinse — auf Schenkungen Emehards zurückzuführen. Es ist jener Emehard, dem Kaiser Heinrich III. 1054 „wegen seines unablässig treuen Dienstes“ Güter im Tauber- und Jagstgau aus Lehen in Eigen umwandelte (WUB 1, 272); er ist wohl jener ostfränkische Hochadlige, welcher auf der Mainzer Synode 1049 als anwesend genannt ist (Schöffel-Engel, S. 64). Ihn nennt im Komburger Schenkungsbuch die im 14. Jahrhundert geschriebene Gründungsgeschichte des Klosters Komburg als Gründer der Kirchen von Tüngental (Tungetal) und Reinsberg (Reinoltesberg) bei Schwäbisch Hall.

Es sei hier hinzugefügt, daß 1948 bei Grabarbeiten zum Neubau der 1945 kriegszerstörten Kirche in Tüngental im Innengrund des Chores außer vorromanischen Bestattungen Grundmauerteile jener „Emehardkirche“ aus der Zeit um 1050 angetroffen worden sind, worüber das Jahrbuch „Württembergisch Franken“ im folgenden Band noch berichten wird.

E. Kost.

Nachträge und Berichtigungen

Zu **Kost**, Neue Bodenfunde der Vorzeit und des Mittelalters in Württembergisch Franken 1940—1948:

Seite 29, Linien 22—25 („Dazu gehört . . . angesetzten Henkel“) sind zu **streich**en.

Zu **Fischer**, Die Ortsnamen des Kreises Crailsheim:

Seite 72, Linie 32, muß es heißen: Blaufelden (statt Baufelden).

Seite 74, Linie 2 von unten: Es ist möglich, daß einer (statt eine).

Seite 78, Linie 20 von unten: bis ins 19. (statt 10.) Jahrhundert (1860).

Seite 80: Ganertshausen (statt Gannertshausen).

Seite 77, Linie 5 von unten: Beim **Falkenstein** dürfte es sich um eine vorgeschichtliche Abschnittbefestigung handeln, was allerdings mittelalterliche Benützung nicht ausschließt.

Seite 79 ff.:

Bartsweiler Gde. Marktlustenau, abg., von PN. Barto, Kzf. zu Bartholf, Barthart, zu ahd. barta = Axt, Beil.

Bernhardsweiler Gde. Lautenbach, vom PN. Bernhard = Bärenkühn.

Bergertshofen Gde. Leukershausen, 1357 Berkershoven, vom PN. Berker, Berichter, zu bergan = bergen, schütgen, und ger = Speer.

Böhmweiler Gde. Spielbach, falls 1321 Bebenwiler, vom PN. Bebo, Babo, Lallwort wie in Bemberg, Bebenburg.

Brüchlingen Gde. Billingsbach, 1357 Bruchtlingen, vom PN. Bruocho, Kzf. zu Bruohorath; zu ahd. bruoh = Hose.

Dautenhofen Gde. Schmalfelden, abg., unsicher, da ältere Formen fehlen; kaum zu diot = Volk, eher zu einer Nebenform von doto = Pate gehörig.

Deufstetten, 1268 Tinfstetten, nach seiner „tiefen“ Lage benannt.

Emmertsweiler, oder Einertswiler, abg. bei Blaufelden, wie Emmertsbühl bei Wiesenbach, vom PN. Einhart = Aginhart.

Enzenweiler Gde. Spielbach, vom PN. Anzo, Enzo, vom Wortstamme ant-, altenglisch ent = Riese.

Ganshofen bei Jagstheim, 1183 Ganshoven, nach der auf dem Gute lastenden Abgabe von Gänsen benannt.

Guttershofen, abg. bei Ruppertshofen, vom PN. Godehar, Gotheri, Guther = Gotteskrieger.

Horschhausen Gde. Ellrichshausen, 1367 Horsthausen, von mhd. horst, hurst = Gebüsch, Dickicht, nicht von einem PN. Horsco, Horscolf, da sonst Horschelshausen zu erwarten wäre.

Hummelsweiler bei Honhardt, vom PN. Humbold, Huni-bald = riesenkühn.

Ilshofen, 1303 und öfters Ulleshoven, vom PN. Ulli, zu ahd. ula = Eule, zu Vollformen wie Ulfrit, Uligang u. a., oder wahrscheinlicher zusammengezogen aus Udilo, zu Namen wie Udalrich = Ulrich, zum Wortstamme udal, odal = Besitz.

Lutzenweiler, abg. bei Billingsbach, 1345 Luẗenwiler, 1544 Luẗmannslohe; PN. Luẗ von Ludizo, Hludizo, zu ahd. hlud = laut, berühmt.

Odilsweiler, abg., Gde. Gagstatt, vom PN. Odilo, Kzf. zu Odo, Otto, vom selben Wortstamm ot, oth = odal, Besitz.

Satteldorf, 1344 und öfters Sateldorf, von mhd. satel = Sattel, wohl von Gröningen aus nach dem Sattelberg benannt. Das 1357 erwähnte Sytelwiler = Sattelweiler aber war nach der Pfüge oder Sumpfstelle (mhd. sutte, stätte) bezeichnet, die der Entenbach oberhalb der Mühle (1423 Geigersmühle) bildet.

Selgenstadt bei Leukershausen, nach einem Sal- oder Sel-hof = Herrenhof wohl benannt, oder von sal, salh = Salweide.

Sunhoven, 1357, bei Langenburg abg. = Sunt-hofen = Südhofen.

Weidenhausen, Mühle bei Tiefenbach, mundartlich waddehoase, wohl vom PN. Waido, Waidman, zu mhd. weide = Jagd, Fischfang, Weide.

Weipershofen, 1348 Wiprechtshoven, vom PN. Wig-brecht, Wigbert; wig = Kampf, bert, brecht = glänzend.

Wicelingen, abg. bei Wittau = Westgartshausen, PN. Wizo, Witizo; widu, witu = Wald, Holz.

Wittenweiler, 1090 Witenwilare, PN. Wito, von witu = Holz.

Inhaltsangaben

der Jahrbücher „Württembergisch Franken“ 1932—1940

Neue Folge 16, 1932:

Register zu „Württembergisch Franken“, Neue Folge 1882 bis 1930, Heft 1 bis 15.*

Neue Folge 17/18, 1936 (246 Seiten):

Nachrufe / E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (40 Abb.) / L. Wunder, Über die Ausgrabung von 3 Grabhügeln im Waldteil Groß-Weilersholz bei Triensbach (17 Abb.) / K. Weller, Die Geschichtsschreibung im württembergischen Franken 1750—1870 / K. Schumm, Die hällische Landheg (1 Abb., 1 Karte) / M. Ruoff, Der Aufmarsch Napoleons 1805 durch Württembergisch Franken / G. F. Oertle, Funde von Panzerlurchen um Gaidorf und Schwäbisch Hall (3 Abb.) / E. Kost, Die Burg Stetten an der Speltach und ihr Geschlecht / J. Fischer, Der Schloßbuck an der Speltach (1 Planskizze) / E. Kost, Von der Burg Katzenstein bei Langenburg / W. Frank, Neuentdeckte Grabstätten in der Johanniskirche zu Crailsheim / Buchbesprechungen von Schriften von K. Bohnenberger, K. Weller, H. Weilbach, Fr. Berger, G. H. Schöff-Scheefen, J. Schwarz, M. Leube, G. Blind, H. Heuß.

Neue Folge 19, 1938 (200 Seiten):

Nachruf Heinz Sausele / E. Murr, Zeitgemäße Sippenforschung in Franken / E. Kost, Die drei Schicksalsfrauen (4 Abb.) / G. Röhrich, Die Keckenburg / W. Hommel, Zur Frühgeschichte des Tauhergrunds / M. von Erffa, Wehrhafte Dorfkirchen in Württembergisch Franken (58 Abb.) / Th. Osterritter, Die französische Emigrantenlegion Mirabeau im Hohenloheschen / R. Boehmker, Die Dunkelgräfin in Ingelfingen (1 Abb.) / K. Döttinger, Die Auswanderung aus dem Kreis Crailsheim / E. Kost, Th. Schmid, F. Rau, Th. Osterritter, Von der heimatkundlichen Jubiläumsausstellung in Öhringen 1037—1937 (29 Abb.) / E. Kost, Neue vor- und frühgeschichtliche Funde in Württembergisch Franken (24 Abb.) / Buchbesprechungen von Schriften von K. O. Müller, H. Chr. Schöll, H. Brunner, H. Kling, W. Hommel, A. Herrmann, R. Gabel, H. Heuß, O. Gerhardt.

Neue Folge 20/21, 1940 (293 Seiten):

E. Kost, Die Kelteniedlung über dem Haalquell in Schwäbisch Hall (40 Abb.) / W. Veck, Eine keltische Solesiederei in Schwäbisch Hall (24 Abb.) / W. Hommel, Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall (3 Abb.) / P. Goebler, Aus der germanisch-spätromischen Frühgeschichte der Öhringer Gegend / J. Zeller, Mergentheims Entwicklung von 500—1340 (17 Abb.) / G. Hoffmann, Neuaufgedeckte Wandbilder in der Kirche in Schäfersheim (1 Abb.) / E. Kost, Der Schenk von Limpurg, ein ritterlicher Minnesänger der Hohenstaufenzeit (2 Abb.) / H. Wentzel, Stifterbilder um 1400 in Württemberg (13 Abb.) / E. Liese, Der armlose Schreiber Thomas Schweicker als Mensch und Künstler (14 Abb.) / H. Lenckner, Beiträge zur Lebensgeschichte des Sebastian Coccyus / Buchbesprechungen von Schriften von K. Weller, Fr. J. Bendel, M. Miller, W. Grube.

Inhaltsangaben

der Jahreshefte „Württembergisch Franken“ I (1847) bis X (1875) und der Jahreshefte „Württembergisch Franken“, Neue Folge 1 (1882) bis 10 (1910), siehe „Württembergisch Franken“, Neue Folge 10 (1910), Seiten 62 bis 65; der Jahreshefte „Württembergisch Franken“, Neue Folge 11 (1914) bis 15 (1930), siehe gedrucktes Nachtragsverzeichnis 1932, Seite 28.

* Register zu „Württembergisch Franken“ I (1847) bis IX (1873) ist 1877 gesondert erschienen. Band X (1875) hat eigenes Register. Das Register zu „Württembergisch Franken“, Neue Folge 1 (1882) bis 15 (1930), ist 1932 als „Württembergisch Franken“, Neue Folge 16, erschienen.

Inhaltsverzeichnis

Jubiläumsjahrbuch „Württembergisch Franken“, Neue Folge 22/23

Erster Teil, 1947/48

	Seite
P. G o e b l e r, Professor Karl Weller und die Frankenforschung. Mit Bildnis	5—23
E. K o s t, Neue Bodenfunde der Vorzeit und des Mittelalters in Württembergisch Franken 1940—1948. Mit 16 Abbildungen	24—37
W. M a t t h e s, Die frühesten Obst-, Gemüse- und Getreidefunde in Europa. Mit 6 Abbildungen	38—42
E. K o s t, Die Große Platte, ein Naturdenkmal im Wald Wolfensumpf bei Kaisersbach. Mit 4 Abbildungen	43—46
E. K o s t, Die Hohe Straße zwischen Kocher und Jagst, ein jahrtausendealter Überlandweg. Mit 20 Abbildungen	47—61
J. F i s c h e r, Die Ortsnamen des Kreises Crailsheim, eine geschichtlich-sprachliche Betrachtung	62—83
E. K o s t, Die Grenzstreitfrage vom falschen Schwur bei Schöpfer und Erde und ihre rechtsgeschichtlichen Hintergründe. Mit 2 Abbildungen	84—87
E. K o s t, Johanniterkomtur Stahl, der Personenname Stahl und die Stahlbühle. Mit 1 Abbildung	88
E. K r ü g e r, Die Stadtbefestigung von Schwäbisch Hall. Erster Teil: Die Altstadt. Mit 54 Abbildungen	89—144
M. v o n F r e e d e n, Die Weikersheimer Orangerie und ihr Meister Johann Christian Lüttich. Mit 21 Abbildungen	145—170
Buchbesprechung: Paul Schöffel, Herbipolis Sacra. Zwei Untersuchungen zur Geschichte des Bistums Würzburg im frühen und hohen Mittelalter. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wilhelm Engel. (E. Kost)	171
Nachträge und Berichtigungen	172
Inhaltsangaben der früheren Jahrbücher „Württembergisch Franken“	173
Inhaltsverzeichnis	174

Jubiläumsjahrbuch „Württembergisch Franken“, Neue Folge 22/23

Zweiter Teil, 1948

erscheint gesondert. Er wird enthalten:

K a r l S c h u m m, Übersicht über die Archivbestände Württembergisch Frankens mit besonderer Berücksichtigung der Archive der Fürsten von Hohenlohe.